Grenzboten-Sammlung. Zweite Reihe, Band 13

Berlin im Jahre 1786

Berlin
im Jahre 1786

Schilderungen der Zeitgenossen

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1886

Vorrede

Der Tod Friedrichs des Großen bildet einen tief einschneidenden Abschnitt nicht nur in der Geschichte Preußens und Deutschlands wie der gesamten europäischen Politik, sondern auch in der Entwickelung der Stadt, deren Einwohner er, wie so viele echte Berliner, nicht leiden zu können behauptete, und für welche er unendlich viel gethan und auf das wärmste gesorgt hat. Der Umstand, daß die Augen der ganzen civilisirten Welt auf den König gerichtet waren, ist auch der Hauptstadt seines Landes zu Gute gekommen und hat in einer Fülle von Schilderungen und Beurteilungen Ausdruck gefunden, deren Umfang in der zeitgenössischen Literatur in Erstaunen setzt.

Eine zusammenfassende Mitteilung solcher Beobachtungen, welche das damalige Berlin in den verschiedensten Beziehungen schildern, schien bei der hundertjährigen Wiederkehr des Todestages des Königs ein Versuch zu sein, der die Mühe des Durchstöberns einer weitschichtigen und in manchen Fällen äußerst selten gewordenen Literatur für denjenigen belohnen konnte, welcher auch in den Ansichten mancher für sich wenig bedeutender Schriftsteller culturgeschichtlichen Wert und vaterländisches Interesse erblickt.

Ursprünglich war die Absicht gewesen, jeden Gewährsmann völlig in seiner eigenen Sprache reden zu lassen und von stilistischen Änderungen ganz abzusehen. Es zeigte sich

jedoch bald, daß dies unmöglich war, weniger der Ungleichheit der Sprache wegen, wie sie dann zu ertragen war, als aus sachlichen Gründen. Wenn z. B. von Teller und Spalding im Originale gesagt wird: „beyde sind vortreffliche Prediger, elegante Schriftsteller und Pröbste, die gegen die Art der protestantischen Geistlichen ihr ziemlich schönes Auskommen haben" (S. 230), so heißt dies in der Sprache unserer Zeit ohne Zweifel „und haben als Pröbste im Verhältnisse zu den sonstigen protestantischen Geistlichen ihr recht gutes Auskommen". Derartige Änderungen im einzelnen zu verzeichnen oder gar zu rechtfertigen, würde den Umfang des Buches ungebührlich erweitert haben, ohne sachlichen Nutzen zu gewähren; nur mußte ein kritisch gestimmter Leser ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht werden. Die genaue Angabe der Quellen wird einen jeden in den Stand setzen, die Art, wie dieselben benutzt, zusammengezogen und verändert worden sind, selbst zu beurteilen.

Gewissenhaft sind dagegen alle diejenigen Änderungen verzeichnet worden, in welchen ein thatsächlicher Irrtum verbessert worden ist. Daß die wenigen poetischen Stücke unverändert wiedergegeben sind, braucht kaum bemerkt zu werden. Ebenso selbstverständlich ist es, daß, wenn auch das Jahr 1786 als Grundlage angenommen wurde, dennoch auch etwas frühere oder spätere Schilderungen nicht ganz auszuschließen waren.

Inhaltsübersicht

Ankunft in Berlin und äußerer Eindruck der Stadt

[1]

Der Verfasser der folgenden Schilderung, G. F. W. F. von Cölln, hat sich durch eine Reihe von Schriften bekannt gemacht, in welchen er die Schwächen der preußischen Verwaltung, wie sie nach dem Tode Friedrichs des Großen allmählich fühlbar wurden, mit starken Strichen schildert und rücksichtslos aufdeckt. Er will den Leser glauben machen, daß er so schon gedacht und empfunden habe, ehe der Staat in Folge der Schlacht bei Jena zusammenbrach, während er vielmehr den Eindruck erweckt, daß er lediglich einer von den Propheten war, die das Unglück in seinen Ursachen erst dann klar erkannten, als es eben schon hereingebrochen war. Trotzdem beruht die Beschreibung seiner ersten Ankunft in Berlin augenscheinlich auf den Erinnerungen an seine Jugendzeit: im Todesjahre Friedrichs war er zwanzig Jahre alt. Nachdem er in Minden Assessor gewesen

[1] (G. F. W. F. von Cölln,) Vertraute Briefe über die inneren Verhältnisse am preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II, Amsterdam und Cölln 1807, I S. 1

war, wurde er im Jahre 1800 in Glogau, und im Jahre 1805 bei der Oberrechnungskammer in Berlin angestellt, wo er den Staatsanzeiger redigirte. Seiner Schriften wegen verhaftet und auf die Festung Glatz gebracht, entfloh er nach Österreich, erhielt später die Erlaubnis zur Rückkehr, wurde von Hardenberg beschäftigt und starb im Jahre 1820.

Der Geist regiert die Welt und nicht der Leib! — sagte mir mein Vater, als er mich hierher schickte und auf die Post begleitete. Du gehst an einen Ort, den man jetzt den ersten in der Welt nennen kann, da hier seit sechsundvierzig Jahren der größte Mann, der je auf einem Throne saß, alles nach seinem einzigen, großen und festen Willen geschaffen, gelenkt und vollbracht hat. Sein Geist belebte hier den Minister wie den Straßenjungen, den Feldmarschall wie den Tambour, den Gelehrten wie den Laien. Durch alle fuhr er wie ein elektrischer Funke: jede Form, jede Handlung, alles Leben war in ihm und durch ihn vorhanden.

Mein Sohn, ziehe hin in Frieden. Ich werde die Zeiten nicht mehr erleben, in denen Friedrichs Geist nicht mehr nachwirken wird. Ertrage du es mit Hingebung und suche dich über das Zeitalter hinwegzusetzen, welches deine Kinder das erbärmliche nennen werden. —

So weit mein Vater. Ich mußte über seine Prophezeiungen lächeln und sagte bei mir selbst: das Alter sucht in der Ferne immer Unglück und hält aus Egoismus seine Zeit für die beste. Ich dagegen sehe das goldene Zeitalter vor mir, denn mit jedem Jahre steigt die Aufklärung, und alles eilt der Vollendung entgegen. Ich will nicht müßig zusehen, sondern mich zum Staatsmanne ausbilden und an der Regierung teil nehmen: befehlen ist besser als gehorchen!

Ich hatte eben erst die Universität verlassen, wo ich Jura studirt hatte. Mein Kopf war voll von Nettelbladtschen [1]) Thesen. Mein Herz strömte vom reinen Feuer des Patriotismus über. Ganz ohne Eigennutz wollte ich mich dem Dienste des Vaterlandes hingeben und mich so bemerkbar machen, daß mich selbst Friedrichs Späherblick erreichte: bald dachte ich mich an der

[1]) Professor der Rechte in Halle, gestorben 1791

Spitze der Geschäfte. Nichts glaubte ich fester, als daß jeder Staatsminister nur den bravsten, fleißigsten und geschicktesten Arbeiter vorziehe und daß niemand ohne glänzende Eigenschaften auf Beförderung rechnen könne.

Mein Vaterland[1]) liegt westlich von der Elbe; ich hatte nur üppige Fluren gesehen. Moräste, Sandwüsten und Kiefernheiden waren meinen Augen stets fremd geblieben. Berlin kannte ich nur aus Büchern, es war ein Göttersitz für mich: alles, was sich meine Phantasie Schönes und Vortreffliches denken konnte, häufte sie in Berlin zusammen.

So kam ich über die Elbe bei Hohen-Ziatz[2]) in den Sand. Der Postmeister, ein roher Mann, wie es deren so viele giebt, schlug mir die Tabakspfeife aus dem Munde, als ich rauchend aus dem Postwagen stieg, indem er mir die derbe Lection erteilte, ich solle die Nase in das Postreglement stecken, worin das Tabakrauchen auf der Post verboten sei. Ich sagte mir: der Mann hat Recht, aber unhöflich ist er doch, denn er hätte es mir manierlich sagen können; vielleicht gehört aber wie das Posthorn für den Postillon, so die Grobheit zu dem Dienste eines Postofficianten.

Auch in Crossen soll die Grobheit zum Inventar des Postamtes gehören, wenigstens hörte ich vor einiger Zeit einen Reisenden sagen: Gott Lob, der grobe Postmeister in Crossen ist tot. — O, sagte ein zweiter, kommen Sie nur hin! Der jetzige ist noch weit gröber.

Nach Crossen mag man von Berlin, Wien oder Petersburg kommen: stets erhält man ein Pferd mehr als man mitbringt.[3]) Auch kommt es wohl vor, daß man das Pferd nur bezahlt, ohne es zu bekommen. Jeder arme Teufel, der für zweidritteilige Bezahlung auf der ordinären Post in Crossen einpassirt, muß hier das Ganze zahlen, und führe er auch nur bis Groß-Lessen,[4]) zwei Meilen weiter.

---

[1]) Cölln war in Örlinghausen im Lippeschen geboren — [2]) bei Möckern — [3]) dies erklärt sich wohl aus dem steilen Abfall der Frankfurter Straße, gegenüber von Crossen am rechten Oderufer, der in dem tiefen Sande, ehe die Chaussee gebaut war, schwer genug zu überwinden sein mochte — [4]) halbwegs zwischen Crossen und Grüneberg

Ich kam also nach Ziatz, bekam beinahe Ohrfeigen und fuhr im tiefen Sande zwischen Kieferwaldungen auf beiden Seiten der Straße über Brandenburg nach Potsdam. Hier änderte sich die Scene: es war ein heller Morgen, als ich den Berg nach Potsdam herunter fuhr. Die Sonne, die eben in voller Pracht aufstieg, warf ihre Strahlen auf das neue Palais und stellte es meinem Auge glänzend und in Feuer schwimmend dar. Vor mir, oben auf dem Terrassenhügel, ragte aus frischem, schönem Laube Sanssouci, der Sitz des Weisen, hervor, von dem sich mein Auge nicht abzuwenden vermochte.

So fuhr ich durch das Thor, und glaubte in jedem Hause einen Palast, und in jedem Gardisten einen Helden zu erblicken. Im Gasthofe wurde ich jedoch bald abgekühlt, denn man verzweifelte an dem Leben des Einzigen, der Preußen über alle Staaten emporgehoben hatte.

Von Potsdam fuhr ein Officiant, der früher in der Garde gedient hatte, mit in dem Postwagen. Denke dir: er schimpfte auf Friedrich! Wenn der Kerl nicht vierzehn Zoll gemessen und mir durch seine Größe imponirt hätte, ich glaube, ich hätte ihn erwürgen können.

Er sagte: — Gott sei Dank, daß der alte Fritz bald abrücken wird; er hat uns zuletzt noch recht cujonirt; bei der letzten Revue war er gar des Teufels. Die Krücke flog ihm nur so in der Hand, und alle Augenblicke hieß er bald den einen, bald den andern Stabsofficier sich ins Teufels Namen hinter die Front scheren.

— Warum war er aber so übel gelaunt, da er doch sonst so gütig war? fragte ich.

— Den Teufel war er gütig, Herr. Das wissen Sie nicht. Gütig ist er in seinem Leben nicht gewesen, der Teufel war stets in ihm.

Davon kann ich Ihnen etwas erzählen, junger Herr. Ich habe mir schon mehr Wind um die Nase wehen lassen als Sie. Als wir da im Kartoffelkriege in Böhmen standen und der Herzog von Braunschweig den dummen Streich bei Hohenelbe machte, Gotts alle Wetter, wie kam der Alte angefegt! „Prinz," schrie er wüthend, „wissen Sie wohl, daß Sie ein dummer Teufel

sind? Prinz oder nicht, Sie müssen Ordre pariren oder das . . . . ." Da stand der Held von Hohenelbe blaß wie Kalk an der Wand.

Ich will Ihnen sagen, junger Herr, der alte Schnupftabaksfabrikant sieht die Menschen so vor Beester an und glaubt immer von ihnen übers Ohr gehauen zu werden. Ja, wenn Sie von gütig sprechen wollen, der neue Herr, der, will's Gott, bald daran kommen wird, der ist gütig! Der nennt Alles Sie, grüßt alle Menschen, achtet kein Geld, liebt das Vergnügen und hat den Grundsatz: man muß leben und leben lassen. Herr, bei dem wirds ein Leben geben! Das Geld, das der Alte zusammengescharrt hat, wird wie in Wasserbächen aus dem Schatze strömen. Was werden die Weiber für eine gute Zeit haben! Und Wein! Ja, Herr, wie Wasser wollen wir ihn saufen, denn, wissen Sie, ich bin in der Kellerei angestellt.

— Ich gratulire Ihnen, erwiederte ich, und stieg aus, denn wir waren in Zehlendorf. —

Nachher floß es dem Gardisten erst recht aus dem Munde, bis wir nach Berlin hereinfuhren. Ich hörte aber nicht mehr auf ihn, sondern dachte bei mir ungefähr folgendes: so ist der Mensch in der Regel, er sieht weder vor noch hinter sich; nur die Gegenwart hat Reiz für ihn. Ob Friedrich Schlesien erobert, sich dadurch unter die ersten Mächte Europas versetzt hat, und nun mit dem Schwerte in der Hand das Gleichgewicht aufrecht erhält, wodurch wir im seligen Genusse des Friedens leben — das ist dem Säufer einerlei: für ihn haben nur die Weinfässer einen Reiz, die ihm Friedrich Wilhelm aufthun wird.

Unter solchen Betrachtungen fuhr ich die Leipziger Straße entlang: ich konnte die Paläste nicht mit meinem Auge erfassen, noch die Höhe der Kunst erklimmen, die hier thronte.

Ich stieg im goldenen Adler[1]) ab. Hier fand ich eine sehr gebildete, aber in ihren Ansichten sehr geteilte Gesellschaft. Das Gespräch drehte sich aus leicht begreiflichen Gründen nur um den einen großen Gegenstand: Friedrichs nahe bevorstehenden Tod. Niemand hatte für etwas anderes Sinn.

Da man in Berlin reden kann, was man will, und Friedrich

---

1) am Dönhofsplatz

selbst keine gegen ihn selbst gerichteten Pasquille unterdrückte, so sprach man sich auch sehr frei über die Folgen aus, welche sein Tod haben würde.

Mancher junge Officier in der Gesellschaft meinte, nun würde der Dienst nicht mehr so viel Lästiges haben und man würde ungeniert dem Vergnügen nachjagen können. Die älteren dagegen äußerten laut, daß mit Friedrich auch der Heldengeist, die Disciplin und Subordination nach und nach aus der Armee entweichen würden. Einige einheimische Kaufleute freuten sich auf die zu erwartende Abschaffung der harten fiscalischen Maßregeln bei der Accise. Kurz, jeder in der Gesellschaft war anderer Meinung als sein Nachbar.

Endlich nahm ein alter Herr das Wort und sagte:

— Meine Herren, ich habe unter Friedrich Wilhelm I und während der Regierung des großen Königs gelebt und mich unter beiden an ein strenges Regiment gewöhnt. Ich bin Zeuge der Großthaten Friedrichs gewesen und habe beobachten können, wie sich sein großer Geist nach und nach seiner Umgebung mitteilte. Wir alle leben jetzt im Genusse dessen, was wir seinem Genie verdanken. Freier ist kein vernünftiger Sterblicher in irgend einem Winkel der Erde als wir es hier sind. Mögen unsere Abgaben drückend, der Wein teuer, der Militär- und Civildienst beschwerlich sein, so ist doch der Freiheit unserer Entwickelung kein Ziel gesetzt und unser Eigentum eben so sicher wie unsere Person. Ich habe nie danach gefragt, ob ein Regent ein Herz hatte, wohl aber, ob Geist und die aus dem Geiste hervorgehende Schöpferkraft in ihm wohnte. Denn nur diese macht den Regenten aus und ist für den Staat von Wichtigkeit, während sein Gemüt nur für seine Familie vorhanden ist. —

*

Die schreckliche Nachricht von Friedrichs Tode hat mich vollständig betäubt. Ja, Freund, das große Wesen ist nicht mehr, welches für alle seine Unterthanen, die so verschiedenen Völkerstämmen angehören, eine belebende Gottheit war. Preußens erwärmende Sonne ist untergegangen; noch einige Zeit wird ihr Abglanz im Abendrot weiter leuchten, dann aber wird auch dieser verschwinden und dichter Finsternis Platz machen.

Friedrich starb, wie er gelebt hatte, groß und erhaben, wie es einem gottähnlichen Wesen gebührt. Er starb unter den Staatsgeschäften, in seinen Kleidern, den Hut auf dem Kopfe, in seinem Lehnstuhle.

Seitdem durchbebt das schrecklichste Gefühl alle wackeren Preußen, deren Geist einige Spannen weit in die Zukunft sieht. Ich mag den niederschlagenden Gedanken daran nicht ausdenken, noch ausmalen.

2

Drastischer und mehr mit den kleinen Unannehmlichkeiten des damaligen Reisens beschäftigt ist die folgende Schilderung eines ungenannten Verfassers, dem sein Arzt lange Fußreisen als Mittel gegen die Hypochondrie empfohlen hatte, und der denn auch nur im Notfalle einen Wagen benutzte.

Kaum war ich auf der Landstraße, so brach ein starker Regen auf mich herab. Ungefähr tausend Schritte vor mir stand ein dichter Eichbaum; ich erblickte ihn nicht sobald, als ich mich in einen Lauf setzte, der über alle menschlichen Kräfte ging.

Ich hatte mich eben erst ein wenig erholt, als ein bedeckter Postwagen des Weges kam. Der Himmel hatte sich ringsum bezogen, es regnete noch stark, und kein heller Streifen innerhalb der Wolken zeigte, daß sie sich bald brechen und der Sonne weichen würden. Ich entschloß mich also kurz, eilte auf den Postwagen zu, und fragte den Postillon, ob er mich mitnehmen wolle; ich sei erbötig, auf der nächsten Station das volle Postgeld zu bezahlen. „Hi, hi!“ rief er seinen Pferden zu und ermunterte sie mit der Peitsche zum schärfsten Trabe. Ich glaubte, er habe mein Anliegen nicht gehört, und lief außer Atem, und vom Regen bis auf die Haut durchnäßt, neben dem Wagen her, indem ich fortwährend rief: „auf der nächsten Station will ich ja gern das Postgeld bezahlen!“

[2] Kleine Wanderungen durch Deutschland, in Briefen an den Doktor K*, Teutscher Merkur 1785, I S. 257

Endlich erbarmte sich ein Passagier über mich, und warf dem Postillon ein paar Donnerwetter zwischen die Ohren. Aber das that nicht halb so viel Wirkung als die Drohung, wenn er mich nicht mitnehme, so würde es im Postamte gemeldet werden; es sei seine Schuldigkeit, einen Reisenden aufzunehmen, der sich erbiete, das Postgeld nachzuzahlen. Nun hielt er still, und ich stieg ein.

— Ein andermal, sagte der Passagier, sagen Sie lieber, Sie wollen blind fahren. Sie versahen es damit, daß Sie das Stationsgeld erwähnten. Der Postillon steckt es lieber in seine eigene Tasche. —

Ich war in dem bedeckten Wagen wie im Himmel, und vergaß alle ausgestandenen Mühseligkeiten. Meinem gütigen Protector dankte ich von ganzem Herzen.

— Den Herrn wird kefrier! — sagte eine Stimme hinter mir im Wagen und zugleich fühlte ich, daß man mir von hinten einen Mantel zuwarf. Ich sah mich um, und siehe! Stimme und Mantel gehörten einem Juden. Ich muß gestehen, daß mich dieser Vorfall überraschte. Man ist sonst Gefälligkeit von einem Juden nicht gewöhnt; aber dieser war, wie ich nachher hörte, aus Paris. Er war ein aufgeklärter, vernünftiger Mann, der die ganze Reisegesellschaft recht gut zu unterhalten wußte.

Um so mehr kränkte es mich, daß ihm der Postmeister auf der nächsten Station sehr grob begegnete. Es herrscht im Preußischen noch die Gewohnheit, daß sich die armen Juden wie das Vieh verzollen müssen. Wo ein Adler steht, müssen sie einen Zollzettel lösen und denselben, damit sie keine Zollbude überschlagen, auf dem nächsten Zollamte vorzeigen. Wenn Juden auf die Post kommen, so müssen die Postmeister zusehen, ob sie auch auf den Zollämtern, die sie passirt haben, ihre Scheine gelöst haben.

Unser arme Jude machte diese Tour zum ersten Male in seinem Leben und saß noch dazu in einem bedeckten Wagen, so daß es fast unmöglich war, alle Zolladler zu bemerken, die wir passirten. Indes waren die übrigen Passagiere, die ihn alle lieb gewonnen hatten, so gefällig, ihn jedes mal zu erinnern, wenn ein Zollamt am Wege lag, damit er sich einen Zettel lösen konnte.

Sobald wir im Posthause ankamen, ging der Postmeister auf den Juden zu und sagte:

— Wo hast du deinen Zettel, Jude?

Uns verdroß diese grobe Anrede, aber der Jude lächelte nur und zeigte die Zollscheine vor.

— Schurke, brüllte der Postmeister, ein breitschultriger, aus grobem Holze gehauener Mensch, du hast den Zoll verfahren!

Die übrigen Passagiere murrten laut und stellten sich um den Juden her.

— Ich hab's nicht gewußt! sagte der Jude mit einem Lächeln, das seinen inneren Ärger verbergen sollte. Aber der Grobian glaubte, er lache ihn aus und ballte schon die Faust, um ihn vor die Brust zu schlagen, als sich der Passagier, welcher sich vorher meiner angenommen hatte, mit geballten Fäusten vor den Juden stellte und dem Postmeister eine Gegenpantomime machte. Wir übrigen gaben auch unser Wort dazu, und der Postmeister spannte gelindere Saiten auf.

Endlich kam es heraus, daß sich das Zollamt, welches der Jude überschlagen hatte, gerade in dem Dorfe befand, in welchem wir jetzt waren, und daß wir auf dem von dem Postillon gefahrenen Wege überhaupt nicht daran vorbeigekommen waren. Was konnte nun der arme Jude dafür?

Sie werden wissen, daß die Rechte der Juden als Menschen zuerst wieder von Berlin aus in Anregung gebracht worden sind. Herrliche Bücher werden dort geschrieben, die das Herz jedes Menschenfreundes mit der frohen Erwartung erfüllten, daß auch dieses unglückliche Volk endlich in die Rechte der Menschheit eingesetzt werden würde; und nun vergleichen Sie: so schreibt man in Berlin, so handelt man in H***,[1]) welches nur wenige Meilen davon entfernt ist!

Unser Jude kam damit los, daß er den Zoll, welchen er verfahren hatte, dreimal erlegen mußte: dreifache Schande! Der heimtückische Postillon hatte ihm, obgleich er es wußte, nichts von dem Adler gesagt.

Der Weg von Brandenburg nach Potsdam hat mir wenig

---

1) Gemeint ist wohl das Dorf Hagelberg.

Vergnügen gemacht: überall dürrer Sandboden, auf welchem Getreide und Gras nur vereinzelt und niedrig wächst, hier und da ein großer See, auf dem einzelne Kähne umherschwammen. Dann wieder ein Tannengehölz, dessen Bäume größtenteils zwergartig in sich selbst hineingekrochen waren: nur wenige von schlankem, geradem Wuchse traf ich darunter an.

Ungefähr eine Stunde vor Potsdam wird der Weg interessanter. Zur rechten Seite erheben sich bewaldete Anhöhen und hinter denselben schimmern die Werke Friedrichs hervor, die er in diesem dürren Lande gründete.

Im Thore wurde ich weitläufig examinirt und mußte Namen, Geschäft, sowie Zeit und Ort meines Aufenthaltes genau bestimmen. Der König will das alles wissen.

Wenn ich mir einen Ort suchte, wo ich mein Leben unter erlaubten Vergnügungen mit einer Schaar geselliger Freunde, bei vertraulichem Mahle und sorgenbrechendem Glase zubringen wollte, so würde ich sicher nicht Potsdam wählen. Hier ist alles still und ängstlich, und kaum wagt man es, den Boden mit den Füßen zu berühren. Die Fenster der Vornehmen sind beständig mit breiten Vorhängen versperrt, und schielt dann und wann einer zwischen denselben hervor, so thut er es gleichsam wie verstohlen.

Alexanders Hofleute suchten eine Ehre darin, einen steifen Hals zu affectiren; hier spielt man den Menschenfeind, um dem Manne nachzuahmen, dem es vor Millionen erlaubt wäre, ein Menschenfeind zu sein, weil es eine Zeit gab, wo sich nicht weniger als siebenmalhunderttausend Menschen aus allen Kräften bestrebten, ihm zu schaden.

Von Berlin nach Potsdam und von Potsdam nach Berlin geht alle Tage ein bedeckter Wagen, die Journalière genannt, welcher Briefe, Packete und Personen mitnimmt; diese Einrichtung ist nötig und nützlich, da der Weg zwischen beiden Städten von Reisenden nicht leer wird.

Mein Wirt in Potsdam riet mir, mich dieser Gelegenheit zu bedienen, aber der Wagen ging erst um zwölf Uhr ab, und so lange wollte ich nicht in Potsdam bleiben. Ich machte mich also zu Fuße auf den Weg und beschloß, die Journalière auf halbem Wege zu erwarten.

In Zehlendorf nahm mich der Postillon für ein Trinkgeld in den Wagen und setzte mich vor dem Thore von Berlin wohlbehalten ab.

Im Thore wurde ich eben so umständlich examinirt wie in Potsdam, aber nicht so unhöflich, wie man sich wohl auswärts einzubilden pflegt.

Über einen freien, ringsum mit schönen Häusern besetzten Platz gelangte ich in eine Straße, deren Ende ich kaum absehen konnte. Es war die Leipziger Straße, eine der schönsten in Berlin. Sie ist breit und regelmäßig und auf beiden Seiten mit guten, zum Teil prächtigen Häusern besetzt. Aber sie ist schon bei geringem Regen voller Schmutz und hat für Fußgänger außerdem noch die Unbequemlichkeit, daß man nicht an den Häusern fortgehen kann, sondern auf dem Fahrwege bleiben muß. Denn zu den Häusern laufen auf beiden Seiten der Straße Appareils hinauf, die bald höher, bald niedriger sind und ein fortwährendes Auf- und Abklettern verlangen.

Da ich nicht Bescheid wußte, sah ich mich nach einem Wegweiser um. Ich erkundigte mich bei drei oder vier Vorübergehenden nach der W**straße. Zwei davon kannten sie nur dem Namen nach und zwei andere beschrieben sie mir. Ich fand aber immer nur bis zur nächsten Straße und mußte dann von neuem fragen.

Endlich riß mich ein Soldat aus aller Verlegenheit. Als ich wieder eine alte Frau nach der Richtung fragte, trat er höflich heran und erbot sich, mich nach der W**straße zu bringen. In demselben Augenblicke trat noch ein zweiter hinzu und sagte:

— Der Herr kann den Weg nicht finden? O, ich will ihn hinbringen, ich weiß gut Bescheid.

— Du siehst ja, sagte der andere, daß ich ihn schon hinbringe!

— I nu, erwiederte jener, es wird dem Herrn nicht auf ein kleines Trinkgeld ankommen. Er sieht doch meinen guten Willen!

Und dabei ging er immer neben mir her. Um ihn los zu werden, gab ich ihm einen Groschen und er lief davon.

Der erste brachte mich in die Wohnung meines Freundes und bat, ich möchte ihm sonst noch etwas befehlen, er stehe gegen ein kleines Biergeld immer zu Diensten: ob er meinen Rock ausklopfen, meine Stiefeln putzen und mich frisiren solle?

— Befehlen Sie nur, gnädiger Herr, befehlen Sie nur! Ich bin flink und verstehe mich auf alles! —

Kaum konnte ich den Kerl mit einem Stücke Geld los werden; seine Dienstfertigkeit wurde mir am Ende zur Last.

Sonst ist die Bereitwilligkeit dieser Leute für Fremde sehr bequem und sie sind auch mit einer mäßigen Erkenntlichkeit zufrieden. Nur ist ihnen nicht immer zu trauen und auf die Stube darf man sie gar nicht kommen lassen, weil ihnen gewöhnlich dies oder jenes anzustehen pflegt.

3

Über den Zustand der Straßen, auch unmittelbar bei Berlin, sind alle Reisenden einig. So sagt ein ebenfalls unbekannter Mitarbeiter an Wielands Merkur:

Der Weg von Berlin nach Potsdam ist nur vier kleine Meilen lang, muß aber der königlichen Post wegen [1]) für fünf bezahlt werden. Er ist so schlecht, daß man sich nicht genug wundern kann, wie eine Straße, die von allen in den preußischen Staaten am meisten bereist wird, die von der Residenz nach der Hauptstadt führt und die der König selbst so oft passirt, nicht besser und bequemer angelegt wird. Man fährt in einem ganz sandigen Boden und die Aussicht auf die unfruchtbaren Ebenen wird durch keinen angenehmen Gegenstand unterbrochen, bis man vor die Stadt kommt.

---

[3] Teutscher Merkur 1788 III S. 155 (Briefe eines Reisenden aus Berlin; dieser Brief ist datirt vom Januar 1787, was ein Druckfehler für 1786 ist). — [1]) gemeint ist: beim Postamt in Berlin, als königlicher Post

4

Noch stärker spricht sich in etwas späterer Zeit ein Mann aus, der sich mehr in Europa umgesehen hatte, als die bisher erwähnten Berichterstatter.

[4] Die Reise von Berlin nach Potsdam muß einem erfahrenen Reisenden gerade so vorkommen, wie dem aufgeklärten und erfahrenen Manne der Übergang aus dieser Welt in jene erscheint. In beiden glücklich und mit beiden zufrieden, findet der Weise den Weg aus der einen in die andere rauh und abscheulich, und der Reisende, den das schöne Berlin in Entzücken und das großartige Potsdam in Erstaunen versetzt, findet die Reise von der einen Königsstadt in die andere außerordentlich beschwerlich. Berlin und Potsdam sind, was das Äußere, besonders die Bauart anlangt, ohne Zweifel schöner als Paris und Versailles. Wenn man aber den Weg zwischen beiden mit der herrlichen, durch reverbères erleuchteten Straße von Paris nach Versailles, und die Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit welcher man dort von dem einen Orte nach dem andern kommt, mit dem Wege nach Potsdam und den Mühseligkeiten einer Reise dahin vergleicht, so muß man sich nach Sibirien versetzt glauben. Allerdings wird jetzt eine Chaussee gebaut.

Am bequemsten und schnellsten reist man noch mit der Journalière, die täglich zweimal dahin geht. Mit dem Clever Postwagen habe ich auf dem Wege, den der König in fünf Viertelstunden zurücklegt, beinahe eine ganze Nacht, mit Extrapost sieben Stunden zugebracht, und weil die elenden Pferde übermüdet waren, mit meinem Gefährten meistenteils neben dem Wagen hergehen müssen.

Hätten wir Chausseen, so würden Reisende und Fuhrleute die preußischen Staaten aufsuchen, während sie jetzt sorgfältig unser Land vermeiden, soweit es nur möglich ist. Die Unvollkommenheit der Straßen und der Wirtshäuser, sowie die schlechte Bedienung in den Postämtern — Dinge, die untrennbar mit

[4] Italien und Deutschland, eine Zeitschrift, herausgegeben von K. P. Moritz, Berlin 1791, IV S. 48 (Bemerkungen eines Reisenden u. s. w. an Herrn ***)

einander verbunden sind, so daß das eine nicht ohne das andere verbessert werden kann — sind hauptsächlich Schuld daran, daß man uns auswärts für Barbaren hält, und uns, außer der Geschicklichkeit, den Degen zu führen, nicht viele andere Vorzüge einräumen will. Franzosen und Engländer kennen uns meistens nur durch die Kaufleute, die aus beiden Ländern häufig auf dem Landwege nach Rußland und wieder zurück reisen. Wenn diese Leute von Königsberg über Berlin und Minden nach Wesel oder über den Harz nach Hause gehen, und schnell, bei schlechtem Wetter oder Nachts durch Berlin, Potsdam und Magdeburg reisen, überall schlechte Bedienung und ununterbrochen elende Wege finden, müssen sie dann nicht geneigt sein, unser Land mit Sibirien zu vergleichen und uns um ein halbes Dutzend Stufen auf der Leiter der Cultur herabzusetzen?

5

Lästig wurde die genaue Controle an den Stadtthoren empfunden, wie sie damals gehandhabt zu werden pflegte. Hierüber heißt es:

Es ist nicht genug damit, daß man in Potsdam beim Einfahren ins Thor und beim Wiederwegreisen nach seinem Namen befragt wird, sondern man muß auch, sobald man ins Gasthaus kommt, wie in Berlin auf einem Zettel, der in besondere Rubriken eingeteilt ist, angeben, wie man heißt, welches Standes man ist, woher man kommt, was man hier zu thun hat und wie lange man sich aufzuhalten denkt. Passirt man während des Aufenthaltes ein Thor, so wird man beim Hinaus- und Hereingehen von neuem ausgeforscht, und überdies noch bei jeder Gelegenheit, wo man sich öffentlich zeigt, z. B. bei der Parade. Es ist nicht zu leugnen, daß man sich kaum etwas Lästigeres denken kann, und kein Mensch, der Gefühl für Frei-

[8] Teutscher Merkur 1788 III S. 157 (Briefe eines Reisenden aus Berlin)

heit hat und sich nicht etwa in Berufspflichten hier aufhalten muß, wird imstande sein, sich lange in Potsdam wohl zu fühlen.

6

Eine andere Unannehmlichkeit waren die Zollschwierigkeiten, von denen man sich jedoch außerhalb Preußens eine übertriebene Vorstellung gemacht zu haben scheint. Wenigstens berichtet der eben erwähnte Reisende folgendes.

Sie wissen schon, wie sehr ich das Visitiren hasse und wie häufige Klagen ich darüber während meiner Reise Ihnen gegenüber ausgesprochen habe. In Betreff von Berlin hatte man mir die Sache immer als äußerst streng beschrieben. Urteilen Sie also, welche fürchterliche Vorstellungen ich mir machte, und wie lebhaft ich mir alles in Gedanken wiederholte, was ich je über die abscheuliche Sitte gedacht hatte, nach der man sich des Gepäckes eines Reisenden bemächtigt und es ihm nicht eher wieder herausgiebt, als bis man sich beim Herumwühlen überzeugt hat, daß sich kein Stäubchen der Waaren, die es dem Landesherren beliebt, für Contrebande zu erklären, darin befindet. Da man mich nun an der äußersten Barriere,[1]) ganz gegen meine Erwartung, äußerst glimpflich behandelte, meinen Wagen nicht einmal öffnete und sich mit dem Zettel, den ich in Lenzen bekommen hatte, sowie einem Achtgroschenstück begnügte, so konnte ich mir gar nicht denken, daß ich damit quitt und los sein sollte, sondern erwartete beständig ein neues Thor, bei dem es schärfer hergehen würde. In dieser bangen Erwartung fuhr ich weiter und behielt sie noch lange; denn so sehr ich mich auch umsah, so wenig konnte ich mich doch mit völliger Gewißheit überzeugen, daß ich schon in der wirklichen Stadt war. Endlich kam ich in den Lustgarten, erblickte das königliche Schloß und den Dom und verlor bei diesem Anblick alle Furcht.

[6] Teutscher Merkur 1787 III S. 62 (Briefe eines Reisenden aus Berlin, im December 1785 und Januar 1786 geschrieben) — [1]) vergl. den Anhang

7

Der erste Anblick der Stadt wirkte damals auf den deutschen Ankömmling, besonders wohl durch die Breite der Straßen, nicht selten überwältigend. Diesem Gefühle wird lebhafter Ausdruck in einer Schrift gegeben, deren Verfasser sich sonst emsig bemüht, möglichst giftig und hämisch über die Verhältnisse von Berlin zu urteilen.

☙ Welch eine Perspective, wenn man zum Potsdamer, Brandenburger oder Hallischen Thore hereinkommt! Breite Gassen, deren Länge das Auge kaum absehen kann — Häuser, die nach den besten Rissen der größten Baumeister Italiens erbaut sind, hohe Lindenalleen, Paläste, öffentliche Plätze, Denkmäler und Gebäude versetzen den Ankömmling in angenehmes Erstaunen.

Kommt er zum Potsdamer Thore herein und durchfährt die Leipziger Straße von einem Ende bis zum andern, so erblickt er unter der Menge von prächtigen Gebäuden, die wie an einer Schnur aufgezogen sind, rechts die Porzellanfabrik und den gräflich Reußischen Palast,[1]) links den schönsten Teil der Wilhelmstraße, den Wilhelmsmarkt und den Palast[2]) des Johanniterheermeisters; weiterhin zur rechten und linken Seite die Friedrichstraße, die an Länge und Regelmäßigkeit ihresgleichen nicht hat, hernach den Gensdarmenmarkt, weiter rechts in der Entfernung das Kammergericht, zuletzt den Dönhofsplatz, mit Alleen und prächtigen Gebäuden umgeben, nebst der Hospitalkirche, die dem Potsdamer Thore gerade gegenüber steht und dem Auge gleichsam einen Ruhepunkt verschafft.

Noch überraschender ist der Anblick des öffentlichen Spazierganges unter den Linden und der daran stoßenden herrlichen Gebäude, wenn man zum Brandenburger Thore hereinkommt.

---

[7] Schattenriß von Berlin, Amsterdam (wahrscheinlich in Berlin gedruckt; die Typen sind den Ungerschen ähnlich) 1788, S. 3 — [1]) zwischen dem Achteck — so hieß damals der Leipziger Platz — und der Wilhelmstraße lagen vom Potsdamer Thore auf der rechten Seite die Häuser folgender Besitzer: Geh. Finanzrat von Haagen, Oberst von Zegelin, Kammerherr von Reck, Porzellanmanufactur, Hofmarschall Graf Reuß, Herr von Bonin, Magistrats-Schlachter-Scharren — [2]) damals des Prinzen Ferdinand, jetzt des Prinzen Karl

Am Ende der Linden zeigt sich der Opernplatz, die Bibliothek, die katholische Kirche, das Opernhaus, der Palast des Prinzen Heinrich,[1]) die Brücke am Zeughause mit ihren Verzierungen, der Palast des Markgrafen von Schwedt,[2]) das Zeughaus, der Palast des Kronprinzen von Preußen[3]) und zuletzt links die Domkirche und rechts das königliche Schloß.

Weniger überraschend ist zwar der Anblick der Stadt, wenn man von der nördlichen oder westlichen Seite hereinkommt, weil hier die Vorstädte großen Raum einnehmen, allein der Fremde wird schon durch den prachtvollen Anblick der hohen und weitläufigen Kasernen, der Magazinhäuser und Fabrikgebäude in Verwunderung gesetzt, und dieselbe wächst, je mehr er sich der Stadt und dem Schlosse nähert. Mit einem Worte: es giebt außer Mannheim und Nancy keine Stadt in Europa, die einen Reisenden beim ersten Anblick so sehr einnimmt als Berlin, nur daß sich Berlin vor jenen beiden Städten noch durch seinen Umfang und die größere Zahl geschmackvoller Equipagen auszeichnet.

8

Freilich boten die abgelegeneren Teile der Stadt einen wesentlich verschiedenen Anblick dar, wie aus der folgenden Schilderung hervorgeht.

Vielleicht war es ein wenig boshaft und unpatriotisch von unserem Freunde, als er zu mir sagte, er wolle meiner Bewunderung von Berlin ein niederschlagendes Pulver geben und mich ein wenig mit dem abgelegeneren Teile der Stadt bekannt machen.

Wir gingen über die Königsstraße, welche die lebhafteste in Berlin sein soll, nach der Stralauer Vorstadt: freilich ein himmelweiter Unterschied! Hier sah ich Hütten von Holz, einen

---

[1]) das jetzige Universitätsgebäude — [2]) das sogenannte Prinzessinnenpalais — [3]) jetzt ebenfalls kronprinzliches Palais — [8] Kleine Wanderungen durch Deutschland, in Briefen an den Doctor K*, Teutscher Merkur 1785 II S. 65

Stock hoch, bewohnt von halbnackten Menschen; ganze lange Straßen, die zum Teil ungepflastert waren und auf beiden Seiten zuweilen nur vier bis fünf schlechte Häuser hatten, sowie lange Gärten, deren hölzerne Planken die Straßen bildeten. Will man das Elend großer Städte sehen, in welchen die Lebensmittel teuer sind, so gehe man hierher!

Der größte Teil der Einwohner in den Berliner Vorstädten besteht aus den Lasttieren der Menschheit, die bei großen Fabrikanten arbeiten; die übrigen nähren sich vom Gartenbau, halten sich auch wohl ein paar Kühe und schleppen auf diese Weise ihr dürftiges Leben dahin, sind aber doch glücklicher als jene Fabrikarbeiter, weil sie ihre Waaren auf öffentlichem Markte losschlagen können.

9

Wie viel der Zustand der Straßen im allgemeinen zu wünschen übrig ließ, sieht man aus den folgenden Bemerkungen.

Unsere Straßen sind so irregulär und schlecht gepflastert, daß jeder Fremde, wenn er nur wenige Stunden umhergeht, über Schmerzen in den Fußsohlen klagt. Berg und Thal wechseln, besonders auf dem Bürgersteige, mit einander ab, und man läuft an dunkeln Abenden Gefahr, zu stürzen oder ein Bein zu brechen. In der Mitte der Straßen befinden sich große Vertiefungen, und die Steine stehen oft weitläufig auseinander, sodaß bei dem unbedeutendsten Regen sogleich ein fast undurchdringlicher Kot entsteht, der jeden Augenblick dem Vorübergehenden das Durchkommen erschwert. An öffentlichen Gebäuden liegen tote Tiere und allerlei Schmutz in Menge, so daß die Luft verpestet und für das Auge Ekel erregt wird. Ein wahres Glück ist es, daß Berlin die trockenen, zehrenden Ostwinde hat, welche die faulen Dünste so ziemlich wegführen.

Wenn aber die Brücken, welche über die Rinnsteine führen,

[9] Berlin, von seiner Entstehung bis auf gegenwärtige Zeit, historisch-geographisch beschrieben, Berlin 1798, S. 98

schadhaft und schlecht sind, und die Herrichtung derselben zum Schaden der benachbarten Häuser und ihrer Bewohner mehrere Jahre hindurch liegen bleibt, so ist das nicht Schuld der Polizei. Indessen gehört es zu ihrem Ressort, auf möglicherweise entstehenden Schaden aufmerksam zu machen, und zum Beispiel in gangbaren und stark besuchten Gegenden für sichere Geländer an der Spree zu sorgen. Ein neulich vorgekommener Unglücksfall an der Hundebrücke[1]) hat abermals den Beweis geliefert, wie nötig eine solche Einrichtung ist, da ein hiesiger Kaufmann am dunkeln Abend vom Lustgarten aus gerade in die Spree hineinstürzte.

Auch mit der Erleuchtung sieht es im Ganzen schlecht aus, da es ganze Gegenden und Straßen giebt, in welchen kein Strahl von Licht sichtbar ist. Selbst die gewöhnlichen Laternen geben oft mehr Schatten als Licht, und ihre Anzahl ist offenbar für eine Stadt wie Berlin zu gering. Diebstähle, und zwar sehr beträchtliche, sind nicht selten, ebenso wenig gewaltsame Unfälle zur Abendzeit auf öffentlichen Plätzen.

Alles dies könnte und müßte durch weise Vorkehrungen abgestellt werden, damit der Bürger sein Leben und Eigentum gesichert sähe. Wäre man strenger in der Zulassung fremder, und sorgsamer in der Erkundigung nach den Erwerbsquellen etlicher Leute, so würde manches entdeckt und viel Dieberei verhindert werden. Bei der Nachlässigkeit der Bettelvögte[2]) hat das Gesindel freies Spiel und lebt in ruhiger Sicherheit fort, da es weiß, daß seine Wächter mit einigen Groschen abgefunden werden können.

Unter den neuen Polizei-Einrichtungen ist die kürzlich bekannt gemachte sehr löblich, nach welcher sämtliche Häuser Berlins numerirt werden sollen, so daß sich künftig der Fremde wie der Einheimische leichter zurecht finden kann.

---

1) die heutige Schloßbrücke — 2) mit ihrem officiellen Titel Armenwächter

10

Ähnlich äußert sich mehrere Jahre früher ein anderer Reisender.

Selbst in den schönsten Straßen Berlins, wie unter den Linden, sind einige ganz elende Häuser mitten unter einer Menge neuer stehen geblieben. Die freien Plätze, den Wilhelmsplatz ausgenommen, haben keine regelmäßige Form; viele große, öffentliche Gebäude stehen ganz ohne allen Plan und Zusammenhang da; der Boden ist nirgends gleich, sondern bald mehr, bald weniger erhöht — kurz, man vermißt die Einheitlichkeit, die allein Befriedigung gewähren kann. Das Pflaster ist so elend als man es sich nur denken kann; wenn es geregnet hat, so weiß man in vielen Gegenden nicht, ob man sich in einer Stadt oder in einem Dorfe befindet. Jeden Augenblick stößt man sich entweder an einem hervorstehenden Steine oder man fällt in ein Loch. Will man abends zu Fuße gehen, so muß man das Pflaster ganz genau kennen, weil die Laternen an den Häusern die Straßen ihrer Breite wegen nicht hinlänglich erleuchten. Noch nirgends bin ich bei Nacht in solcher Furcht einhergegangen wie hier, weil ich in jedem Augenblicke Gefahr lief, zu fallen oder mir einen Fuß zu vertreten. An den Häusern entlang kann man überhaupt nicht gehen, weil sie höher liegen als die Straßen und deshalb Auffahrten haben, die noch überdies das ganze Aussehen der Straße entsetzlich verderben.

Ein anderer Übelstand sind die breiten Gossen, welche sich zwischen den Häusern und dem Straßenpflaster befinden, und in manchen Gegenden mit Platten, in andern dagegen gar nicht bedeckt sind, so daß man entweder seinen Weg schon sehr gut studirt haben muß oder wenigstens nicht in Gedanken gehen darf.

Auf allen öffentlichen Plätzen, ja sogar auf und an den Brücken stehen Buden, in welchen man Kleinigkeiten und Trödelwaaren verkauft. Alle diese Buden kommen nie von ihrem Platze weg, einige sind sogar gemauert, und alle insgesamt entstellen

[10] Teutscher Merkur 1787 III S. 63 (Briefe eines Reisenden aus Berlin, im Dezember 1785 und Januar 1786 geschrieben)

die Gegend, in welcher sie sich befinden, außerordentlich. Der schöne Dönhofische Platz, der Schloßplatz, der Gensd'armenmarkt werden dadurch verunstaltet.

11

Dem einen hier erwähnten Übelstande, den Appareils, wie sie noch vor einigen Häusern der Wilhelmstraße bestehen, widmet ein patriotischer Hausbesitzer folgende Auseinandersetzung.

Vom Seitenpflaster an den Häusern einer schönen und volkreichen Stadt

Sowohl aus der Bestimmung des Seitenpflasters als aus den darüber vorhandenen musterhaften Polizeibestimmungen folgt von selbst, daß seine Anlage, Einrichtung und Unterhaltung zu den öffentlichen und gemeinnützigen Anstalten gehört, deren Besorgung der Obrigkeit zum Besten des Publicums obliegt; daher denn auch alle dafür erforderlichen Kosten aus derselben Kasse fließen sollten, welche die ebenfalls für den Gebrauch des Publicums dienenden Fahrdämme anlegt und erhält.

In Berlin hat dies indessen bisher nicht stattgefunden, sondern jeder Hauseigentümer muß längs seines Hauses das Seitenpflaster auf seine Kosten unterhalten. Eine gesetzliche Vorschrift in dieser Sache ist mir nicht bekannt: ich glaube, daß die Einrichtung nur auf einer Observanz beruht, die daraus entstanden sein mag, daß man eine öffentliche Kasse von jenen Kosten befreien wollte. Hieraus haben einige Hausbesitzer den unrichtigen Schluß gezogen, daß ihnen das Eigentumsrecht über das Seitenpflaster zusteht, und sie dasselbe nach ihrem Belieben benutzen und sich zueignen können.

Bei dieser Anmaßung, der ich, wiewohl ich selbst ein Haus[1])

[11] (G. A. H. Baron) von Lamotte (Kriegs- und Domainenrat) in F. Gedikes und J. E. Biesters Berlinischer Monatsschrift XII 1788, S. 152 — [1]) wahrscheinlich in der Wilhelmstraße auf der (von den Linden aus gesehen) linken Seite, von der Behrenstraße aus das dritte Haus nach der Leipziger Straße zu

besitze, nicht das Wort reden kann, dachten die Hauseigentümer nicht an den Einwand, daß ihnen die Unterhaltung des Seitenpflasters vielleicht aus dem Grunde zugemutet wird, weil es gerade den Hausbesitzern besonders nutzbar ist. Es ist nämlich keine geringe Bequemlichkeit für die Bewohner eines Hauses, wenn sie, insofern nur nicht der Weg versperrt wird, darauf Holz abladen und klein hauen, oder ihre Wagen stehen lassen können, und daß sie der großen Unannehmlichkeit überhoben sind, daß, wie es in Paris der Fall ist, der Fahrweg dicht an ihren Häusern vorbeigeht.

Obgleich nun die Obrigkeit den Hausbesitzern niemals das erwähnte Recht eingeräumt hat, und sie jederzeit, wenn sie vor ihren Häusern Brücken über die Rinnen, Gitterwerke und dergleichen anlegen wollen, dazu die Erlaubnis bei derselben nachsuchen und lösen müssen — so ist doch nicht zu leugnen, daß die Nachgiebigkeit in dieser Sache üble Folgen nach sich gezogen hat, indem die Stadt viel von ihrer Zierde verloren und die Bequemlichkeit nebst der Sicherheit des Publicums oft dem Privatvorteil hat nachstehen müssen. Dies zeigt sich darin, daß das Seitenpflaster teils so schräg angelegt ist, daß niemand darauf gehen kann, teils mit vorgebauten Kramläden, Gitterwerken und hohen Einfahrten auf eine unschickliche Art beengt oder gar verbaut worden ist.

Selbst bei den Bauten, die Friedrich der Große in der höchst rühmlichen und weisen Absicht, armen Bürgern zu guten Häusern zu verhelfen, den Handwerkern und Arbeitsleuten Brot zu verschaffen und den gesamten Nahrungsstand durch den vermehrten Geldumlauf zu beleben, mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit unternehmen ließ, beging man den großen Fehler, daß das Seitenpflaster an vielen Orten zu steil eingerichtet und durch hohe Einfahrten oder sogenannte Appareils unwegsam gemacht wurde.

Die Unannehmlichkeiten dieser sonderbaren Bauart kann ein Fußgänger am besten in der Leipziger Straße kennen lernen. Denn seitdem sie der Monarch durch neue Häuser verschönern ließ, ist zugleich das Seitenpflaster durch die Appareils gänzlich verdorben worden. Es besteht nunmehr aus Höhen und Tiefen.

Die ersteren sind zum Teil von dem Fahrdamme an herausgearbeitet worden, so daß Fuhrwerke auf demselben ähnliche Erschütterungen leiden, als wenn sie auf dem Lande über Äcker fahren. Jeder Fußgänger, der nicht Hang und Kraft zum Klettern und Springen hat, wird gewiß dieses Seitenpflaster meiden. Wehe dem Fremden, der im Finstern, wenn die Straßen nicht durch die Laternen erleuchtet sind, oder Wind und Wetter die Wirkungen ihres Lichtes schwächen, darauf geht! Er kann leicht von einem Appareil herunterstürzen und sich glücklich preisen, wenn er nur mit einer geringen Beschädigung davon kommt!

Auch den Bewohnern der Häuser ist durch die Appareils schlecht gedient worden. Dies wird ein jeder bezeugen, der die Mühe kennt, womit schwer beladene Fuhrwerke im Winter, wenn es glatt ist, oder auch zu anderen Zeiten über dergleichen Hügel in die Thorwege gelangen. Es ist zu bewundern, daß die Eigentümer der Häuser die ihnen und ihren Mietern äußerst unbequemen Appareils so liebgewonnen haben, daß ihnen von seiten des Gouvernements und des Polizeidirectoriums durch eine eigene Verordnung vom 5 März 1787 bekannt gemacht werden mußte, daß künftig bei den Bauten schlechterdings keine Appareils oder sogenannte erhöhte Rampen vor den Thorwegen angelegt, auch zur Bequemlichkeit der Fußgänger keine Erlaubnis zu Pfosten oder Pfählen auf dem Bürgersteige oder vor den Rinnsteinbrücken gegeben werden solle.

Ich verspreche mir den Beifall der Sachverständigen im Polizeifache, wenn ich den Wunsch äußere, daß doch auch Berlin zu einem zweckentsprechenden Seitenpflaster an den Häusern gelangen möge, und hoffe, daß meine uneigennützigen Mitbürger diesem Wunsche beistimmen werden.

Freilich sind zu diesem nützlichen Unternehmen überlegte und ernstliche Verfügungen wie andere beträchtliche Kosten erforderlich, weil das abzustellende Übel nichts weniger als unbedeutend ist. Da aber des jetzigen Königs Majestät ebenfalls jährlich mit so vieler Milde und Großmut ansehnliche Summen für die hiesigen Bauten und zu immer größerer Verschönerung und Bequemlichkeit unserer Stadt huldreichst anweisen, so darf

man hoffen, daß auch dieser Gegenstand gewiß nicht außer Acht gelassen werden wird. Es ist in der That sehr zu wünschen, daß alsdann das Seitenpflaster in allen Straßen, wo es schlecht und unwegsam ist, bequem und ordentlich eingerichtet, eine schickliche Breite desselben bestimmt und unter keinem Vorwande so wenig seine Beengung als eine den Fußgängern unbequeme Erhöhung nachgesehen werde.

Berlin, 20 Mai 1788

12

Noch lebhafter empfindet derselbe Verfasser das Unwesen der die Straßen verunstaltenden und den Verkehr hemmenden Buden, ein Unwille, der ihm folgenden Aufsatz mit Abänderungsvorschlägen eingab, welche für die Anschauungen der Zeit überaus charakteristisch sind.

Über die hölzernen Krambuden in Berlin

Da nicht einmal Friedrich der Große der Vermehrung der Buden durch seine Cabinetsordre vom 10 November 1783 hat steuern können, so würde es lächerlich sein, wenn ein Schriftsteller mehr Achtsamkeit auf seine Meinungen als auf die Befehle eines Monarchen verlangen und bei deren Ermangelung verdrießlich werden wollte. Vielleicht traf ich mit meiner ersten Schrift[1]) nicht den rechten Zeitpunkt, worauf bei der guten Aufnahme gemeinnütziger Vorschläge viel ankommt, und vielleicht war es des jetzt regierenden Königs Majestät vorbehalten, die herrlichen Plätze und Gegenden seiner Residenz, die jetzt durch die Buden verunziert werden, davon zu säubern, gleichwie der Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große dieselben von den Schweineställen säubern ließ, die in den Straßen und an den Häusern gebaut waren.

---

[12] (G. A. H. Baron) von Lamotte in F. Gedikes und J. E. Biesters Berlinischer Monatsschrift X 1787, S. 166 — [1]) Gedanken von der Schädlichkeit u. s. w., Berlin 1775

Soviel ist gewiß, daß es mit dem Budenbau bereits aufs äußerste gekommen ist, und da er einem krebsartigen Übel gleicht, welches immer weiter um sich frißt, so verspreche ich mir den Beifall meiner Mitbürger, denen die Buden ebenso verhaßt sind als mir, wenn ich geeignete Mittel vorschlage, durch welche sie baldigst von den Orten entfernt werden können, an die sie gar nicht gehören.

Sollen und müssen Krambuden in Berlin geduldet werden, so sollten ihrer wenigstens nicht so viele sein wie gegenwärtig, und in Hinsicht der Buden, die man beibehalten wollte, um nicht die Krämerei zu Grunde zu richten, könnte die Sache füglich dergestalt eingerichtet werden, daß sie von den schönen Plätzen, die sie verunzieren, von den Orten, wo sie eine angenehme Aussicht und den Anblick prächtiger Gebäude hindern, von den Brücken, die sie belästigen, und von den Gegenden, wo sie die Durchfahrt verengen, nach anderen Plätzen und Straßen, wo ihre Gegenwart weniger hinderlich wäre, fortgeschafft würden.

Zu den Plätzen gehören der Paradeplatz[1]) in der Königsvorstadt und vornehmlich der Dönhofsplatz. Kaum hatte Friedrich der Große beträchtliche Summen auf die Verschönerung dieses Platzes verwandt, so nisteten sich die Trödler auf demselben ein und verhinderten durch ihre mit elenden Verzierungen geschmückten Buden den freien Anblick des ganzen Platzes und der ansehnlichen Gebäude, die ihn umgeben. Der Abstand zwischen diesen Gebäuden und den hölzernen Buden fällt gewiß einem jeden auf, der nicht in den letzteren seinen Verkehr treibt; und zur Verschönerung des Platzes ist nicht allein die Fortschaffung derselben unumgänglich notwendig, sondern es wäre auch zu wünschen, daß eine passende Stelle für die dortige Wache[2]) und das Spritzenhaus ausgemittelt werden könnte.

Die Aussicht verhindern zum Beispiel die Buden an der Petrikirche, an der Hundebrücke[3]) und bei der Hauptwache der

[1]) der heutige Alexanderplatz hieß Paradeplatz, weil er als solcher für das Thünasche und Bornstädtsche Regiment diente — [2]) des Woldeckschen und Braunschen Regiments — [3]) die heutige Schloßbrücke

Artillerie.[1]) So oft ich in diese Gegend komme, bedauere ich, daß eine Façade des Zeughauses, die einen herrlichen Anblick nach der Neustädter Brücke[2]) zu gewähren würde, sowie auch das schöne Donnersche[3]) Haus sich hinter solchen elenden Hütten verbergen müssen. Den Buden könnte nach meinen Vorschlägen leicht ein anderer Stand angewiesen werden, und wollte man die Wache an die zum Palaste des Markgrafen[4]) Heinrich, königliche Hoheit, gehörende Gartenmauer anbauen, so würde der Platz vor derselben am besten benutzt werden.

Daß sie Brücken belästigen, kann man gewiß von der Roßstraßenbrücke behaupten, sowie bisher von der Gertraudenbrücke.

Die Durchfahrt verengen sie bei der Petrikirche und auf dem Molkenmarkte.

Wäre eine Bogenlaube vor den neuen Häusern auf dem Friedrichsstädtischen[5]) Markte angebracht und das Erdgeschoß aller dieser Häuser zu Krambuden eingerichtet worden, so hätte dieser Platz, auf den Berlin stolz sein kann, gleich nach dem vollendeten Häuserbau von den häßlichen Buden gereinigt werden können und den dortigen Krämern wäre ein anderweitiges Unterkommen verschafft worden. Jetzt aber kann unstreitig kein schicklicherer Ort zur Bebauung mit diesen Buden vorgeschlagen werden, als die eine Seite der Behrenstraße längs den Gartenmauern[6]); und am Ende der von dem ehemaligen Festungsgraben bis an den Friedrichsstädtischen Markt gehenden Mittelstraße,[7]) sonst auch der Bullenwinkel genannt, ist ein geräumiger

---

[1]) die heutige Königswache — [2]) sie überbrückte den Festungsgraben und lag in der Fluchtlinie der heutigen Schloßbrücke und der Mittelallee der Linden: der Festungsgraben ging zwischen der heutigen Universität und dem Zeughause hindurch — [3]) das heutige Finanzministerium, in welchem damals die General-Zoll- und Acciseadministration war, erbaut von Donner, Kammerdiener der Königin 1753 — [4]) gemeint ist Prinz Heinrich, Bruder Friedrichs des Großen: die heutige Universität — [5]) heute Gensd'armenmarkt, wie der Platz aber auch damals im Volksmunde schon hieß, weil früher Ställe und Hauptwache des Regimentes Gensd'armes darauf waren — 6) die Gärten der Häuser unter den Linden etwa von dem heutigen Palais der russischen Botschaft bis kurz vor der Potsdamer Brücke — so hieß damals der enge Teil der Friedrichsstraße, zwischen den Linden und der Behrenstraße — reichten bis zur Behrenstraße — [7]) der Verfasser will sagen Verbindungsstraße, da von der Mittelstraße hier keine Rede sein kann

Gartenplatz, der zu Schlächterbuden vorzüglich bequem gelegen ist. Wollte ihn der Eigentümer dazu einräumen, so würde wahrscheinlicherweise in der Behrenstraße Raum genug übrig bleiben, daß auch die Schlächter- und übrigen Krambuden vor den Häusern in der Querstraße[1]) abgebrochen und daselbst aufgeführt werden könnten.

Billig sollte man nie dem Eigentümer eines Hauses verstatten, das lediglich zur Bequemlichkeit der Fußgänger bestimmte Seitenpflaster durch Gitterwerk und vorgebaute Kramläden zu beengen. Von dieser Regel sollte in keinem Falle am wenigsten in einer engen Straße, wie die Querstraße, abgewichen werden.

Wollte man den Dönhoffschen Platz von den Buden reinigen, so könnten dieselben auf der Wiese zwischen dem Weidendamm, der Friedrichsstraße und dem Katzenstiege[2]) erbaut werden. Sie ist so geräumig, daß wahrscheinlich alle in Berlin befindlichen Trödelbuden darauf stehen könnten, und der Eigentümer der Wiese könnte sich keinen höheren und sicherern Ertrag derselben versprechen, als wenn ihm der Grundzins der Buden oder wenigstens ein Teil desselben zugeschlagen würde. Würde diese Wiese, gleich dem übrigen Teile des Platzes, worauf die Kasernen für das vierte Regiment der Artillerie, die Gensd'armesställe u. s. w. erbaut worden sind, erhöht, so wäre es ein herrlicher Bauplatz für Buden, die auf einem ausgefüllten oder erhöhten Wiesengrunde sicherer gebaut werden können als Kasernen und Ställe.

Auch wird man mir leicht zugestehen, daß der Vorschlag, die sämtlichen Trödler in Berlin an einem Orte anzusetzen, diesen Leuten eher nutzbar als schädlich sein würde. Ihr Aufenthalt ist alsdann allgemein bekannt. Derjenige, der etwas bei ihnen losschlagen will, kann sich dazu den annehmbarsten Abnehmer wählen, und die Kauflustigen können ebenfalls ohne vielen Zeitverlust den besten Verkäufer ausmitteln, statt daß sie jetzt um einer Kleinigkeit willen oft weit umher, zum Beispiel vom Dönhoffschen Platz nach der Jägerbrücke[3]) und dem Haakschen

[1]) so hieß der zwischen den Linden und der heutigen Dorotheenstraße gelegene Teil der Friedrichsstraße — [2]) der heutigen Georgenstraße — [3]) sie führte über den Festungsgraben bei dem heutigen Telegraphengebäude

Markte, der Königsbrücke und so weiter laufen müssen und doch wohl den Trödler nicht ausfindig machen können, den sie suchen.

Den übrigen Krämern, die ihre Waaren in Berlin feil bieten, könnte ein guter Stand in den breitesten und besten Straßen der Vorstädte angewiesen werden. Die eine Seite der Oranienburger Straße in der Spandauer Vorstadt längs den Gartenzäunen von Monbijou an bis zur Friedrichsstraße würde dazu tauglich und vorzüglich für die Krämer vom Haakschen Markte zu bestimmen sein. Ich setze voraus, daß nicht mehr hölzerne, sondern steinerne Buden erbaut werden müßten, wodurch die Eigentümer der Gärten zu Mauern gelangten und viel Holz erspart werden würde, welches der Unterhalt der Zäune erfordert. Auch die Holzmarktstraße in der Stralauer Vorstadt bliebe breit genug, wenn gleichfalls auf einer Seite derselben an den Gartenzäunen Buden angebracht würden. Die Krämerbuden, die gegenwärtig dem Paradeplatze[1]) in der Königsvorstadt ein übles Ansehen geben, und diejenigen, durch welche der Molkenmarkt verbaut ist, könnten dorthin verlegt werden.

Endlich könnte der Bau der neuen Häuser, wozu unser Landesherr die Kosten mit königlicher Huld und Gnade schenkt, viel zur Verminderung der Buden beitragen, wenn die Erdgeschosse der meisten dieser Häuser zu Kramläden eingerichtet würden, und wollte man auch die Häuser, welche den Neuen und Spittelmarkt umgeben, auf gleiche Weise einrichten, so würden die Buden von diesen beiden Plätzen wegkommen.

Meinen Mitbürgern, die der Freigebigkeit des Monarchen ungleich bessere Häuser zu verdanken haben, als sie vorher besaßen, traue ich nicht allein so viel Dankbarkeit und Billigkeit zu, daß sie über die Bestimmung des Erdgeschosses ihrer Häuser zu Kramläden nicht murren würden, sondern ich glaube auch, daß sie dasselbe auf diese Art am besten ausnutzen könnten. Sollte ich durch den gegenwärtigen Aufsatz zu einer besseren Einrichtung in Hinsicht der Buden Anlaß geben, so würde ich mich freuen, mein Scherflein zur Beförderung einer gemeinnützigen Anordnung beigetragen zu haben.

---

[1]) heute Alexanderplatz

Alsdann würde es, meiner Meinung nach, in der Sache auf folgende Verfügungen ankommen:

1) Es müßten nicht mehr hölzerne, sondern steinerne Buden in den bemerkten Straßen erbaut werden. Dies erfordert die nötige Vorsorge wegen Abwendung einer Feuersgefahr, die bei vielen zusammenstehenden hölzernen Buden zu befürchten ist, und es ist auch zur Ersparung des Holzes desto notwendiger, da wir seine Abnahme zur Genüge empfinden und also dasselbe zum Budenbau nicht verschwenden sollten.
2) Kein Krämer dürfte seine Bude mit zur Wohnung einrichten, folglich nie mehr als eine Bude besitzen.
3) Die ganze Trödlergesellschaft müßte, wie ich vorhin gesagt habe, zusammen an einem Orte untergebracht werden.
4) Für die Krämer, deren Verkehr beträchtlich ist, zum Beispiel die mit kurzen oder auch mit Galanterie-Waaren handeln, ebenso für die Eisen- oder Victualienhändler müßten keine Buden erbaut, sondern sie müßten angewiesen werden, Krambuden in den Häusern zu beziehen, die sich für ihren Verkehr besser schicken als die Buden.

Berlin, den 29 April 1787

Anmerkung der Redaction: Es gereicht der Berliner Polizei zur Ehre, daß sie seit kurzem angefangen, den Budenunfug einzuschränken, wobei bereits einige von den Wünschen des patriotischen Herrn Verfassers in Erfüllung gegangen sind.

15

Nach all diesen Schilderungen wird man dem tadelsüchtigen Verfasser des „Schattenrisses“ (vergl. S. 16) kaum zu große Übertreibung bei folgender Beschreibung vorwerfen können.

So breit und schön die Straßen auch bei dem ersten Anblick sind, so weiß doch der Fußgänger zuweilen nicht, wie er sich vor schnellfahrenden Wagen, Kot und Gossen hüten soll.

[15] Schattenriß von Berlin, Amsterdam 1788, S. 78

Der eigentliche Gang für Fußgänger sollte wie in allen übrigen ordentlich eingerichteten Städten längs der Häuser hingehen; allein das hat man durch die hohen Auffahrten vor denselben fast unmöglich gemacht. Der Fußgänger wird alle Augenblicke aufgehalten, und ist gezwungen, über die Gossen weg, auf den sogenannten Damm, zu schreiten. Nirgends fällt diese Unbequemlichkeit stärker auf als in der Leipziger Straße, einer der schönsten von ganz Berlin.

Außerdem sind vor den Häusern noch hohe steinerne Treppen angebracht. In der Mitte der Straße, oder auf dem Damme, ist es bei schlechter Witterung außerordentlich kotig, und in dem Steinpflaster selbst giebt es unzählige Löcher, was teils von dem sandigen Boden, teils von der unverantwortlichen Nachlässigkeit der Steinsetzer und ihrer Aufseher herrührt. Die übermäßig großen Steine, welche zwischen eine Menge kleiner spitzer Kieselsteine gelegt sind, verursachen, daß man alle Augenblicke Gefahr läuft, anzustoßen und zu Boden zu stürzen. Zwar sind die Gossen, wie es sich gehört, an beiden Seiten des Dammes angelegt, jedoch so, daß sie dem Fußgänger gefährliche Fallbrücken werden. Ein Teil dieser tiefen Gossen ist nämlich nur vor den Häusern mit Brettern bedeckt. Sobald man also abends an den Häusern entlang geht, stößt man alle zehn bis fünfzehn Schritte an eine steinerne Treppe oder Auffahrt, die wohl noch, um die Gefahr zu vergrößern, mit einer kleinen Rinne umgeben ist; geht man nun auf den Brettern, mit denen die Gossen bedeckt sind, herzhaft fort, so stürzt man, ehe man es sich versieht, drei bis vier Fuß in die Gosse hinunter; geht man dagegen mitten auf dem Damme, so weiß man, wenn ein oder gar mehrere Wagen schnell herangefahren kommen, nicht, wo man sich hinwenden soll; denn an den Gossen liegen hohe und schlammige Schmutzhaufen, über welche hinwegzuspringen gefährlich ist, da sie abschüssig und tief sind. Trotzdem muß man aufs Geradewohl einen Entschluß fassen, um nicht übergefahren zu werden.

Die eingeborenen Berliner sind an diese Unbequemlichkeiten gewöhnt, kennen auch die Seitenwege besser als der Fremde, der dergleichen Gefahren gar nicht vermutet. Es liegt etwas

Menschenfeindliches in einer solchen Anlage der Straßen, weil man dabei bloß an die Reichen, die in Kutschen fahren, gedacht zu haben scheint.

Man spreche ja nicht von der nächtlichen Erleuchtung, denn dieselbe ist bis jetzt herzlich schlecht gewesen, obgleich Laternen genug brennen. Leider sind die Laternen so beschaffen und angebracht, daß sie nur eine Art hellen Schatten verbreiten, der zu nichts hilft.

Eine andere Unbequemlichkeit für die Fußgänger besteht darin, daß die Bürger oft Schutt, Lehmhaufen, Bohlen und sogar Misthaufen vor ihren Häusern liegen lassen. Das sollte entweder gar nicht geduldet, oder wenigstens bei Strafe angeordnet werden, eine Laterne daneben anzubringen. Dergleichen Dinge mögen in kleinen Städten und Flecken hingehen, sind aber in einer großen Stadt unverzeihlich.

14

Andere hatten an der Berliner Architektur viel auszusetzen. So heißt es in einer Schrift aus dem Jahre 1792:

Die Häuser der Residenzstadt stehen nicht, wie in vielen andern Städten Deutschlands, mit der schmalen oder Giebelseite nach der Straße zu, so daß die Traufe auf beiden Seiten des Dachs in die sogenannten Winkelgassen den Abfall hätte, sondern in die Quere, wie man zu sagen pflegt, das heißt, der Breite nach. Die schönsten, sowie überhaupt die in den Hauptstraßen liegenden Häuser sind meistens drei Stockwerk hoch. Sie sind, nur wenige ausgenommen, nicht massiv, sondern aus leichten Backsteinen gebaut. Steinbrüche giebt es in den großen Sandebenen, welche rings um die Stadt liegen, überhaupt nicht, sondern dieselben müssen aus entfernten Gegenden zu Schiffe herbeigeführt werden; man sieht daher in Berlin ganze Plätze damit

[14] Justus Conrad Müller, Gemählde von Berlin, Potsdam und Sansfouci, London (in Wahrheit Nürnberg) 1792, S. 36

angefüllt, wo sich die kunstreiche Hand des Steinmetzen an ihnen übt. Als Bauholz wird Tannenholz verwandt.

In Berlin ist bekanntlich alles galant. Dies erstreckt sich sogar auf die Façade der Häuser. Die Grundmauer oder das Fundament ist meistenteils anders angestrichen als das übrige Gebäude. Durch die Mörtelbekleidung, welche man hier sehr täuschend aufzutragen weiß, giebt man dem Fundamente und oft auch dem ganzen Gebäude das Ansehen eines Rustica-Baues.[1])

Obgleich im Ganzen genommen der Farbengeschmack gut ist, so erblickt man doch hin und wieder Häuser, die auf Carniolen und Smaragden zu ruhen scheinen und ein so seltsames Aussehen haben, daß sie aus dem neuen Jerusalem der Apokalypse auf die Erde versetzt zu sein scheinen.

Über allen Häusern der Manufacturisten und Fabrikanten hängen Schilder. An Verzierungen durch prächtige Balcons, die auf Säulen ruhen, mit Vasen versehene Altane, Halbsäulen, kostbare Portale, durchbrochene Treppen mit anschließenden, kunstreichen Eisengittern und Laternenpfählen, schönen Frontons, Festons, Stuccaturarbeit, Mansarden und anderen Arten von Dächern wird nichts gespart.

15

Noch ungünstiger, allerdings auch noch oberflächlicher lautet das folgende, mehrere Jahre frühere Urteil.

Über den Geschmack in der Baukunst habe ich leider nicht viel tröstliches zu sagen. Eigentliche Paläste giebt es nur sehr wenig; der des Prinzen Heinrich kann fast allein so genannt werden. Überhaupt sind die Häuser, die unter den Linden abgerechnet, viel zu niedrig, und stehen in keinem Verhältnisse zu der außerordentlich großen Breite der Straßen. Man wollte die

---

[1]) dies meint der Verfasser, wenn er sagt: ein rustiques Ansehn — [15] Teutscher Merkur 1787 III S. 66 (Briefe eines Reisenden aus Berlin, im December 1785 und Januar 1786 geschrieben)

Stadt gern geschwinde groß haben und gab daher den Straßen eine Breite, die sie in keiner andern Stadt haben, und die weit über die hinaus geht, welche für die wahre Schönheit genügt. Bei vielen Straßen ist auch diese Breite und die gerade Linie das einzig Schöne und man trifft kein einziges merkwürdiges Haus darin an. Von dieser Art ist die gepriesene Wilhelms- wie die Friedrichsstraße, die beiden längsten in Berlin. Die Fenster sind überall zu zahlreich, die Mauern zu schmal, und, da man doch an vielen eine große Zahl von Verzierungen gewahr wird, so erweckt dies den Gedanken, daß die schmalen, dünnen Mauern ihre Last nicht würden tragen können.

16

Von dem Zustande der Straßen bei schlechtem Wetter kann man sich einen Begriff aus den folgenden wohlgemeinten Vorschlägen machen, welche ein Berliner Journalist geringen Calibers der städtischen Polizei giebt.

In ganz Berlin hatte sich das Gerücht verbreitet, der König habe 6000 Thaler zur Säuberung der Stadt von dem Eise gegeben. Andere gaben die Summe auf 3000 Thaler an. Sogar auswärtige Zeitungen meldeten dies, und eine schrieb es der anderen nach. Ich kann sicher behaupten, daß nichts an dem Gerüchte war, und daß gar keine königlichen Gelder angewiesen worden sind. Dessen ungeachtet glaubten es viele, obgleich sie keine wirklichen Beweise in Händen hatten; ja, sie maßten sich ein gewisses Recht an, derb über den Stadtpräsidenten von Eisenhart loszuziehen, weil er keine besseren Anstalten zur Wegräumung des Eises treffe: er hätte ja so viel Geld bekommen! Verwünscht seien alle Urteile, welche in einem so gehirnlosen Kasten entstehen! Wollt ihr urteilen, so fällt euere Urteile als Männer und Patrioten. Auch ich will einen Versuch wagen.

[16] Tlantlaquatlapatli (H. W. Seyfried). Chronic von Berlin II 1789, S. 452, 29 und 30 Stück vom 18 April 1789

Der Rat, welchen man Herrn von Eisenhart gab, daß möglichst schleunig aufgeeist werden sollte, war nicht allgemein nützlich. Was für Eis und Schnee gebar nicht der außerordentlich lange Winter! Wären statt 50 bis 60, 300 bis 400 Wagen dagewesen, welche das Eis fortgefahren hätten, so würde die Zahl doch noch zu gering gewesen sein, denn die Residenzstadt ist zu groß und die Straßen sind zu zahlreich. Sollte der Winter noch einmal so außerordentlich freigebig mit seinem Eis und Schnee sein — ein Fall, welcher nicht wahrscheinlich, aber doch möglich ist —, so geht mein Rat dahin, der Herr Präsident gebe, sobald Thauwetter eintritt, vor allen Dingen den Befehl, sämtliche Hauptöffnungen der Canäle und Rinnsteine mit ihren Ableitungen aufhauen zu lassen: dadurch wird das geschmolzene Eis in seinem Laufe nicht gehemmt. Dieses Aufhauen muß nicht nur bei allen Canälen, sondern auch durch die ganze Stadt geschehen.

Ist dies ausgeführt, so hat der Präsident von Eisenhart die Güte, den zweiten Befehl zu geben, daß nämlich nicht mehr Eis aufgehauen wird als an demselben Tage weggefahren werden kann. Tritt unvermutet schnelles Thauwetter ein, so wäre es freilich notwendig, alles auf ein mal wegzuschaffen. Besser ist es jedenfalls, daß das Eis, welches nicht weggefahren wird, unaufgehauen liegen bleibt, als daß man es aufhaut und auf Haufen wirft. Was für Folgen das nach sich zieht, haben die Berliner gesehen. Auf verschiedenen Plätzen entstand nicht nur ein großer Morast, sondern ein solcher See, daß man mit einer Gondel wie in Venedig herüber und hinüber fahren konnte.

17

Einer Straßenplage, der Bettelei, scheint die Polizei auf energische Weise gesteuert zu haben, wie aus den folgenden Schilderungen hervorgeht.

---

[17] Kleine Wanderungen durch Deutschland, in Briefen an den Doctor K*, Teutscher Merkur 1785, II S. 72

Sehr lobenswert sind die Einrichtungen, die man in Berlin wegen des Bettelns getroffen hat. Jedem ist es bei zehn Thaler Strafe untersagt, einem Bettler etwas zu geben, und letztere werden, wo man sie findet, aufgegriffen und in ein Haus gebracht, wo sie arbeiten müssen. Zu diesem Behufe wird eine Anzahl von Bettelvögten[1]) gehalten, die zu zwei und zwei den ganzen Tag durch die Straßen patrouilliren und alle Bettler anhalten. Auch auf den Promenaden verrichten sie ihr Amt. Sehr selten und immer nur des Abends wird man angebettelt, wobei ich die Eigentümlichkeit bemerkt habe, daß man hier nicht wie anderwärts um einen Pfennig, sondern um einen Dreier bettelt: die Bedürfnisse der hiesigen Bettler sind also um zweihundert Procent größer als in anderen Städten.

Ein besonderer Vorwand zum Betteln, den ich hier oft gehört habe, ist noch der, daß man sagt: „sie haben mich mit Contrebande abgefaßt, und ich habe schwere Strafe zahlen müssen!“ Wie sonst ein alter Soldat auf sein hölzernes Bein bettelt, so bettelt man hier auf Verbrechen oder Strafe. Indessen kann man daraus abnehmen, wie die Leute hier in Betreff des Contrebande-Waarenverbotes denken: der Vorwand muß eben oft das Mitleid des Gebers erweckt haben, sonst würde man ihn wohl nicht wiederholen.

Die Armenanstalten sind großartig und sehr gut eingerichtet. Jeder Bürger giebt vierteljährlich einen freiwilligen Beitrag, der von den Predigern und Viertelsmeistern[2]) eingesammelt wird. Die Oberaufsicht des Ganzen führen die obersten Geistlichen von Berlin, die auch die Verteilung unter die Armen zu besorgen haben. Wer ein schriftliches Armutszeugnis einreicht, wird, je nach seiner Dürftigkeit, unterstützt und erhält Geld, Brot und im Winter auch Holz. Freilich könnten sich die Leute mit Betteln und Müßiggehen vielleicht mehr verdienen, aber es ist doch besser, wenn Hände arbeiten, die dazu noch imstande sind, statt sich beständig zum Verdruß der Vorübergehenden nach einer Gabe auszustrecken. In Berlin ist es wirklich verdienstlich, ein

[1]) vergl. S. 19 — [2]) Berlin zerfiel in achtzehn Quartiere, deren jedes unter einem Quartiercommissar stand

wenig hartherzig zu sein, und die guten Einrichtungen gegen den Bettel nicht durch übelverstandene Großmut zu vereiteln, umsomehr, da aus einem guten Bettler, wenn er sich einmal an das Nichtsthun gewöhnt hat, sehr oft ein guter Dieb wird.

Eine anständigere Art von Bettelei ist bei den hiesigen Soldaten üblich. Geht man durch ein Thor, so ziehen sie den Schlagbaum in die Höhe und ziehen das Gewehr an. Wer diesen Gruß empfindet, wie er soll, giebt dafür einen kleinen, thätigen Dank.

18

In Betreff des Bettelns sind treffliche Anstalten: es werden schlechterdings freilich keine Straßenbettler geduldet; doch sprechen oft an entlegenen Orten wohlgekleidete Personen um ein Almosen an, Soldaten präsentiren ihr Gewehr und wünschen ein gesegnetes Fest, Sonntag, Neujahr und so weiter.

19

Schwerer war es, dem Mutwillen der Straßenjugend abzuhelfen, wenn auch der Verfasser des Schattenrisses die Sache vielleicht etwas zu tragisch auffaßt.

In der ganzen Welt wird man unter dem gemeinen Volke keine so ungezogene Jugend finden als in Berlin. Dies kommt hauptsächlich von den vielen Soldatenkindern her, die oft nicht die geringste Erziehung erhalten und wie wildes Kraut in die Höhe wachsen. Sobald einer von ihnen ruft oder pfeift, versammeln sie sich zu Hunderteu und treiben allerhand Unfug auf den Straßen und besonders auf öffentlichen Plätzen. Dennoch

[18] Justus Conrad Müller, Gemählde von Berlin, Potsdam und Sanssouci, London (in Wahrheit Nürnberg) 1792, S. 76 — [19] Schattenriß von Berlin, Amsterdam 1788, S. 106

hat man noch nicht ernstlich daran gedacht, diesem Unwesen zu steuern. Trotzdem wäre nichts leichter, wenn nur die Stadtdiener ihr Amt besser verrichteten und, von der nächsten Wache unterstützt, jedesmal nur einige von diesen Jungen haschten und auf acht oder vierzehn Tage ins Arbeitshaus ablieferten. Nach und nach würden sich ihre Tumulte schon geben, die jetzt zuweilen ganze Straßen beunruhigen.

20

Am lebhaftesten ging es natürlich unter den Linden her, wie man unter anderen aus folgender Schilderung ersieht.

Unter den Linden ist es immer lebhaft. Die Equipagen der Großen sind nächst den Holzwagen — welche letztere besonders zur Herbstzeit in der Frühe ein unerträgliches Getöse machen — auf beiden Seiten in beständiger Bewegung, die Federn auf den Hüten der grünen Leibjäger und Husaren mit dem chamarrirten Koppel über die Schultern neben den andern Domestiquen flattern in den Lüften, indes der rote Läufer mit dem blauen Schürzchen — zur Abendzeit mit einer Fackel — leichter als ein Hase vor dem Wagen herspringt.

[20] Justus Conrad Müller, Gemählde von Berlin, Potsdam und Sanssouci, London (in Wahrheit Nürnberg) 1792, S. 44

Charakteristik der Bevölkerung nach Sitte und Sprache

21

Interessant sind zahlreiche mehr oder weniger ausführliche Schilderungen des Volkscharakters. Die folgende Schilderung entwirft der Verfasser des Schattenrisses, der sonst mehr zum Tadel als zum Lobe neigt.

Das Herz der Berliner ist von Natur gut, Mäßigkeit im Essen und Trinken und Offenherzigkeit sind Haupttugenden, die ihren Charakter zieren; sie sind selten der Verstellung fähig und reden so, wie sie es meinen; eher werden sie eine Grobheit als eine offenbare Unwahrheit sagen. Größtenteils sind sie bescheiden, höflich, zuvorkommend gegen Fremde und von gesundem Urteil. Die Not anderer kann sie so rühren, daß sie ihre eigene darüber vergessen; sie lieben ihr Vaterland und ihren König, sind aber frei in ihren Urteilen und Reden.

[21] Schattenriß von Berlin, Amsterdam 1788, S. 140

22

Ausführlicher läßt sich ein unparteiischer einheimischer Beurteiler aus, der in hervorragender amtlicher Stellung lebte, und das Leben vom Standpunkte eines hochgebildeten Arztes aus beurteilte.

☙ Aufklärung, Geistescultur und natürliche, helle Urteilskraft findet man in allen Klassen: es fehlt den Berlinern weder an Feinheit noch an Verschlagenheit. Selbst der gemeine Mann spricht und urteilt gern selbst über alles. Politische Neuigkeiten sind sein Steckenpferd und die Zeitungen seine liebste Lectüre. Er ist enthusiastisch für sein Vaterland eingenommen und sieht auf seine Nachbarn mit einer Art Geringschätzung herab.

Vor allem hat das Militair Reiz für ihn, und er nimmt großen Anteil an allem, was darauf Bezug hat. Diese Vorliebe für den Soldatenstand herrscht in allen Klassen der Einwohnerschaft und selbst unsere Schönen sind nichts weniger als frei davon.

Der Vorwurf der Irreligiosität, der den Berlinern so häufig gemacht worden ist, ist nichts weniger als begründet; im Grunde ist der Berliner weder bigott noch heuchlerisch und legt größeren Wert auf gute Handlungen als auf fleißigen Kirchenbesuch. Außerdem vernachlässigt er den Kirchenbesuch keineswegs.

Der Berliner ist dienstfertig und wohlthätig und versäumt selten eine Gelegenheit, seinen armen Mitbürgern nützlich zu werden. Das bezeugt die bedeutende Anzahl milder Stiftungen ebenso wie die große Zahl der Geldbeiträge, welche jährlich für Hilfsbedürftige gesammelt werden.

Die höheren Stände genießen zwar eine sorgfältigere Erziehung, haben aber trotzdem oft mehr Vorurteile als der gemeine Mann. Besonders auffallend ist ihre Vorliebe für alles Fremde und Ausländische, eine Vorliebe, die sich auf alle Dinge und auch auf die Menschen selbst erstreckt. Jede fremde, noch so widersinnige Erfindung zieht der Berliner der vaterländischen vor.

---

[22] L. Formey, Versuch einer medicinischen Topographie von Berlin, Berlin 1796, S. 87

Er fährt zum Beispiele auf einem hohen Whisky,[1]) den man in England erfand, um über die Hecken, womit dort überall die Felder eingefaßt sind, hinweg sehen zu können, während er dem Berliner keinen andern Vorteil gewährt, als daß er schwer hinauf kommt, hoch sitzt, und in dem ungewohnten Fuhrwerk leichter den Hals brechen kann. Seinen Pferden läßt er Schweif und Ohren abschneiden, sich und seine Leute kleidet er nach geschmackloser, fremder Sitte, und spielt an Tracht und Geberden den Ausländer mitten unter seinen Mitbürgern, die seine Thorheit herzlich belachen.

Diese Vorliebe erstreckt sich auch auf die Menschen. Ein französischer Koch oder Tanzlehrer wird stets in Berlin sein Glück machen. Alles Fremde und Ungewöhnliche zieht die Aufmerksamkeit auf sich und spannt die Erwartung, so daß es jedem, auch noch so plumpen Charlatan gelingt, die höheren Stände für sich einzunehmen. Die abgeschmacktesten und widersinnigsten Behauptungen eines solchen Glücksritters, weit entfernt den Betrug zu entlarven, dienen gewöhnlich noch dazu, die Achtung vor dem Fremdling und das Zutrauen zu ihm zu steigern. Bald wird er in allen Gesellschaften als ein außerordentlicher Mensch ausposaunt und jeder vertraut sich ihm unbedingt an. Besonders haben geheime und Universal-Arzneien von jeher viel Glück bei uns gemacht.

Die höheren Stände geben, besonders im Winter, viele Gesellschaften. Dabei ist das Spiel die allgemeine und einzige Beschäftigung und währt bis zur Abendmahlzeit. Auch dieses Vergnügen hat sehr oft eine nachteilige Wirkung auf die Gesundheit. Man kommt in geheizten und fest verschlossenen Zimmern zusammen, die hell erleuchtet sind. Je zahlreicher die Gesellschaft und je stärker die Erleuchtung ist, desto schneller wird die Atmosphäre schlecht, und da sie durch keinen Luftzug, den unsere Damen wie die Pest fürchten, erneuert wird, so ist sie bald vollständig verdorben. Nach dem Genusse des nervenschwächenden Thees setzt sich alles an den Spieltisch und selbst die muntere Jugend ist nicht davon ausgenommen: schon ein

[1]) auch tim-whisky genannt

junges Mädchen von vierzehn Jahren muß gravitätisch ihre Whistpartie machen. Das beständige Sitzen in einem meistens fest anschließenden und unbequemen Anzuge und in verdorbener Luft, das späte Abendessen, der Genuß erhitzender Speisen und Getränke und das lange Wachen schwächt den Körper. Schlaflosigkeit oder unruhige Träume sind die geringsten Folgen einer solchen Lebensweise, und, werden dergleichen Vergnügungen täglich wiederholt, so ist es kein Wunder, wenn unsere Frauenzimmer schwache Nerven und ein kränkliches Aussehen haben. Zu allem andern kommt noch der Gebrauch von Räucherpulver, die Blumen, welche oft den ganzen Abend in den Zimmern bleiben, sowie die Wohlgerüche, womit Damen und Stutzer reichlich versehen sind — alle diese Dinge verzehren den zum Atmen notwendigen Teil der Luft. Wie soll man sich da noch wundern, wenn die Menschen bei dieser unnatürlichen Lebensweise schwächlich und kränklich werden, Ohnmachten und Nervenzufälle häufiger sind als jemals, und Katarrhe ebenso wie Gicht und rheumatische Beschwerden immer allgemeiner werden! Lebten wir wie unsere Vorfahren, so würden wir auch eben so gesund sein, als sie es waren: billigerweise sollte in jedem Gesellschaftszimmer ein Kamin oder wenigstens ein Ventilator in den Fensterscheiben sein. Allein beides würde die geschmackvolle Einrichtung entstellen, und wer möchte sich wohl zu so etwas entschließen?

25

Beim Schluß seiner Darstellung streift Formey schon die geselligen Verhältnisse der Stadt; als Gegenstück können die folgenden Auslassungen eines Schriftstellers dienen, der gern den Satiriker spielen wollte.

Ich[1]) ließ mir von dem deutsch-französischen Schneider in der Brüderstraße einen Frack machen, um unerkannt und mit

[25] (Jos. Winkler,) Hebe, ein Pendant zum Ganymed. Germanien (in Wahrheit: Berlin) 1782, S. 29 — [1]) die auf Erden wandelnde Göttin Hebe

desto mehr Freiheit an öffentlichen Orten zu erscheinen — und um mit desto mehr Bequemlichkeit durch die Straßen zu kommen, die an Schmutz und Kot ihres gleichen nicht haben.

Bei nasser Witterung sind deshalb Stiefel in dieser königlichen Stadt ein eben so unentbehrliches Ding als bei Tisch der Löffel, um Suppe zu essen. In anderen Städten pflegen die Straßen doch alle Wochen gereinigt zu werden — in Berlin hält man damit die Ordnung wie in den öffentlichen Schulanstalten mit der zahlreichen Jugend, die reglementsmäßig alle halbe Jahre purgiren muß.

Bei trockenem Wetter dagegen möchte man ein Mittel wünschen, die Augen mit einem Harnisch zu versehen, ebenso wie nach einem guten Regen ohne geharnischte und bestiefelte Füße kein Durchkommen ist. Ganze Wolken von Staub geben den auf den Spaziergängen wandelnden Menschenkindern das Ansehen der Götter, wenn sie, in Wolken gehüllt, dem Auge der Sterblichen ihren Glanz verbergen.

Ziemlich frei und rund ist der Umgang der Berliner untereinander. Der geborne Brandenburger ist von Natur grundehrlich. Die Geschwätzigkeit ist in Leipzig mehr zu Hause als hier. Viel Plappern und ein singender Ton in der Aussprache machen den echten Leipziger unter hundert Berlinern kenntlich.

Ich sah mich nach den Magazinen olympischer Producte um, und fand Buchläden in Menge, wo die Söhne Apolls und der Musen ihre Waaren niederlegen: überall waren unter den wenigen echten viele verlegene oder schlecht nachgeahmte Arbeiten solcher Musensöhne, die, wenn sie jemals mit den Musen gebuhlt haben, anstatt gesunder Kinder nur Mondkälber und Mißgeburten zur Welt brachten.

Gerade unter dem Auge des Königs, wenn er zu Zeiten auf seinem Schlosse in Berlin ist, nahe an der langen [1]) Brücke, fand ich solch ein Magazin.[2]) Dort versammelten sich, wie zur Parole, verschiedene Gelehrte, die gepriesenen Vertrauten Apolls,

---

[1]) jetzt Kurfürsten- — [2]) wahrscheinlich meint der Verfasser die Haude- und Spenersche Buchhandlung, die freilich nicht an der Kurfürstenbrücke, sondern an der Schloßfreiheit war: in dem Hause neben den ehemaligen Werderschen Mühlen

welche mit ihrem Geiste im Olymp, wie nach ihrem körperlichen Inhalte auf Erden wandeln.

Hier lernte ich den berühmten Dichter kennen, der sich bei den Deutschen den Namen des Apoll ersungen hat.[1]) Er sang lateinisch in deutscher Sprache; in seiner Declamation herrschte die griechische Melodie, so wie immer ein Deutscher nach Jahrhunderten, und ohne Überreste der damals üblichen Noten[2]) sich griechische Tonart denken kann. Er sprach von Gottheiten, die, so lange ich Hebe bin, im Olymp nicht bekannt waren.

Da war noch ein andrer Gelehrter von sehr hypochondrischer Natur, dessen Zunge, ohne Atem zu schöpfen, dem Klappern eines Mühlrades nichts nachgab. Er ließ niemand zu Worte kommen, und ereiferte sich bis zum Zorn, wenn jemand nicht die englische Geduld hatte, ihn anzuhören, ohne den Wasserfall seiner Beredsamkeit zu unterbrechen. Er macht Profession von der Schöngeisterei und paßt ganz genau in das Fach der galanten Philosophie.[3])

Die Anzahl der Söhne des Hippokrates ist nicht weniger groß. Sie teilen sich wie die preußische Armee ein, die aus Cavallerie und Infanterie besteht. Nach gleichem Fuße werden die Ärzte in fahrende und gehende eingeteilt. Den letzteren hörte ich den Namen der Stiefelettendoctoren beilegen, welcher erst durch eine hinreichende Anzahl Opfer, die sie dem Pluto liefern müssen, den höchsten Doctorgrad und das Recht gewinnen, in Kutschen zu fahren.

Das große Universalmittel, welches die Berliner Ärzte im Dienste Plutos und zur Befrachtung des Kahnes, welchen Charon über den Styx fährt, gebrauchen, ist eine Diät von Wassersuppe und dünner Hafergrütze. Daher sterben auch die meisten Patienten nach den Anzeigen der Berliner Zeitungen an Entkräftung, wenn nicht ein unerwarteter Schlagfluß dem Arzte zuvorkommt, und ihn der Mühe überhebt, dem Patienten eine ordnungsmäßige Entkräftung zu bereiten.

Priester giebt es hier weniger als in Köln am Rhein, da-

---

[1]) gemeint ist Ramler — [2]) die Notenschrift der Alten war dem Verfasser unbekannt — [3]) wahrscheinlich ist Engel gemeint

gegen wiegt ein Consistorialrat einige Dutzend Pfaffen auf. Die hiesigen Priester haben es im Selbstdenken so weit gebracht, daß fast jeder sein eigengedachtes System für sich hat. Ich verstehe nichts von der Sache, aber ich glaube, daß ein gewisser Priester an der S** Kirche der größte Lehrer ist: wenigstens war dies die einzige Kirche, in welcher ich während meiner Anwesenheit einen Prinzen sah, welcher erwähntem Priester zuhörte. Zum Teile fand ich die hiesigen Priester ziemlich stark in ihrem Eifer gegen einen jeden, der nicht so dachte, wie sie dachten, aber ausnehmend tolerant gegen jeden, der — nicht richtig handelte. Sie waren samt und sonders außerordentlich geschickt darin, diejenigen auf ihrem Sterbebette mit den Hoffnungen des Himmels zu trösten, die sich auf dieser Welt und bei gesunden Tagen durch ein lockeres Leben Reue und Zerknirschung für ihre letzte Stunde gesammelt hatten.

Es giebt auch einen Damenprediger hierselbst, einen Mann von empfehlender Miene und herculischem Ansehen. Ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er es den Damen recht ans Herz zu legen weiß. Sein Vortrag hat dabei so viel Sinn und geläuterten Menschenverstand, als er nur, ohne einen geistlichen Aufruhr gegen sich zu erregen, überhaupt wittern lassen darf.

Viele von den hiesigen Priestern dienen mehreren Herrn — der Kirche gegen Besoldung, Apollo aus Geschmack und dem Herausgeber der allgemeinen deutschen Bibliothek[1]) für Honorar.

Ich fand in Berlin viel Äußeres und manche Namen, die mit der Sache nicht übereinstimmten: Häuser wie Paläste von außen, in welchen kein Überfluß wohnt — Weinhändler, die im eigentlichen Sinne nur Brauer sind und schlechte Landweine zu ausländischen Gewächsen umtaufen — Wirtshäuser ohne gute Bedienung — und hohe Preise für mäßige Speisen. Was in den Magazinen des Geistes zu viel ist, das findet man in den Anstalten für die Bedürfnisse des Leibes zu wenig. Aber die Berliner sind genügsame, mit allem zufriedene Gäste. Sie trinken sich allenfalls einen Rausch in gemachtem Médoc, welcher

---

[1]) Friedrich Nicolai

dem, den die verrufenen Stettiner verfertigen, nur wenig an Güte nachgiebt.

Allgemein herrscht hier die Industrie, feiner ausgedacht als die in Holland, nur nicht so einträglich. Juden und Christen beeifern sich, einer dem andern das Geld abzunehmen. Nur in Leipzig möchte die Caperei der Börsen noch den Vorzug behalten. Der Schwan auf der Spree macht den Hals nicht länger, wenn er nach seiner Nahrung schnappt, als ein Leipziger, wenn er Geld wittert.

Die Begierde, es sich im Luxus gegenseitig zuvorzuthun, ist noch größer als die Industrie selbst, mit welcher die Erfordernisse des Luxus herbeigeschafft werden. Aber das ist übel, daß der Luxus an der Armut einen mächtigen Feind hat und oft in dem ungleichen Streite unterliegen muß.

Die Berliner leiten das Emporkommen ihrer Fabriken von den vertriebenen Franzosen her, welche ihren Fleiß und die Überreste ihres Vermögens in das Land brachten — und den Verfall ihrer Fabriken und des Handels leiten sie von andern Franzosen her, die nicht aus Frankreich vertrieben worden, sondern gutwillig weggegangen sind, um hier Brot und Unterkommen zu suchen, und die nun hier die Fabriken und Handlungen controliren,[1]) welche die erstern gestiftet hatten. Aus der Art, wie die neuen Franzosen hier auftraten, sollte man schließen, daß sie in ihrem Vaterlande eine große Rolle gespielt und viel Vermögen mitgebracht haben, welches einige der Sage nach auf Mauleseln in die hiesigen Thore haben hinein bringen lassen: so ein Maulesel,[2]) der mit dem Vermögen von sechs bis acht Franzosen befrachtet war, konnte doch schon eine ziemliche Last Gold und Juwelen auf seinem lastbaren Rücken fortbringen.

Auch war der berühmte Abbé Raynal[3]) in Berlin, der eben

---

1) Anspielung auf die von Friedrich dem Großen am 1 Juni 1766 eingeführte Regie (Administration générale des Accises et Péages) — 2) so stellt Chodowiecki die Sache in seiner bekannten Radirung dar — 3) Raynal war früher Jesuit gewesen; seine „philosophische Geschichte der europäischen Niederlassungen in Indien", worin er besonders gegen die Religion und den Despotismus auftrat, war 1781 in Paris verbrannt worden. Der ihn bedrohenden Verhaftung entzog er sich durch die Flucht nach Preußen.

diese Franzosen nicht von der vorteilhaftesten Seite geschildert hat. Soeben hieß es, daß eine Nachfrage nach ihrer Genealogie und der Rolle angestellt werden solle, welche sie in ihrem Vaterlande gespielt hätten.

24

Ein Reisender von gesundem Urteil bemüht sich im folgenden durch die Vergleichung von Berlin und Dresden den Charakter der Berliner Bevölkerung in helles Licht zu stellen.

In dem ganzen großen Berlin sieht man das ganze Jahr über nicht so viele chapeaux bas als in einer halben Stunde in Dresden. Vom geringsten Kanzlisten bis zum Minister, vom Cadetten bis zum General geht alles chapeau bas. Wer in Gesellschaften gehen und seine Frisur vom Hute zerdrückt produciren wollte, außerdem an der linken Seite keinen Degen hätte, würde eine kahle Figur machen. Ein preußischer Officier, der sich eine Zeit lang hier aufhielt, erschien in einer Gesellschaft in Stiefeln. Als ihn der Herr vom Hause auf der Treppe poltern hört, läuft er ihm in Todesangst entgegen, und beschwört ihn bei seiner Freundschaft, Schuhe anzuziehen: er müsse sonst befürchten, alle anwesende Damen tötlich zu beleidigen. Der Officier kehrt um, drückt seinen Hut fest aufs linke Auge und sagt: wer mich nicht in Stiefeln sehen will, soll mich auch nicht in Schuhen sehen! — Einen größeren Gegensatz kann es nicht geben, als den zwischen einem preußischen Cavallerieofficier und einem sächsischen Lieutenant von der Leibgarde, der in seidenen Strümpfen, den Hut in der Hand und stutzerhaft frisirt, durch die Gassen hüpft.

Wenn man einen Pommer und einen Sachsen nebeneinanderstellt, so wird man zweifeln, ob beide Deutsche sind; überhaupt scheint es, als wenn die Kursachsen in Deutschland das

---

[24] Kleine Wanderungen durch Deutschland, in Briefen an den Doctor K*, Teutscher Merkur 1785 III S. 32

sind, was die Franzosen im übrigen Europa vorstellen. Sie haben dieselbe unerschütterliche Ehrfurcht vor ihrem Landesherrn, dem Adel, der Forstverwaltung und dem gesamten Ministerium; ihr Vaterland ist das einzig beste, ihr Militair das tapferste, ihr Verstand der hellste, ihre Sprache die reinste, ihre Gelehrten die berühmtesten, ihr Kunstfleiß der erfinderischste und ihr Boden der fruchtbarste. Allen Vorzügen ihrer Nachbarn wissen sie eine schwache Seite abzugewinnen, an welche sie sich halten, und der gegenüber sie die Vorzüge derselben vergessen.

Die Dresdener leben sparsamer als die Berliner, aber nicht aus Trieb, sondern aus Zwang: sie sind im allgemeinen um ein gut Teil ärmer als die Berliner, obgleich sie nicht so viel ausgeben als jene. In Dresden sitzen drei bis vier junge Leute um eine kleine Flasche, und trinken aus ganz kleinen Gläserchen — in Berlin nimmt gewöhnlich der Mann eine Flasche, und trinkt aus hohen, großen Gläsern, in welche die ganze Flasche auf einmal hineingegossen wird.

In Dresden habe ich — was mir sehr lächerlich vorkam — Frauen gesehen, welche ein Kopfzeug trugen und Wasser vom Brunnen holten; in Berlin bezahlen die Köchinnen, die nur ein wenig auf sich halten, Weiber oder Mädchen, die ihnen das Wasser holen und andre Arbeiten verrichten müssen, die ihnen selbst als zu niedrig erscheinen.

Der Ton in den Dresdener Tabagieen ist von dem in den entsprechenden Berliner Localen himmelweit verschieden. In Dresden spricht man mit der größten Achtung von dem Landesherrn und seinen Verfügungen, und sucht am liebsten das Gute in denselben auf, während sich die Brandenburger bestreben, das Schlechte ausfindig zu machen. Man spricht hier nicht anders als „der gnädige Kurfürst, unsere gnädige Herrschaft“; die Brandenburger glauben ihren König schon recht höflich zu behandeln, wenn sie ihn schlechtweg den Alten nennen.

Wenn der Kurfürst nach Annaburg auf die Jagd geht, so erfolgen erstaunlich ängstliche Fragen, wie: Ist er glücklich angelangt? Wird sich der gute Herr auch gut divertiren? Wird er bald wiederkommen? — Kommt er dann wirklich zurück, so weiß in kurzer Zeit ganz Dresden, wie viele Hirsche er geschossen

hat, und wie viele Enden sie hatten. Es herrscht allgemeiner Jubel, wenn man ihn glücklich wiedersieht, und schon zwei Stunden vor seiner Ankunft stehen Schaaren von Männern und Weibern, jung und alt, vor seinem Schlosse, und alles drängt sich, den Hut vor ihm zu ziehen. König Friedrich fährt durch Berlin, und kaum sieht man sich nach ihm um; und noch viel weniger steht man still, um ihn mit einem devoten Bückling zu salutiren,[1]) und reitet er auf seinem alten Schimmel durch die Straßen, so stürzt die Schul- und Straßenjugend von allen Seiten herbei. Eine Schaar vorlauter Knaben überschlägt sich in tausend tollkühnen Purzelbäumen unmittelbar vor dem Pferde, Mützen und Hüte fliegen in die Luft, und unaufhörlich schreit Alles: der olle Fritz, der olle Fritz! So begleiten ihn die Schaaren die Straßen auf und auf, ohne daß der König eine Miene verzieht. Mit demselben Löwenauge, dessen zorniges Blitzen man sehr wohl kennt, sieht er gleichmütig auf das Treiben eines dreisten, aber doch nicht bösartigen Volkswitzes herab.

Von der allgemeinen Zufriedenheit habe ich in Dresden nur eine Ausnahme gefunden. In einer Gesellschaft traf ich einen Mann in einem einfachen grauen Rocke, der ohne chapeau bas ging, wenig aber gut sprach, und keine Complimente drechselte. Wir sprachen zusammen über die preußische und sächsische Landesverfassung, und ich merkte bald, daß er mit der letzteren nicht zufrieden war. Da mir dieses Phänomen in Sachsen neu war, so verteidigte ich, um dasselbe besser beobachten zu können, eine Zeit lang Kursachsen gegen Preußen. Der Mann wurde warm.

— Verteidigen Sie nicht, was jeder klar Denkende anders beurteilt, fing er an. Sachsen bedarf eines Friedrich, der selbst sieht und selbst hört, wenn es in kurzer Zeit die Blüte, von welcher es unter unseren beiden Königen von Polen und infolge des siebenjährigen Krieges herabsank, wieder erreichen soll. Die Verdienste unseres Kurfürsten um das Land sind unleugbar; seine Wirtschaftlichkeit gehörte dazu, um den zerrütteten Finanzen

[1]) das Folgende bis zum nächsten Absatze Jugenderinnerung Ludwig Tiecks, bei R. Köpke, L. Tieck, Leipzig 1855 I S. 26

des Landes wieder so gut aufzuhelfen. Sein milder, menschenfreundlicher Charakter und das unverkennbare Bestreben, die Liebe seiner Unterthanen zu gewinnen, sind edel und rühmlich; aber es giebt noch andre Dinge, durch welche er sich den Ruhm eines Vaters seiner Unterthanen für die Ewigkeit begründen könnte: die Justiz bedarf einer vollständigen Reform, die Forstverwaltung sollte weniger Ansehen und Gewalt über den Landmann, die Gelehrsamkeit Preßfreiheit, die Religion Aufklärung, und Manufacturen, Fabriken und Handel mehr Aufmunterung finden.

Hier ist noch ein großes Feld zu bebauen, aber er erfährt nicht, was noch alles zu thun ist.

Die preußischen Unterthanen haben wahrlich keine Ursache, sich über ihre Abgaben zu beschweren. Der preußische Bauer weiß, was er giebt. Schon Vater und Großvater haben dieselbe Contribution geleistet, die er zu tragen hat, und er weiß, daß dem Landesherrn alles, bis auf den Groschen berechnet werden muß. Hirsche, Wildschweine und Hasen zerfressen und zertreten ihm sein Korn nicht, und kein Förster darf ihn tyrannisiren. Er hat es nicht nötig, mit einem Ochsen und einem Pferde zu pflügen und im Leinwandkittel und barfuß zu gehen: die dürrsten Gegenden der Mark haben kaum so armselige Bauern als die fettesten Gegenden Sachsens.

25

Mit starker Neigung zur Kritik ist Gefühlsseligkeit sehr wohl vereinbar, so sehr sich beide Gemütsstimmungen auch zu widersprechen scheinen. In Betreff der damaligen Berliner sagt in dieser Beziehung ein urteilsfähiger Reisender, der sich längere Zeit in der Stadt aufhielt, folgendes.

[25] Bemerkungen eines Reisenden durch die königlich preußischen Staaten, Altenburg 1779, I S. 600

Ein auffallender Fehler der Berliner ist übel verstandene und allzuweit getriebene Empfindsamkeit. Allerdings verdient es Lob und Nachahmung, daß viel auf die Erweckung und Stärkung des sittlichen Gefühls gegeben wird — nur sind die Saiten bald zu hoch gespannt worden.

Seit der merkwürdigen Erscheinung, welche Herr Goethe durch seine „Leiden des jungen Werthers" am europäischen Horizonte hinaufführte, zerfließt man beinahe, besonders in Berlin, in Empfindsamkeit. Sie ist fast der allgemeine Maßstab, nach welchem man bestrebt ist, den Wert populär-wissenschaftlicher Werke, und, was noch schlimmer ist, die Güte des Herzens abzumessen. Daraus entsteht die Rührung, welche man sehr oft für die Hauptwirkung eines Schauspiels, einer empfindsamen Reise oder eines sonstigen für das Herz geschriebenen Werkes hält: nach Überzeugung wird selten gefragt.

In Berlin drängt man sich nach den zahlreichen empfindsamen Schriften, die nach Werthers Leiden erschienen sind; sie werden mit heißer Begierde und Sehnsucht gelesen, ob sie aber wahren und wesentlichen Nutzen stiften, und ob sich nicht durch ihre Lectüre seltsame Begriffe von Tugend, Rechtschaffenheit und moralischer Ordnung in die empfindsamen Herzen einschleichen — diese und andere ähnliche Fragen verdienten wohl eine ausführliche Beantwortung.

Ebenso will man heute lauter empfindsame Predigten hören. Auch in der Kirche halten die Leute Weinen und Schluchzen für ein untrügliches Kennzeichen der inneren Güte einer Predigt, und glauben, derjenige Prediger sei der beste Redner, welcher die Kunst versteht, das sinnliche Gefühl zu erschüttern.

26

Daß der Berliner Witz damals eine große Rolle spielte, braucht kaum bemerkt zu werden. Daß er Auswärtigen nicht

[26] (Wolf Davidson,) Briefe über Berlin, erste Sammlung, Landau (in Wahrheit: Berlin) 1798, S. 1

immer sehr angenehm war, kann man sich leicht denken. In der folgenden Schilderung stellt sich der wenn auch vielleicht nicht in Berlin geborene, so doch jedenfalls dort lebende Verfasser auf den Standpunkt eines auswärtigen Beurteilers.

Endlich bin ich in Berlin angelangt und die Königstadt hat einen großen Eindruck auf mich gemacht. Ich kam nämlich durch das neu erbaute Brandenburger Thor, neu und überraschend war der Anblick, eine so schöne breite Straße mit den prächtigen Häusern und den schönen Bäumen besetzt zu sehen. Die Menge der einher wandelnden Spaziergänger gab mir von der Wohlhabenheit und Volksmenge Berlins eine große Idee; denn ich wußte noch nicht, daß die Linden der einzige Tummelplatz sind, auf welchem sich die schöne Berliner Welt in einem ewigen Kreise herumdreht.

Ich bin hier sehr freundlich aufgenommen worden, und muß es den Berlinern zum Ruhme nachsagen, daß sie die Kunst verstehen, Fremde gut zu empfangen. Wenn man Empfehlungen hat, so kann man sich hier eine geraume Zeit aufhalten und jederzeit engagirt sein. Es giebt eine Menge Ressourcen, wo ein Fremder, wenn er einmal eingeführt ist, immer freien Zutritt hat. Der Name Fremder ist ein Talisman, der einem allenthalben Eintritt verschafft, und selbst das preußische Militair, das manchen Berliner bei öffentlichen feierlichen Gelegenheiten auf eine nicht eben sanfte Art mit dem Gewehrkolben begrüßt, ist gegen einen Fremden zuvorkommend artig.

Der Ton, der in den Gesellschaften herrscht, ist äußerst verschieden, denn alles, vom Copisten bis zum Minister, vom Junker bis zum General, vom niedrigsten Handwerker bis zum größten Fabrikanten besucht Gesellschaften. Frage einen jeden, wen du willst: „wo sind Sie heute Abend?" „In Gesellschaft" erhältst du zur Antwort. Der Bürger schämt sich zu sagen: „ich gehe zu Biere," er sagt lieber: „ich gehe in Gesellschaft."

Doch trotz dieser Gesellschaftsliebe ist der Berliner nicht sehr gesellig. Das wird dir paradox scheinen: dennoch ist es wahr. Zur eigentlichen Geselligkeit gehört ein ganz freies, offenes Wesen, nichts steifes, gezwungenes, geziertes, sondern

ein fröhliches, munteres, sorgloses Gemüt, freie Mitteilung seiner Gefühle und Gedanken, populaire Unterhaltung, witzige Laune ohne Bitterkeit und leichter Tadel ohne Spott. Nun besitzt zwar der Berliner manches einzelne von diesen zur Geselligkeit gehörigen Ingredienzien, aber er besitzt sie nicht alle und es fehlt ihm auch die gehörige Mischung.

Besonders sticht bei den Berlinern immer die Sucht, witzeln zu wollen, hervor, und es ist lustig mit anzusehen, wie die sogenannten Schöngeister und guten Gesellschafter ihren Geist auf die Folter spannen, um etwas witziges zu sagen. Diese Witzsucht ist hier ordentlich epidemisch. Es ist ein Jagen nach bons mots, Wortspielen und Zweideutigkeiten; und hieraus kannst du leicht schließen, daß dies der Geselligkeit großen Schaden thun muß, denn ein stetes Witzeln findet selten ohne Bitterkeit und Stichelei statt, und dies erzeugt Groll, Haß, Verschlossenheit, die tötlichsten Gifte der Geselligkeit. Und wenn dieses auch nicht der Fall wäre, so muß der Witz doch auch nur die Würze der Unterhaltung abgeben, aber nicht ein eigenes Gericht ausmachen.

27

In ganz Europa galt Preußen für den einzigen Staat, in welchem wahre Denkfreiheit herrschte; daß Berlin die Hauptstadt der Aufklärung war, wird in allen Tonarten und von den verschiedensten Standpunkten aus in der Literatur der Zeit hervorgehoben. Einen kurzen aber energischen Ausdruck giebt dieser Anschauung ein Schriftsteller, der seine Urteile über deutsche Dinge nach deutscher, wenigstens damaliger, Sitte dadurch in ein höheres Licht setzen wollte, daß er sich für einen Franzosen ausgab, der an seinen Bruder in Paris schrieb, und sich dann ins Deutsche übersetzen ließ.

Friedrich gestattete als vertrauter Freund der Wissenschaften und Künste in seinen Ländern dem Denken eine Freiheit,

[27] Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland 1784, II S. 149

die man sonst nur in Großbritannien findet. Weder die Orthodoxie noch die Politik schränkt hier die Philosophie ein.

Während die Lehrer des Staatsrechtes in Wien behaupten, Land und Leute gehörten mit Haut und Haar dem Souverain als erbliches Eigentum, darf man in Berlin ohne die geringste Gefahr mündlich und schriftlich aussprechen, der König sei weder mehr noch weniger als der Statthalter oder Vormund des gesamten Volkes. Die Juden dürfen öffentlich beweisen, daß der Messias noch zu erwarten ist; die Katholiken, daß der Papst der Lehnsherr aller Fürsten; die Protestanten, daß er das apokalyptische Tier und das Weib zu Babylon ist; die Griechen, daß es keine Dreifaltigkeit giebt; die Türken, daß Mahomed ein größerer Prophet war als Moses und Christus, und die ganz Ungläubigen, daß es überhaupt nie einen Propheten gegeben hat.

Die Polizei sorgt nur dafür, daß es bei theoretischen Beweisen bleibt, und der Priester, Rabbiner oder Kadi, der ein Autodafé veranstalten wollte, würde gewiß zuerst auf seinem Scheiterhaufen sitzen.

28

Ausführlicher sind folgende Auslassungen eines Schriftstellers, der sich durch Mitteilung einer unverbürgten Gothaer Klatscherei den Zorn des Deutschen Merkurs[1]) zuzog, von welchem er deshalb kurzweg zu dem literarischen Pöbel geworfen wird. Er gehört allerdings nicht zu den Größen seines Faches, aber was er über Berlin schreibt, ist heute als zeitgenössisches Zeugnis keineswegs unwichtig.

Berlin, von welchem gleich der alles erleuchtenden und erwärmenden Sonne ein heiliger Strahl über ganz Deutschland ausgegangen ist, und welches so manchen kleinen und großen Fürsten und Gewaltigen dieser Erde zur Nachahmung gereizt

[28] (Johannes Pezzl,) Faustin oder das philosophische Jahrhundert, zweites Bändchen 1784 (ohne Ort, die Vorrede unterzeichnet: „Berlin im September 1784 v.. E........), S. 180 — 1) 1785 I S. 277

hat, verdient in jedem Betracht den Namen der aufgeklärtesten unter allen Städten Deutschlands, ja von ganz Europa. Wer einmal in dieser berühmten Königstadt gewesen ist und nur einiges mit philosophischen Augen betrachtet hat, der wird, wenn er nur daran denkt, zu schwärmerischen Ausdrücken hingerissen; wer gar das unschätzbare Glück hat, ein Unterthan des großen Philosophen zu sein, o, der kann von ihm und von dem erleuchteten Berlin nicht ohne Enthusiasmus sprechen. Ich werde, um allen Verdacht der Parteilichkeit zu vermeiden, mir alle nur erdenkliche Mühe geben, meine Ausdrücke zu mäßigen und mich selbst herabzustimmen.

Wenn in einem Staate nur gebildete Menschen wohnen, wenn sie allein die Tugend lieben und ausüben, das Laster hingegen hassen und verabscheuen, wenn nicht nur ihre Handlungen von der Art sind, daß sie den Beifall eines jeden edeln und rechtschaffenen Mannes verdienen und erhalten, sondern diese auch mit ihren Gesinnungen übereinstimmen, wenn man in einem Staate von religiösen und politischen Schurkereien, Dummheiten, Infamieen und dergleichen häßlichen Sachen nichts weiß, wenn pfäffischer und politischer Despotismus unbekannte Dinge sind, wenn keine als weise und billige Gesetze gegeben werden, kurz, wenn die Ideen der wohlmeinenden Philosophen erfüllt werden, dann erst ist es ein wahres philosophisches, aufgeklärtes Jahrhundert. So lange wir Menschen sind, so lange ist ein solcher Staat ein non-ens, nichts als ein frommer, menschenfreundlicher Wunsch eines oder des andern Stubenphilosophen, der niemals in Erfüllung gehen kann und wird. Aufklärung, philosophisches Jahrhundert ist so wie Wahrheit und Tugend überhaupt nur relativ möglich. Der Staat ist der aufgeklärteste, wo der Mensch imstande ist, seine natürlichen und nötigen Bedürfnisse am leichtesten zu befriedigen, wo der Mensch am leichtesten seine natürlichen und bürgerlichen Pflichten erfüllen kann, wo er am meisten im Genusse seiner ihm zukommenden angeborenen Rechte geschützt wird, und wo sich der Monarch oder sein Souverain gegen ihn nicht als Despot, sondern [illegible] Freund, sein Ratgeber, sein Beschützer, sein Vater be-

Staat ist der aufgeklärteste dieser Erdenrunde —

wenigstens zum Teil — die hellsten und richtigsten Einsichten haben, so wohl in Religions- als auch in politischen, moralischen, ökonomischen und überhaupt allen wissenschaftlichen Wahrheiten; dessen Bürger am wenigsten bigott, abergläubisch, intolerant und inconsequent sind; und die am meisten so handeln wie sie denken.

Da unsere Einsichten täglich wachsen, da in den folgenden Zeiten vielleicht manches für abergläubisch, intolerant und inconsequent gehalten werden wird, was man jetzt für gut, wahr und schön ausschreit, so sieht man, daß durchaus nur relativ von unserem Zeitalter gesprochen wird, wenn man behauptet: in dieser oder jener Stadt herrscht Aufgeklärtheit, ist goldenes philosophisches Jahrhundert. Es heißt nicht mehr als: diese Stadt hat vor allen andern — nach dem Verhältnis des Klimas und der Volksmenge — in der Aufgeklärtheit den Vorzug, oder sie hat den höchsten, gerade in diesem Jahre möglichen Grad der Bildung erreicht. Und dies ist das, was ich von Berlin behaupte und was man von den sämtlichen brandenburgischen Staaten würde sagen können, wenn nicht das unfreundliche und der Civilisation so ungünstige Klima und die unfruchtbaren Gegenden in manchen eine Ausnahme machten.

Eine kurze Charakteristik Berlins, einige hingeworfene Züge von den Sitten der Einwohner mögen statt eines Beweises dessen dienen, was ich soeben gesagt habe.

Welcher Monarch, welcher Souverain handelt wohl liebevoller gegen seine Unterthanen als eben dieser philosophische König, der die Zierde des achtzehnten Jahrhunderts ist! Sie kennen ihn unter keinem andern Namen als unter dem des ersten Bürgers im Staate. Hat einer seiner ersten oder seiner geringsten Unterthanen irgend ein Anliegen, wird er von diesem oder jenem Diener der Gerechtigkeit, sowohl im bürgerlichen als civilen Stande bedrückt, so geht er zu seinem ersten Freunde, Beschützer und Vater. Er braucht nicht erst, wie in einem gewissen Staate, durch den Canal des Beichtvaters, oder wie in einem andern durch eine Maitresse, oder wohl gar, wie in einem dritten, durch den Besorger der Jagdhunde, der des Fürsten Liebling ist, oder endlich durch irgend einen Günstling seine

Bitten vortragen zu lassen. Nein, der König hat keinen Beichtvater, keine Maitresse, keine einflußreichen Günstlinge.

In keinem Staate wird der Unterthan mehr im Genusse seiner angeborenen Rechte geschützt als in dem Brandenburgischen. Er hat das Recht, ungestört seine natürlichen und sittlichen Bedürfnisse zu befriedigen; und wird er nicht im Besitze seines Eigentums gegen den Eingriff einer jeden Macht geschützt? Kann er seine natürlichen Bedürfnisse nicht befriedigen wie und wann er will? Und ebenso steht es mit seinen sittlichen Bedürfnissen. Wo herrscht mehr Freiheit im Denken, Sprechen und Glauben als in Berlin und überhaupt in den Staaten des Königs?

„Bei mir kann jeder glauben was er will", das ist der Wahlspruch der Berliner. Und dies erstreckt sich nicht bloß auf religiöse Gegenstände. Nein: dieselbe Freiheit, welche in Hinsicht der Religionswahrheiten stattfindet, gilt auch in Hinsicht der politischen.

Alle Secten, alle Religionen haben in Berlin die freie, öffentliche und ungestörte Ausübung ihres Gottesdienstes. Katholiken, Juden, Lutheraner, Calvinisten, Deisten, Mennoniten, Pietisten, und wie die mannichfaltigen Secten alle heißen, wohnen friedlich neben einander. Jeder besucht seine Kirche und keiner wird von dem andern verhöhnt; selbst die Gassenbuben, die sonst gewöhnlich mit andern Confessionen ihren Spott treiben, sind in dieser Beziehung, so gottlos sie auch in mancher anderen sein mögen, fromm.

Die Gelegenheit, seine Einsicht in allen Wissenschaften zu erweitern, ist so mannichfaltig, daß es nur von der Willkür des Bürgers abhängt, ob er so weise werden will, als es Menschen überhaupt sein können. Wie mannichfaltige, herrliche Erziehungsanstalten und was für Gymnasien giebt es hier! Wie große Männer stehen an der Spitze derselben: Wer in Berlin nichts lernt, der lernt an keinem Orte etwas!

Die Sitten der Einwohner sind, wie an den meisten Orten der Welt, sehr verschieden. Man trifft gute, böse und schurkische Menschen daselbst an. Aber wer das Innere von Berlin kennt, wer mit den mannichfaltigen Menschenklassen bekannt geworden

ist, wer die Sitten derselben mit den Sitten der Einwohner anderer Städte zu vergleichen Gelegenheit gehabt hat — der wird bekennen müssen, daß man in Berlin im Verhältnis zu andern Städten mehr edle, rechtschaffene, biedere, wohlwollende und gutdenkende Menschen antrifft als irgendwo in der Welt. Berlin unterscheidet sich wesentlich von jenen großen und kleinen Kaufmannsstädten, wo man seine Gunstbezeugungen, sein Wohlwollen, seine Freundschaft bloß nach dem Nutzen zu berechnen gewohnt ist. Man fragt nicht: welchen Vorteil habe ich von dem Umgange mit diesem Menschen? sondern: ist er ein guter Gesellschafter und ein rechtschaffener Mann? Und wie wohl in dieser Residenz eine so ansehnliche Besatzung ist, wie vielleicht in keiner einzigen Stadt der Welt, so empfindet man hier doch nicht die gewöhnlichen Folgen, welche Einquartierung und militairische Besatzung in andern Städten haben. Der Officier ist gefällig, artig, ein guter Gesellschafter, ein Freund der Künste und Wissenschaften: man ist in Berlin gewiß nicht einer solchen Insolenz ausgesetzt, wie sie ein Rat in Stuttgart erleiden mußte.

Berlin unterscheidet sich auch von den Städten, wo nur der Gelehrte, der Künstler, der betitelte oder graduirte Mann gesucht, alle andern hingegen vergessen, vernachlässigt oder herabgesetzt werden. Man weiß von keinem Vorzuge als von dem, welchen Tugend, Rechtschaffenheit und große und erhabene Einsichten gewähren. Des tugendhaften und rechtschaffenen Mannes Gesellschaft wird gesucht, er mag Jude oder Christ, Rat, Doctor, reich oder arm sein.

29

In Betreff des Berliner Dialektes ist folgende kurze Schilderung von Interesse.

Schon oft ist es von Fremden und Provinzialen bemerkt worden, daß der Berliner seine Muttersprache am fehlerhaftesten

[29] Berlin von seiner Entstehung bis auf gegenwärtige Zeit historisch-geographisch beschrieben, Berlin 1798, S. 98

spricht, und so wenig man es auch hier vielleicht Wort haben will, so ist doch nichts wahrer als diese Behauptung. Schon der verstorbene Moritz hat in seinem „Unterschied zwischen mir und mich“[1]) ein Beispiel von der fehlerhaften Sprache der Berliner gegeben. Besonders sind unsere Frauenzimmer nicht nur mit dem Bau der Perioden, sondern auch mit der Aussprache, dem Tone, der Reinheit und Richtigkeit der Sprache ganz unbekannt. Vom Schreiben will ich nichts sagen, da meine Kritik hier zu bitter werden möchte, und die Wahrheit nicht überall gleich gut aufgenommen wird — aber das kann ich versichern, daß selbst die billets-doux von groben Fehlern wimmeln, und oft ein drolliges Gemisch von Deutsch und Französisch sind, während man doch voraussetzen kann, daß auf Briefe dieser Art gewiß der meiste Fleiß verwandt wird.

Dabei ziert sich der Berliner noch häufig, und denkt oft in seinem Sinne, daß es bäurisch ist, Schnee und Lehm zu sagen, indem Schnei und Leim weit besser klinge. Dennoch nimmt er es sich nicht übel det und ne, Dochter und Bohm, nich und ohch, pruschten und kriegen, verwarten und kraufen,[2]) Flehsch und Schleefe zu sagen, und glaubt, den, der Mädchen und Jungen sagt, wohl gar zu verbessern, wenn er beiden Worten noch ein s anhängt. Eine etwas kleinere Meinung von sich und seinem Verstande würden dergleichen auffallende Fehler in der Muttersprache bald sehr vermindern.

30

Ein eingehendes Studium hat dem Dialekte Karl Philipp Moritz in der Zeit gewidmet, wo er Conrector am Grauen Kloster war, und der Verkehr mit der Berliner Jugend seine Aufmerksamkeit auf den Gegensatz der märkischen Mundart gegen

[1]) vergl. Nr. 30 — [2]) = krauchen, kriechen — [30] Carl Philipp Moritz, Vom Unterschiede des Accusativs und Dativs, nebst einigen andern kleinen Schriften, die deutsche Sprache betreffend, fünfte Auflage, Berlin 1805, S. 185

die seiner hannöverischen Heimat lenken mochte. Moritz konnte die sprachgeschichtlichen Erscheinungen nur von dem sehr unvollkommenen wissenschaftlichen Standpunkte seiner Zeit beurteilen, aber seine Beobachtungen sind nicht bloß wegen seiner Person — und der excentrische, geistreiche und von ewiger Unruhe gepeinigte Mann nimmt auch heute noch das größte Interesse in Anspruch — wichtig, sondern auch dadurch, daß sie zeigen, wie wesentlich der Berliner Dialekt sich seitdem verändert hat.

Etwas ganz Eigentümliches in der märkischen Mundart ist die Aussprache des g, welches beim Sprechen auch von den Gebildeten beständig mit j verwechselt wird. Wenn man also sagen will, ich weiß das gar nicht und ich weiß das Jahr nicht, so macht man zwischen gar und Jahr nicht den mindesten Unterschied. Frage ich daher jemand: wann war es, daß dies geschah? und er antwortet mir: ich weiß das gar nicht, so kann ich das nach der hiesigen Mundart auch so verstehen, als ob er mir antwortete: ich weiß das Jahr nicht.

Einem geborenen Märker wird es stets schwer fallen, die richtige Aussprache des g zu treffen, weil er zwischen k und j oder ch und j die Mitte nicht zu finden weiß, sondern das g entweder zu hart wie k oder ch, oder zu weich wie j ausspricht. Eine Berliner Gesellschaft hatte unter sich ausgemacht, eine Armenbüchse zu halten, in welche jedes Mitglied einen Dreier zu legen hatte, sobald es sich in der Unterhaltung einen Sprachfehler zu Schulden kommen ließ: in wenigen Stunden war die Büchse voll von Dreiern. In einer anderen ähnlichen Gesellschaft sagte jemand: es ist heute recht hehß, worauf ein anderer verbesserte: heiß hehßt es. Bekannt ist auch die Antwort der alten Jungfer, welche, um ihre häusliche Einrichtung befragt, die Antwort gab: ich wohne vor mich allehne und koche mich selber.

Im folgenden gebe ich zuerst ein alphabetisches Verzeichnis einiger Wörter, die am häufigsten falsch ausgesprochen oder in falschem Sinne gebraucht werden, wobei ein hinter einem Worte stehendes p bedeutet, daß entweder das ganze Wort oder wenigstens seine unrichtige Aussprache pöbelhaft ist.

aberst aber
all schon
allens alles
allehne selbst
antzwei p entzwei
anners p anders
anstahts anstatt
arbehten arbeiten
auf den Morgen am Morgen
balle p bald
behacken bleiben hängen bleiben
behalten bleiben still halten
Behn Bein
besitzen bleiben sitzen bleiben
bestehen bleiben stehen bleiben
bewohnen bleiben wohnen bleiben
bisken wenig
Bohm Böhme Baum Bäume
Bussen p Busen
Dahler Thaler
daht that
dausend tausend
dehlen teilen
der (z. B. die der lernen wollen) da
derbei dabei
derf darf
des das
det p das
di p dich und dir
Dinges Ding
Dochter Tochter
dod tot
dohb taub
drängeln p drängen
drehgde drehte
drein darin
drocken trocken
druf darauf
Duch Tuch
Dühr Thür
duhn thun
dunne p darnach
Ehche Eiche
ehnduhnt einerlei
ehngal p egal
ehns eins
em p ihm
enst einst
enzeln einzeln
erscht erst
erstaunend erstaunlich
eßt ißt
et p es
er fallt er fällt
fehg feig
fuhl p fiel
fund fand
fung fing
full p voll
furt fort
gebt giebt
gehat gehabt
geh sitzen setze dich
gehzig geizig
gelehnt geliehen
gelitten geläutet
geloffen gelaufen

gelung gelang
gemalen (ein Bild) gemalt
gesegt p gesagt
gesichen p gesehen
Getreede Getreide
gewest gewesen
gewohne gewohnt
glohbte glaubte
gung ging
hacken p kleben
hadde p hatte
he p er
hebben p haben
hedde hätte
hehsch heiser
hen hin
herin herein
herinder p herein
hernachens hernach
herkommen (und etwas thun) etwas thun
herraußer heraus
heruf herauf
herummer herum
het hat
hinuf hinauf
Höchte Höhe
hung hing
ick icke p ich
immers p immer
inschlafen einschlafen
inwährend während
is ist
jahr gar
janz ganz
jistern p gestern
Jott Gott
jut gut
kehner keiner
kihken p sehen
Kinner p Kinder
kladdern p klettern
Klehd Kleid
klehn klein
es klung es klang
knieelen knieen
Kopp Kopf
kohfen kaufen
kohm kaum
Krähge Krähe
krauchen kraufen p kriechen
krigen bekommen
külle p kühl
kümmest p kommst
künnte p konnte
ladte lud
lahßen lassen, z. B. ich will ihn lahßen kommen statt ich will ihn kommen lassen
wo lang gehen wohin gehen
langen reichen
Lause Läuse
Ledder Leiter
lehd leid
lehnen leihen
lehren (z. B. von jemand eine Wissenschaft) lernen
Lèngde Länge
(ich will dich) lernen (ich will dich) lehren
Lohb Laub
lohfen laufen
Männiken Männchen
man nur

Mause Mäuse
mehnen meinen
menche manche
mi p mich und mir
Mohr machen Rumor machen
müchte p möchte
Nägel Nagel
Nähgde Nähe
Näse Nase
Natel Nadel
ne nein
nehgde nähte
nehgen nähen
neuschierig neugierig
nich nicht
nichts nich nichts
nischt nix nichts
och ach
of p ob
offen machen aufmachen
ohch auch
Ohge Auge
Ohe Aue
ower ober
olle p alt
zum Passerlantant p (corrumpirt aus dem französischen passer le temps) zum Zeitvertreibe
Perschon Person
profentiren profitiren
pruschten niesen
rehf reif
Rehge Reihe
rehn rein
rehts p bereits
Röhber Räuber
Rohb Raub
Rohch Rauch
rohfen raufen
rustrig rostig
(ich) sähge sähe
säjjen p sagen
Salvete p Serviette
schauern scheuern
schwären schwören
Schehde Scheide
schehf schief
Schlüsseln Schlüssel
se p sie
segte p sagte
(wollen Sie so gut) sind? sein
(er) seht sieht
schonst schon
schummrig dämmerig
süllte p sollte
sung sang
sprung sprang
schlet p schlägt
sehre sehr
Sohm Saum
schriech schrie
einspunden einsperren
einstechen einstecken
eingestochen eingesteckt
stohl stahl
er tradde p er trat
trähden treten
er trefft er trifft
er trunk er trank
Trose Trause
Trom Traum
tromen träumen

überlig übrig
uf auf
Uhre Uhr
un und
Unnerschied p Unterschied
unnersuchen p untersuchen
veroffenbaren p offenbaren
versaufen ersaufen
sich verschrecken erschrecken
verstechen verstecken
verwarten verwahren
verzählen erzählen
ville viele
warscht warst
wat wistu? p was willst du?
wechengehn p weggehen
wehch weich
wehnen weinen
weil da als
ich wehß ich weiß
Wehzen Weizen
wi p wir
wi willen p wir wollen
er willt nich haben er will es nicht haben
wirscht wirst
wo (das nicht geschieht) wenn
wenn er man wolle wenn er nur wollte
widder wieder
Zehgefinger Zeigefinger
Zehsig Zeisig
Zohm Zaum
zwarst zwar
zweh zwei
zweherleh zweierlei
er zwung er zwang
zu gehen kommen gegangen kommen.

Das nächste Verzeichnis erhält einige Wörter, welche auf verschiedene Weise falsch ausgesprochen oder in falscher Bedeutung gebraucht werden.

Vielen Pluralen auf en wird fälschlich ein s angehängt, z. B. Beckens, Jungens, Mädchens.

Thun wird häufig überflüssigerweise hinzugesetzt, z. B. es thut mich freuen, wenn er doch kommen dähte.

Sch wird nicht selten für s gesagt, z. B. Versch.

Häufig werden von den Zeitwörtern unrichtige Präterita gebildet, z. B.

jug jagte	lehnte lieh	rung rang
kunnte p konnte	lohfte lief	sunk sank.

Das Hilfszeitwort wird manchmal fälschlich vor das Hauptzeitwort gesetzt, z. B. ich will ihn lassen kommen, ich habe ihn wollen kommen sehen, wenn er doch möchte gehen, ich werde sollen schreiben.

Ganz gewöhnlich ist der Gebrauch von mang statt unter joh nich! statt ja nicht! ne statt nein, sowie derartiger Diminutive wie Häusiken, Pferdiken, gar zu sehriken.

31

In Betreff der beiden folgenden Gespräche sagt Moritz unvorsichtigerweise selbst, daß er in denselben Unrichtigkeiten der verschiedensten Art vereinigt habe; der Vorwurf des Recensenten in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, so wie in diesen Gesprächen rede niemand in Berlin, ist also mit dem bekannten Recensentenkniff aus der Vorrede des Recensirten selbst entnommen und gegen ihn verwendet.

Ein Frühlingsgespräch zwischen einem Herrn und einer Dame

Er. Sehen Sie, wie das Lohb uf die Böhme schon widder ausschlägt! O wie schön is doch der Frühling!

Sie. Ja, des freuet mir immer am mehsten, wenn ich sehe, wie die Böhme erscht anfangen grün zu werden, des sehet jar zu schön aus.

Er. Aberst lahßen Sie uns doch en Bisken uf die Wiese jehen, Sie jloben jar nich, wie ville Veilchen dies Jahr wachsen: ich habe schonst für ein paar Tage welche gepflückt, un wenn Sie mich erlohben wollen, so will ich Sie heute en klehn Pucket pflücken.

Sie. O des wird mich sehre angenehm sind, Sie seind aber jar zu jütig.

Er. So! — Derf ich Sie nu gehorsamst ufwarten?

Sie. Ich bin Sie recht sehre verbunden.

Er. Da schteht[1]) eine Banke, lahßen Sie uns doch hier en Bisken besitzen bleiben, wenn es Sie gefällig is.

[31] Carl Philipp Moritz, Anweisung, die gewöhnlichsten Fehler im Reden zu verbessern, nebst einigen Gesprächen, Berlin 1781, S. 27 — 1) Moritz war aus Hameln und hielt, dem damaligen Stande der Sprachwissenschaft gemäß, die hochdeutsche Aussprache des st u. s. w. für fehlerhaft.

Sie. O recht jerren, wir haben hier so eine schöne Aussicht — warten Sie, da kraucht Ihnen eine Raupe uf die Schulter — so, nu is sie weg.

Er. Ich danke Ihnen erjebenst.

Sie. Belieben Sie doch einmal nach Ihre Uhre zu sehen, was die Klocke is.

Er. Es ist erscht en Viertel uf viere. Wir haben noch Zeit überlig — zwarst Sie jehen heute Abend in die Komödie. Ich bin doch selber neuschierig, was das vor ein Stück sein wird, das sie heute uffführen duhen. Ich mache mich ohch sonst nix nich aus die Narrenspossen, aber die Leute machen ja so erschtaunend viel Rühmens von den Hamlet. Wenn's man nich widder so full is wie neulich! Da drängelten einen die Leute bald dod.

Sie. Lohfen Sie doch nich so sehre, un lahßen Sie uns um des Haus herummer jehen, da kommen wir nähger.

Er. Wie Sie befehlen — wir haben noch einen ziemlichen Weg für uns, un müssen eilen, wenn wir früh genug in die Schtadt sein wollen. — Ich jlohbe jahr, die Komödie is all anjejangen.

Sie. I nu, so lahßen Sie uns immer sachte jehen, wenn es doch all zu schpät is — ich bin des Geschwindejehen jahr nich gewohne.

Er. Wie es Sie gefällig is. — Es fangt an schummerig zu werden. — O sehen Sie mal, wie schön die Sonne untergehen duht: der Himmel seht aus, als ob er gemahlen wäre.

Sie. Ja, so rot seind die Wolken, un denn lähßt es, als wenn pure Gold dermang schimmern dehte.

Er. Weil heute früh die Sonne ufjung, da war ich ohch just ufgeschtanden. Ich bin das sonst ohch jahr nich gewohne, so früh ufzuschtehen.

Sie. Des duht mich sehre lehd, weil Sie da mänches Vergnügen entbehren. Mänchmal schtehe ich schonst des Morgens um vier Uhr uf, un jehe in unsern Jarten schpatzieren, setze mir in unsre Laube, drinke meinen Koffe, un lese derbei in den Siegwart.[1]) O Sie glohben jahr nich, was des vor ein schönes Buch is!

[1]) J. M. Miller, Siegwart, eine Klostergeschichte, Leipzig 1776

Er. Ich hab' es ohch gelesen, un habe bei ehner Haare derbei wehnen müssen, so sehr hat es mich gefallen. Wollen Sie so gut sind, un es mich ehnmal widder lehnen?

Sie. O ja, von Herzen jerren.

Er. Es is so schtill um uns herummer, un wir sind hier so allehne — ich wehß, in den Siegwart schtehen so mannifike Arien: derf ich Ihnen bitten, mich ehne daraus vorzusingen?

Sie. Ich muß Ihnen um Verjebung bitten, ich bin jahr zu hehsch, un ich habe es schonst seit ein paar Dage sehre schtark uf die Brust gehat.

Er. Sehen Sie, wie die schwankenden Zweige sich in dem schtillen Schtrome schpiegeln, un wie der Abendstern an Himmel funkelt!

Sie. O weh! Da fuhl ich bei ehner Haare über'n großen Schtehn!

Er. Sie haben doch woll nich Schaden genommen?

Sie. Ich hätte mich können den Fuß antzwei schtoßen, aberst es jung noch an.

Er. Nehmen Sie sich joh in Acht!

Sie. Herrjemer! Nun seind wir ja uf ehnmal an's Thor. — Des hehß ich doch 'nmal recht fix jejangen.

32

Gespräch zwischen zwei jungen Damen, die viel Lectüre besitzen

Erste Dame. Ach, meine Liebste, wie freuet es mir, daß ich Ihnen hier treffe! Ich habe Sie so villerlei zu verzählen, deß ich jahr nich wehß, wo ich anfangen soll!

Zweite Dame. O erzählen Sie doch joh geschwinde, ich habe Sie denn ohch noch jahr mänches zu veroffenbahren.

Erste Dame. I nu, hören Sie man, was ich jestern vor en Schreck hatte, weil ich zu Hause kommen daht. Inwährend

[32] Carl Philipp Moritz, Anweisung, die gewöhnlichsten Fehler im Reden zu verbessern, nebst einigen Gesprächen, Berlin 1781, S. 31

ich die Treppe hinufjung, bejegnete mich erschtlich mein Vetter in erschtaunender Eile, un schtieß mir bei ehner Haare um; ich jung uf meine Schtube, drunk meinen Koffe, hung meine Uhre uf, fung an enne Arie aus die Jagd auf's Klovier zu schpielen, un sung dazu: des klung mich so kurjöhß, ich mache des Klavier uf, un eh' ich's mir versehen duhe, schpringen mich zwei große dicke Mause entjejen! Nu können Sie leicht denken, wie ich mir verschrack. Ich schprung aus eine Ecke in der andern, weil ich glohbte, die Mause rennten immer hinter mich her, bis ich endlich noch die Dühre zu packen kriegte, un, just zu allen Glücke die Katze draußen war. Die ließ ich herinn, un da hätten Sie Ihre Lust sehen sollen, was die Katze vor ein Schpecktakel mit die ehne von die behden Mause bedrieb, denn die andre war weggeloffen, des war zum dodlachen, erscht schpielte sie en Bisken dermit, denn krigte sie se widder zu packen, und zerkratzte sie jämmerlich mit die Klauen, bis sie se zuletzt dodbiß. Ich schtund derweile immer in die Dühre, un sahe zu, un lachte, daß mich die Thränen aus die Ohgen liefen.

Zweite Dame (lacht auch). Des is schnurrig! Aber hören Sie nur, wie's mich am vorigen Sonntag jung.

Ich wollte in der Kirche jehen, es hatte schonst gelitten, un ich schputete mir bei's Anziehen, so viel ich man konnte. Nu hatte ich des Mädchen bestellt, daß sie mich meine neue Carcaße[1]) bringen sollte: endlich kam se dermit, un hatte sie so zerknautscht, daß ich sie ihr den Ohgenblick an den Kop schmiß, un sagte, sie solle mich nich widder vor die Ohgen kommen. Ja, Sie glohben jahr nich, was man mit die Mädchens ausschtehen duht.

Nu, des war jut! Es war nu ehnmal schonst zu schpät in die Kirche, un ich mußte zu Hause bleiben. Nu setze ich mir hin, un fange an, in des Buch zu lesen, deß mich mein Kuseng gelehnt hat, un was mehnen Se woll? Da fund ich meine janze Geschichte, die ich Sie erzählt habe, haarklehn gedruckt, meine Vornahmens un allens.

Erste Dame. Ihre janze Geschichte?

---

[1]) Drahtgestell für Frauenhüte

Zweite Dame. Meine janze Geschichte!

Erste Dame. Och, des is man ebensoviel, die Geschichten in die Bücher seind alle ehndubnt: ich habe se fast alle durchgeblättert, nu les' ich kehns nich mehr, denn ich mache mich nischt mehr daraus. Das ville Lesen dohgt jahr nischt, es verderbt ehnen man de Ohgen, un denn so muß man so ville Zeit druf zubringen! Da finde ich weit mehr Plesir, wenn ich ennen vernünftigen un artigen Diskurich führe, un von Ihre angenehme Gesellschaft profentiren kann.

Zweite Dame. Janz jehorsame Dienerin von Ihnen. — Ja, Sie haben darin janz Recht. Ich duh' es ohch man so für paßerlantant, wenn ich jo 'nmal in 'nen Buche lese. — Ach, da hab' ich meinen klehnen Bruder zum hehlgen Christ rechte hübsche Sachen gekohft, en klehn Pferdicken, da soll er druf reiten, un en klehn Häusiken — ich jlohbe, der Junge wird sich dodfreuen, ja, ich kann es Sie zuschwären, die Narrenspossen kosten mich doch an die zweh Dahler.

Erste Dame. Meine klehne Schwester kriegt ohch was von mich, aber das böse Ding schäre ich immer erscht recht, sie muß mich mänchmal erscht eine Viertelschtunde vor'n Disch uf die Erde knielen, sonst kriegt sie nischt. Denn was mehnen Sie woll? Ich derf nix vor sie duhn, sogleich wissen's ohch die Eltern: sie jeht fohrts hin un plappert allens an, un denn duht sie mich allens zum Schabernack, was sie man kann. Da saß ich jestern in der Schtube un nehgte, hinter mir schtund ein klehn Dischchen, wo ich mänchmal meine Briewe[1]) hinlege. Inwährend, daß ich mir umdrehgte, sehe ich, deß des Mädchen ennen Brief von meinen Kuseng in Händen hat, un lißt darin. — Apropos, kennen Sie meinen Kuseng?

Zweite Dame. Ich habe die Ehre, ihn nicht zu kennen.

Erste Dame. Nu kam ich janz sachte her, un nahm meine Nehgenatel, un stach ihr in den Arm, daß sie laut schriech. — Des is vor deine Neuschierikeit, saggte ich, uf en andermal lahß

[1]) Moritz tadelt diese Aussprache, weil er nicht wußte, daß Brief das lateinische breve ist. Er hielt Brief für deutsch und erwähnt deshalb das Wort in seinem Grammatischen Wörterbuche der deutschen Sprache (Erster Band, Berlin 1793) nicht, in welchem er sonst die Fremdwörter erklärt.

du deine Nähse aus meinen Briewen, die jehen dich jahr nüscht an, deß du's man wehst! — Nu hab' ich aber alle meine Briewe ingestochen, daß es mich nich widder so jeht.

Ja, wenn ich mändchmal was esse, so schteht sie in einswechen un jipert un jipert, aber denn kriegt sie nischt ab, un wenn sie sich ohch uf den Kop setzte. Vor ein paar Dage, da wollte se jahr naseweiß jejen mich sind, aberst ich jab ihr ehns uf die Jusche, daß sie dran denken soll.

Zweite Dame. Neh, mein klehner Bruder, des is ein jahr zu juter Junge, den kann man zu allens brauchen, un der sagt ohch nichts nich widder, un wenn man ihm ohch dodschlüge. Es is en putziger Junge. Mändchmal, wenn wir ihn jahr zu sehre zergen, so wird er woll en bisken rappelköpsch, aber es dauert doch nich lange, so is er widder jut. Es is man en klehner Knirps, un doch kann er mändchmal ein Specktakel bedreiben, deß einem angst un bange wird. Weil er noch klehne war, habe ich mich mal in den Mummelack verkledt: da hätten Sie mal die Lust sehen sollen, wie sich der Junge für mich verschrack un vor Angst unterm Bette krauchte. Jetzunder is er zuweilen recht krehbsch, un wir kabbeln uns mändchmal zusammen, aber es währt nich lange, so vertragen wir uns widder.

Erste Dame. Ich muß mich Sie empfehlen, es is all jahr zu schpät, ich werde gewiß Lohden kriegen von meine Tante, wenn ich zu Hause komme.

Zweite Dame. Ich bitte Ihnen recht sehr, geben Sie mich doch bald einmal widder die Ehre, mich zu besuchen, es wird mich allemal recht sehre angenehm sind.

Erste Dame. Janz jehorsame Dienerin von Ihnen.

33

Mit der Sprache hängt auf das genaueste die Art der Anrede zusammen. Hierüber hat Friedrich Gedike einen interessanten

[33] Friedrich Gedike, Vermischte Schriften, Berlin 1801, S. 111 (aus „Über Du und Sie in der Deutschen Sprache", vorgelesen in der Akademie der Wissenschaften, 30 Januar 1794)

Aufsatz verfaßt, welcher auch culturgeschichtliche Wichtigkeit hat. Gedike ist bekannt als tüchtiger Philologe und harter, aber äußerst erfolgreicher Pädagoge, der sich unschätzbare Verdienste um das Berliner Schulwesen erworben hat.

☞ Die gebieterische Mode hat im Deutschen das Er aus der Sprache der Höflichkeit verdrängt. Nur der Bauer, besonders wenn er entfernt von der Hauptstadt wohnt, redet Höherstehende, die ihn mit Ihr begrüßen, ja wohl selbst seinen Landesherrn, treuherzig und altmodisch mit Er oder He an. In der Nähe der Hauptstadt jedoch wird auch der Bauer diese Form schon seltener gebrauchen.

Kurz, das sonst so ehrerbietige Er ist so tief gesunken, daß es jeder Mann aus dem Mittelstande für eine Injurie hält, wenn einer von seines Gleichen oder selbst einer aus den um einige Grade höher stehenden Klassen sich dieser Anrede gegen ihn bedient. Selbst fürstliche Personen haben in neuerer Zeit dem Gebrauche des Er gegen Personen entsagt, die zu den mittleren und höheren Klassen gehören, falls dieselben nicht ihre Unterthanen waren. Ja es ist bekannt, daß mehrere mächtige Monarchen unserer Zeit sich des Er gegen ihre eigenen Staatsdiener enthalten.

Genug, das Er ist verächtlich geworden, und während es früher ein Hinaufblicken aus tiefer Ferne bedeutete, so bezeichnet es jetzt gewissermaßen ein geringschätziges oder doch gebieterisches Hinabblicken.[1]) Daher ist es die Form der Anrede derjenigen geworden, welche in unserem Lohn und Brot stehen. Der Herr nennt seinen Bedienten Er, besonders diejenigen Bedienten, mit welchen er selbst am unmittelbarsten zu thun hat; die in entfernterer Beziehung zu ihm stehenden wird er mit Ihr, die nur selten in seinen Gesichtskreis kommenden mit Du anreden. Es ist in der That nichts seltenes, in großen Häusern alle diese Formen der Anrede nach Maßgabe der Verschiedenheit der An-

[1]) eine seltsame Illustration hierzu lieferte Gedike später dadurch selbst, daß er den begabtesten seiner Schüler auf dem Grauen Kloster, den Philologen Immanuel Bekker, den er als eine Art Amanuensis in sein Haus genommen hatte, grausamerweise auch in der Classe Er nannte.

geredeten zu vernehmen, ohne daß sich der Hausherr vielleicht selbst darüber Rechenschaft zu geben weiß, warum er diese Unterschiede macht: ein gewisses dunkles, im Sprachgebrauche begründetes Gefühl leitet ihn und läßt ihn durch die verschiedene Form den Grad seiner Annäherung und seines Vertrauens bezeichnen.

Das Er verlor seinen ursprünglichen ehrenvollen Sinn aus demselben Grunde, wie vor ihm das Ihr, an dessen Stelle es getreten war. Die niedrigeren Stände drängten sich immer mehr in die Region des Er hinein, so wie sie sich ehedem aus der Region des Du in die des Ihr hinaufgedrängt hatten. Das Er wurde also ebenfalls wieder zu gemein, und die erfindsame Demut mußte sich nach einer neuen Form umsehen, um ihre Unterwürfigkeit und das Gefühl ihres Abstandes von den Höherstehenden zu bezeichnen. Man hatte keine andere Wahl als den Plural der dritten Person. An die Unnatürlichkeit gewöhnt, eine einzige Person wie mehrere anzureden und zu einer Person eben so als von einer Person zu sprechen, verband man beide Formen, und so entstand das unnatürliche Sie, das nun, wie früher das Ihr durch Vervielfachung und wie das Er durch Entfernung, die eigene Ehrfurcht und Unterthänigkeit ausdrücken sollte.

Die Form Sie ist in der deutschen Sprache nicht sehr alt und geht nicht über das achtzehnte Jahrhundert hinaus. Denn noch gegen das Ende des siebzehnten, ja noch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts redeten sich Gelehrte und Geschäftsleute mündlich und schriftlich mit Er oder mit der Herr, derselbe, sowie im sechzehnten Jahrhundert mit Ihr an.

Übrigens ist die deutsche Sprache beinahe die einzige, die, indem sie mit Sie anredet, beides, sowohl das Vergrößerungsglas als das Fernglas der Höflichkeit, d. h. den Pluralis und die dritte Person gebraucht. Wenigstens wüßte ich außer ihr nur das Böhmische und Dänische zu nennen, welche beide Sprachen indes diese Form aus dem Deutschen entlehnt haben dürften.

Die Form Sie ist sogar die Quelle eines in der Umgangssprache sehr gewöhnlichen Sprachfehlers geworden. Man scheut

sich, zu einem wohlerzogenen Frauenzimmer im Accusativ Sie zu sagen, damit die Angeredete nicht glauben möge, man wolle sie im Singular Sie (wie einen Mann Er) anreden. Die Höflichkeit der feinen Welt tritt daher lieber die Richtigkeit der Sprache mit Füßen und sagt, der Grammatik zum Trotz, nicht ich habe Sie, sondern ich habe Ihnen gesehen.

Umgekehrt scheuen sich andere, weibliche Personen geringen Standes mit dem Accusativ Sie anzureden, um sie nicht glauben zu lassen, es sei der Plural: sie brauchen also lieber den Dativ und sagen: ich habe ihr ja heute nicht gesehen. So wird also die Grammatik nicht allein, um nicht unhöflich, sondern auch, um nicht allzu höflich zu erscheinen, in jedem Falle beleidigt.

Da man sich nun aber einmal zu diesen sprachwidrigen Formen bei der Anrede von Frauenzimmern entschlossen hat, besonders wenn man ihnen keine ausreichende Kenntnis der Grammatik zutraut, so erlaubt man sich dieselbe auch bei der Anrede von Männern, obgleich hier gar keine Zweideutigkeit zu befürchten wäre. Vielleicht ist dies ein Grund, welcher diese schon in manchen Teilen Deutschlands vorhandene und in der Sprache oder Mundart begründete Neigung noch verstärkt, den Dativ mit dem Accusativ zu verwechseln. Bekanntlich legt man den Berlinern vor allem diese Neigung zur Last, weshalb denn ein berühmter deutscher Schriftsteller einigen Damen, die von ihm über den Unterschied des mir und mich und des Sie und Ihnen belehrt zu werden wünschten, keinen besseren Rat zu geben wußte, als sich ein für allemal entweder für mir oder für mich zu entscheiden, weil sie bei dieser einseitigen Gewöhnung wenigstens den Vorteil haben würden, nur halb so oft als sonst zu fehlen.

Aber leider ging es mit dem Sie, wie es mit seinen Brüdern Er und Ihr gegangen war. Es hat allmählich immer mehr von seinem Werte verloren, weil die Zahl derjenigen täglich größer wird, welche auf diese höflichere Form der Anrede Anspruch machen. Sie war, wie früher Ihr und nachher Er bestimmt, von den Unterthanen gegen den Regenten, sodann von jedem Untergebenen gegen seinen Vorgesetzten, endlich über-

haupt von den niedriger gegen die höher Gestellten gebraucht zu werden; nach und nach ist es jedoch dahin gekommen, daß sich auch der Höhere zu dieser Anrede gegen den Niedrigeren verpflichtet fühlt, es sei denn, daß der Abstand allzu auffallend ist oder so erscheint. In Berlin wenigstens geht, wie vermutlich in allen großen Städten, die Höflichkeit so weit, daß jeder Mann aus dem Mittelstande nicht allein den unabhängigen Handwerksmann, den er vielleicht noch vor zehn Jahren mit Er anzureden pflegte, sondern auch jeden fremden Livreebedienten, besonders aus einem vornehmen Hause, Bedenken trägt, anders anzureden als mit Sie. Selbst die Hunde großer Herren werden von Lakaien wohl mit Sie angeredet, wenn auch bei Tieren die Anrede mit der dritten Person Singularis viel gewöhnlicher ist. Ferner geben sich die Dienstboten selbst und überhaupt der gemeine Mann untereinander dieses Prädicat.

Auch darf man sich über diese Steigerung der Höflichkeit um so weniger wundern, da es schon ziemlich gewöhnlicher Sprachgebrauch geworden ist, den Handwerksmann nicht mehr mit Meister, sondern mit Herr anzureden. Selbst unter den Dienstboten ist die Anrede Herr, wenigstens untereinander, nicht mehr ungewöhnlich, dieses Herr scheint aber, wenn es nicht beleidigend und anfahrend klingen soll, notwendig das Sie zum Begleiter zu fordern. Denn nur der Zornige sagt: „Herr, ich sage Ihnen, Er muß das oder das thun oder lassen."

Noch sichtbarer ist das Hinaufdrängen der niederen Klassen bei dem weiblichen Geschlechte, was unter anderem schon aus dem jetzt weit häufiger gewordenen Gebrauche der französischen Anrede Madame und Mademoiselle oder wenigstens Mamsell — denn dem Sprachgebrauche nach scheint allerdings diese verstümmelte Form um einen Grad tiefer zu stehen als die vollständige französische — hervorgeht. Die Zahl derjenigen, welche diese Anrede für sich beanspruchen, hat sich seit kurzer Zeit unglaublich vermehrt. Frauen und Töchter jedes nur einigermaßen bemittelten oder bemittelt scheinenden Handwerksmannes machen auf dieselbe Anspruch, und sehen diesen Anspruch wenigstens in dem engeren Kreise ihrer häuslichen Verhältnisse erfüllt, besonders, sobald es ihnen beliebt, die Haube und Mütze

mit einem sogenannten Kopfzeuge zu vertauschen, welches letztere nun einmal ein conventioneller Beweis für die Rechtmäßigkeit des Anspruches auf die Anrede mit Sie, Mamsell und Madame ist. Deshalb ist es denn freilich sehr begreiflich, daß Haube und Mütze auch für die Weiber und Töchter des armseligsten Schreibers zu verächtlich geworden sind.

Überhaupt ist es — nicht eben sehr vernünftig, aber doch sehr gewöhnlich, daß sich die Anrede einer unbekannten Person nach der Kleidung richtet, und daß einer und derselbe Du, Ihr, Er oder Sie heißt, je nachdem er besser oder schlechter gekleidet erscheint. Documente für diese Ansprüche der weiblichen Personen aus den niederen Klassen auf Gleichheit der Anrede mit den höheren sind unter anderem die halbgedruckten Gevatterbriefe, in welchen die Küster, wenigstens die Berliner, mit den beiden französischen Prädicaten Madame und Mademoiselle so freigebig sind, daß selbst die weiblichen Dienstboten der niederen Klassen, Köchinen und Stubenmädchen, mit dem Prädicat Mademoiselle beehrt werden.

Dagegen ist nicht zu läugnen, daß die Anrede Jungfer immer weniger üblich geworden, und auch bei dem Bürgerstande immer mehr den Nebenbegriff der Geringschätzung angenommen hat. Früher war die Benennung Jungfrau ein Ehrenname der vornehmsten weiblichen Personen, so lange sie unverheiratet waren, und wurde selbst den Fürstentöchtern gegeben. Später bekamen fürstliche Jungfrauen den Titel Fräulein. Jetzt dagegen ist das Wort Fräulein schon wieder so weit gesunken, daß jede adelige Jungfrau, ja auch jede bürgerliche, deren Vater ein hohes Amt bekleidet, Fräulein heißt, während eine Fürstentochter nicht mehr so genannt werden darf, sondern französisch Prinzessin heißt. So hat das Fräulein dasselbe Schicksal gehabt wie der Junker: noch im sechzehnten Jahrhundert war Junker ein Ehrentitel der Fürstensöhne, nach und nach wurde es die Benennung jedes adeligen Knaben, und die Fürstensöhne wurden zu französischen Prinzen. So hat denn auch der neuerliche Vorschlag eines Unbekannten, das Wort Demoiselle gänzlich aufzugeben und dafür Fräulein zu sagen, keinen Beifall gefunden, vermutlich, weil es dann noch schwieriger sein würde,

auf dem Thermometer der Höflichkeit den Wärme- und den Gefrierpunkt genau zu bestimmen.

Leider sind in unserem Vaterlande die höhern Stände durch ihre eigne kleinliche Eitelkeit und Titelsucht daran schuld, daß auch in den niederen Ständen die Sucht, mit Wortflittern zu glänzen, immer mehr überhand nimmt. Keine Nation ist so titelsüchtig und infolge davon so titelreich wie die Deutschen. Wir sind darin so erfinderisch, daß man aus den Titeln der meisten bürgerlichen Beamten schlechterdings nicht mehr mit Sicherheit auf ihr eigentliches Geschäft schließen kann. Der Copist heißt Geheimer Secretair, also Geheimer Geheimschreiber, der expedirende Secretair nennt sich Kriegsrat oder Geheimer Rat, während dieses Prädicat ursprünglich zur Bezeichnung der höchsten bürgerlichen Staatsbeamten und der Minister diente, und auch noch heute dient.

Wie tief sind die Titel Amtmann, Schultheiß, Vogt 2c., die anderswo noch sehr ehrenvoll sind, bei uns gesunken! Pächter und Amtmann z. B. sind schon gleichbedeutend geworden, obgleich der Pächter schon nicht mehr Amtmann heißen mag, sondern, wenigstens seiner Frau zu Liebe, für welche der Titel Frau Amtmännin gar zu einfach klingen würde, Amtsrat oder noch lieber Kriegsrat heißen muß.

Denn in der That wird die deutsche Titelsucht dadurch noch lächerlicher, daß bei uns die ungereimte und bei keinem andern Volke übliche Sitte herrscht, selbst den Frauen den wirklichen oder scheinbaren Amtstitel ihrer Männer zu geben. Am lächerlichsten wird diese Gewohnheit bei manchen Ämtern, welche mit dem Wesen des Weibes gar zu auffallend kontrastiren, um ganz von den Schwierigkeiten zu schweigen, welche manche Amtsbenennungen in formaler Beziehung bieten: bei den Frauen eines Syndicus und Leibmedicus hat man die Wahl zwischen Frau Syndicin und Leibmedicin einerseits und Frau Syndicussin und Leibmedicussin andrerseits, wenn man nicht Syndica und Leibmedica sagen will.

Ist es bei diesem Haschen der mittlern und höhern Stände nach dem Flitter hochklingender Titel wohl zu verwundern, daß sich dieselbe Eitelkeit auf die niedern Classen verpflanzt, und daß

auch hier Männer und Weiber mehr oder doch etwas andres scheinen wollen als das, was sie in Wahrheit sind? In dieser Beziehung ist es der Mühe wert, auf die kirchlichen Aufgebote zu achten: das Bestreben, bei dieser Gelegenheit sein Geschäft und Gewerbe in ein prunkvolles, hochzeitliches Gewand zu kleiden, fällt oft ins Lächerliche. Nicht nur läßt der Bediente eines vornehmen Mannes den ganzen Titel seiner Herrschaft proclamiren, ebenso wie ein bei dem „Königlich Preußischen General-Ober-Finanz-Krieges- und Domainen-Directorium" angestellter Stubenheizer nicht unterläßt, den langen Titel dieser hohen Behörde mit verlesen zu lassen — sondern so mancher Bräutigam geht recht absichtlich darauf aus, sich durch eine neue Benennung seines Gewerbes ein größeres Ansehen zu geben. Daß sich jeder kleine Krämer einen Kaufmann nennt, war schon lange etwas Gewöhnliches, und nun es ihnen auf die Beschwerde der wirklichen Kaufleute verboten worden ist, lassen sie sich wenigstens als Kauf- und Handelsherren aufbieten. Die Schuster haben schon lange lieber Schuhmacher geheißen; jetzt fangen sie an, sich Lederhändler zu nennen. Aus den Schneidern sind schon häufig Kleidermacher geworden, die Höker heißen Victualienhändler, die Trödler wollen Meubleurs sein, aus den Kürschnern sind Rauchhändler geworden, der Häckselmeister im königlichen Stall wird als königlicher Hofmarschallofficiant aufgeboten, der Anstreicher als Maler, der Kirchenknecht als Kirchendiener, der Brauer als Bier- und Essigfabrikant, der Schuhflicker als Schuh- und Stiefelreparierer, der Balgentreter als Calcant, der Lumpensammler nennt sich Gassenmusikant und Lumpensortirer, und endlich der Rattenfänger ganz ernsthaft Kammerjäger.

Seitdem das einfache Sie von seinem Werte verloren hat, mußte man andere Mittel brauchen, um die Anrede höflicher zu gestalten. So braucht man, allerdings nur in mündlicher Rede, statt des Sie den Amtstitel und sagt also: der Herr Hofrat wissen es statt Sie wissen es. Die unnatürliche …bindung zwischen dem Singular des Subjects und dem Plural …itwortes fällt bei der Häufigkeit dieser Redeform keinem

mehr auf und niemand denkt daran, daß die Verbindung der Herr wissen es doch eigentlich eben so viel bedeutet als er wissen es. Ja die Höflichkeit wird so weit getrieben, daß man diese Anrede nicht bloß zu dem Angeredeten, sondern auch von dem Abwesenden gebraucht, besonders wenn man zu einem Verwandten oder Angehörigen desselben spricht. Man scheint es nun einmal der Grammatik zum Trotz für höflicher zu halten, auch von der abwesenden Frau Hofrätin, besonders wenn man mit ihrem Manne spricht, zu sagen: „die Frau Hofrätin haben mir gesagt", als „die Frau Hofrätin hat mir gesagt". Wer also bei der Unterhaltung nicht zugleich das Auge gebrauchen kann oder will, der wird in Gesellschaft oft ungewiß sein, ob von oder zu jemand gesprochen wird. Vernünftigerweise sollten ferner die amtlichen Titulaturen nur bei Ausübung der amtlichen Verrichtungen gebraucht werden: unsere Umgangssprache wird gerade dadurch so unendlich steif, daß uns die Titel bei Männern wie bei Frauen unaufhörlich statt des einfachen Sie die Ohren betäuben. Sind nun gar die Titel so lang wie die achtsilbigen Generalsuperintendent, Oberconsistorialrat[1]) u. s. w., so wird das Übel unerträglich.

Im Schreiben ist das zu gewöhnlich gewordene Sie durch ein noch unbestimmteres und schwerfälligeres und darum für noch höflicher gehaltenes Pronomen ersetzt worden. Durch den Gebrauch der Wörter Derselbe und Dieselben zieht sich der Anredende gleichsam in eine noch weitere ehrerbietige Entfernung zurück. Der doch noch immer etwas weniger unnatürliche Singular Derselbe konnte sich nämlich nicht behaupten und mußte dem widersinnigen Plural Dieselben Platz machen. Zwar war diese Form früher auch beim Sprechen üblich, jetzt ist sie indessen in den meisten Gegenden Deutschlands aus der mündlichen Umgangssprache verbannt, vielleicht weil man sie für gar zu steif und schleppend hielt, vielleicht aber auch, weil man eine noch unnatürlichere Form gefunden hat. Ist jedoch diese schleppende Form aus der mündlichen Umgangssprache verdrängt, so verunstaltet und lähmt sie desto häufiger unsere

---

[1]) was Gedike seit 1784 selbst war

Schriftsprache, in welcher sie zwar auch nicht die einzig anwendbare Form abgiebt, aber doch zur angenehmen und zierlichen Abwechslung mit der noch unnatürlicheren Form der abstracten Anrede gebraucht wird.

Aber auf die Dauer begnügte man sich nicht einmal mit dem bloßen Dieselben, sondern fügte dem Worte, um eine noch höhere Sprosse auf der Leiter der Höflichkeitssprache zu erklimmen, als Zierrat noch Hoch, Höchst und Allerhöchst hinzu, sodaß wir nunmehr für die schriftliche Höflichkeit folgende Stufenleiter besitzen: Du, Ihr, Er, Sie, Dieselben, Hochdieselben, Höchstdieselben, Allerhöchstdieselben. Aber sogar an dieser steifen Form der Anrede hat die ungrammatische Höflichkeit noch weiter gekünstelt, um womöglich eine noch respectvollere Form herauszuschnitzeln. So halten es denn viele für anständiger und ehrerbietiger, mit einem Sprachfehler statt Denselben und Derselben zu schreiben Denenselben und Deroselben, so wie aus demselben Grunde Jhro statt Jhrer gesprochen wird; entstand doch sogar während des siebenjährigen Krieges in der officiellen Sprache die seltsame, noch jetzt öfter vorkommende Gewohnheit, das Jhro statt aller Casusendungen zu gebrauchen, z. B. es mußte Jhro sehr empfindlich sein.

Endlich ist sowohl im Schreiben wie im Sprechen an die Stelle des Sie die schon erwähnte Sitte getreten, den concreten Menschen als ein Abstractum zu betrachten und nicht ihn selbst, sondern seine Würde und seine Eigenschaften anzureden, wäre es auch allenfalls eine Weisheit, die man ihm erst durch die Anrede — Ew. Weisheit, Wohlweisheit, Hochweisheit sind bekannte Titel in den Reichsstädten — verleiht. Ja die zufälligste aller Zufälligkeiten, die Geburt, wird jetzt statt der Person selbst angeredet, obgleich am Ende bei dem heutigen Gebrauche der Titel Wohlgeboren und Hochedelgeboren gar nicht mehr auf die Geburt, sondern lediglich auf den auch ohne Wohlgeburt und Hochedelgeburt erlangten Stand gesehen wird.

Indessen ist diese Form der Anrede schon sehr alt. Während sie aber im späteren römischen Altertum nur für die höchste Landesobrigkeit, die Kaiser bestimmt war, welche mit Serenitas, Tranquillitas, Mansuetudo tua angeredet wurden, dehnte man

den Gebrauch derselben im Mittelalter auf die höhere Klasse der Gesellschaft überhaupt aus, und zwar nicht bloß bei den Deutschen, sondern überhaupt bei allen Völkern, in welchen das Feudalsystem Wurzel schlug, nur daß eine Nation diese Form gewöhnlicher werden ließ als die andere.

Am weitesten haben den Gebrauch dieser Anrede jedenfalls die Deutschen getrieben, da kein anderes Volk so viel Abwechslung und Modification nach Stand und Würden hineingelegt hat. Welche Kluft von der Anrede Ew. Edlen bis zu der Ew. Hochgeboren, eine Kluft, welche durch acht Abstracta Ew. Wohledeln, Hochwohledeln, Hochedeln, Wohledelgeboren, Hochwohledelgeboren, Hochedelgeboren, Wohlgeboren und Hochwohlgeboren ausgefüllt wird!

Freilich sind die untersten Sprossen dieser Stufenleiter durch die Zeit schon zu morsch geworden, als daß sie noch viel gebraucht werden könnten; denn die Inhaber derselben haben sich allmählich immer eine Stufe weiter in die Höhe gedrängt, so daß jetzt nur noch die vier obersten Sprossen im Gebrauche sind, obwohl Wert und Sinn aller dieser Formen um einige Grade tiefer gesunken ist. Ursprünglich war z. B. das Prädicat Hochgeboren ein fürstlicher Titel. Dies zu sein hörte er erst in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts auf, und selbst damals sahen sich noch verschiedene deutsche Reichsfürsten genötigt, ihren Unterthanen den Gebrauch des Prädicats Hochgeboren ihrer fürstlichen Person gegenüber förmlich zu verbieten. Nun fiel der Titel den gräflichen Familien anheim, und jetzt wird er bekanntlich außer den Grafen auch schon größtenteils den Freiherren gegeben.

Das heutzutage ganz gemein gewordene Prädicat Hochedelgeboren war noch in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ein Prädicat des Adels.

Ebenso ist der Curs bei den geistlichen Titulaturen nach und nach gesunken. Welche Kluft that sich zwischen dem würdigen und dem hochwürdigsten Herrn auf! Zwischen diesen beiden Extremen lagen sonst die Mittelstufen Ew. Ehrwürden, Wohlehrwürden, Hochwohlehrwürden, Hochehrwürden, Hochwürden. Auch hier hat die zunehmende Höflich-

keit die unteren Sprossen abgebrochen und diejenigen, welche sonst darauf standen, eine oder mehrere Stufen hinaufgerückt.

34

Einen Beitrag zur Betrachtung der Berliner Sprache liefert Gedike auch im Folgenden.

Bis jetzt kann gegen hundert gute lateinische Inschriften kaum eine einzige zweckmäßige deutsche aufgewiesen werden. Allerdings fehlt es auch in Berlin, wenigstens auf den Kirchhöfen, nicht an deutschen Inschriften; aber wer es je für der Mühe wert gehalten hat, sie einiger Aufmerksamkeit zu würdigen, der weiß, wie ungereimt, geschmacklos und sogar sprachwidrig die meisten sind. Und dieser Vorwurf trifft nicht etwa bloß jene hölzernen Monumente, die irgend ein gutmütiger Ehemann seiner verstorbenen Frau, oder ein eitler Vater seinem zweijährigen Kinde errichtet, und die der nächste Winter zerstört — nein, selbst die Inschriften mancher Häuser, ja, selbst mancher öffentlichen Gebäude sind Denkmäler der Geschmacklosigkeit oder Unwissenheit. Wenn über einer unserer Casernen noch vor kurzem die Inschrift stand: Vor das .... Regiment seine Beweibte — wenn über einem andern, gar nicht zu religiösem Gebrauche bestimmten Hause die Inschrift steht: drei Wesen in einem Gott, glaube mir, es ist kein Spott — oder über einem andern:

durch den Adler stell' ich hier
Gottes Schutz und Beistand für,
er wird's ferner also machen,
ihm befehl' ich meine Sachen —

wer wollte da nicht auf einen Augenblick vergessen, daß er sich in Berlin, dem Sitze des guten Geschmackes, befindet?

---

[34] Friedrich Gedike, Vermischte Schriften, Berlin 1801, S. 147 (geschrieben 1796)

Das Leben der verschiedenen Classen der Gesellschaft

35

Scheinbar streng wurde die Trennung der verschiedenen Stände aufrecht erhalten, und manches darüber berichtete macht auf ein demokratisches Zeitalter leicht einen komischen Eindruck. In Wahrheit waren allerdings äußerliche Schranken vorhanden, aber die viel höheren, unsichtbaren, schweigend gezogenen, wie sie heute in den germanischen Ländern bestehen und nicht übersprungen werden können, waren damals nicht vorhanden. Welche Etiquette vornehme Fremde zu beobachten hatten, setzt der Verfasser des Schattenrisses in folgendem auseinander, wobei freilich die wohl berechtigte Frage offen bleibt, woher er sein Urteil über den Hof bezogen hat: selbst ist er schwerlich dahin gekommen.

Vornehme Fremde fahren bald nach ihrer Ankunft zu dem Gesandten ihres Hofes, der sie dem Könige und andern Personen vom höchsten Range bei der Cour vorstellt. Bei der Königin und den Prinzen und Prinzessinnen des königlichen

[35] Schattenriß von Berlin, Amsterdam 1788, S. 9

Hauses geschieht diese Vorstellung durch die Hofmarschälle und Kammerherren. Bei den höchsten Staatsbeamten und dem hohen Adel fahren die Fremden nur vor das Haus und lassen Visitenkarten abgeben. Darauf werden sie von den Prinzen und Prinzessinnen zur Tafel oder sonstigen Gesellschaften, Bällen u. s. w. eingeladen. Die Etiquette bringt es mit sich, daß diejenigen, die Visitenkarten erhalten haben, auch ihrerseits welche abgeben lassen — der Besuch selbst wird niemals angenommen, es sei denn, daß die Betreffenden in ganz genauer freundschaftlicher Verbindung stehen. Der Cabinetsminister Graf Fink von Finkenstein[1]) erhält jährlich vom Könige bestimmte Tafelgelder, um fremde Minister und andre vornehme Reisende zu Tisch zu laden.

Bei Hofe finden diejenigen, die nicht von Kleinigkeiten zu sprechen wissen und nicht spielen, sehr wenig Unterhaltung. Die Großen unterhalten sich meistens unter sich und die Kleineren schließen sich aneinander, wie sie können, um von Stadtneuigkeiten zu sprechen. Man spricht nur, um zu sprechen, und um nicht wie eine Bildsäule dazustehen.

36

Allen Ständen gemeinsam war wie heute die Herrschaft der allmächtigen Mode. Mit gebührendem Ernste behandelt diesen wichtigen Gegenstand die folgende Ausführung.

Fast in allen europäischen Hauptstädten sind zahlreiche und glänzende Höfe, Theater und Heerschaaren von Müßiggängern Gesetzgeber der Mode. In Berlin dagegen hält sich der Hof nur während einiger Wintermonate auf, die Classe reicher Müßiggänger ist unbedeutend, und weder die Garderobe des deutschen noch die des italienischen Theaters hat bis jetzt die Ehre genossen, einen entscheidenden Einfluß auf die hiesige modische Welt zu gewinnen.

---

[1]) Chef des „Departements der auswärtigen Affairen" — [36] J. D. F. Rumpf, Neuester Wegweiser durch die königlich preußischen Staaten I, Berlin 1793, S. 142

Wenn nun auch diese fruchtbaren Quellen der Moden fehlen, so ist doch in Berlin an dergleichen Dingen kein Mangel, und was die hiesigen Fabrikanten — worunter sich die Herren Klausius & Metzel, Girard & Michelet, und Beyrich in seidenen und halbseidenen Waaren, die Herren Deppe & Bouvier in Galanteriewaren, nebst vielen andern, besonders auszeichnen — nicht erfinden, das kommt aus Paris und Leipzig, oder wird von fremden Durchreisenden und denjenigen Berlinern, welche Bäder besuchen, hergebracht.

Sind also die Berliner Moden nicht immer originell und ganz neu, so muß man doch den Herren und Damen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie edeln und geschmackvollen Anzug haben, und sich ebenso weit von den französischen Colifichets[1]) entfernen, als sie sich der englischen Einfachheit nähern.

Besonders behaupten die Berliner jungen Mädchen noch immer den alten Ruf, daß sie sich durchgängig einfach und bescheiden kleiden, und edle Eleganz von eitlem Schimmer zu unterscheiden wissen. Dagegen sieht man an ältlichen Damen weit häufiger modische und reiche Kleider, und es macht einen seltsamen Gegensatz, eine solche mit einem ganzen Putzladen behangene Dame oder Antike in Orange Batavia[2]) neben einer jungen Grazie in einfachem Anzuge zu sehen.

Ohne mich hier auf das unermeßliche Modengebiet einzulassen, brauche ich nur so viel von dem feinen Unterschiede der Kleidung bei dem Wechsel der Jahres- und Tageszeit, bei Visiten, Ball, Schmaus und Schauspiel zu bemerken, als die Berliner davon Notiz nehmen.

Bei den **Damen** ist im **Sommer** die Hauptfarbe Weiß. Am **Morgen** tragen sie Linon-[3]) Hauben, Stroh-, Bast- und Atlashüte ohne Unterschied der Farbe und Form, weiße Mäntel, Shawls, weiße Kleider von Linon, Mousseline, als Leviten,[4]) Türken, Schnürkleider, Kaftons,[5]) Coureurs, Négligé, Chemisen

[1]) eigentlich zum Aufkleben bestimmte Papierfigürchen, dann unnützer Schmuck — [2]) leinwandartig gewebter seidener, halbseidener oder wollener Stoff — [3]) ein weitläufig gewebter, feinfadiger Stoff aus Flachs- oder Baumwollengarn — [4]) ein weites Überkleid für Männer und Frauen — [5]) gemeint ist wohl **Cafetan**.

und Capots.[1]) Auch tragen sie morgens und abends einen bis auf die Schuhe gehenden schwarzen Taftmantel.

Mittags tritt eine leicht gelockte oder dick gekrepte Frisur an die Stelle des Hutes oder der Haube. Man setzt ein Bonnet, Toque[2]) oder Diadem auf, zieht ein Taftkleid an, dessen Form und Schnitt beliebig, meistens jedoch à l'Anglaise ist. Viele bleiben auch im Morgenkleide, und legen statt des Mantels ein viereckiges Halstuch oder eine Trompeuse von Klaar, Mousseline, Milchflor und dergleichen an, und gehen so auf die Promenaden und ins Schauspiel.

Bei Theevisiten — denn die Cafés sind jetzt ganz außer Mode — ist man etwas strenger in der Toilette.

Andre kleiden sich schon morgens früh in Tafelkleider, die mit Federn, Blumen und Bändern geschmückt sind.

Die Trompeusen oder gorges postiches mit hochstehendem Kragen sind noch immer die Lieblingsmode der hiesigen Damen: sie geben zwar ein stattliches Ansehen, allein der Freund der Natur und der Wahrheit muß ihnen seinen Beifall versagen.

Einer der naivsten Anzüge sind die Karakos[3]) von Linon und dergleichen. Sie werden jetzt sehr viel getragen und verleihen einer schönen Taille einen unwiderstehlichen Reiz. Die Röcke dazu von Linon, Mousseline und dergleichen sind mit Band garnirt oder mit Kanten von Eichenlaub gestickt. Man trägt auch farbige Röcke darunter, was sehr gut aussieht.

Fast alles wird jetzt mit blauem und rotem Garn gestickt: dadurch ist die brillantene seidene Stickerei fast ganz verdrängt worden. Türkisches Garn kann man hier in allen Farben echt haben.

Im Winter ist die Hauptfarbe der Damenkleidung Schwarz. Man beobachtet denselben Wechsel je nach der Tageszeit, oder wechselt auch ebenso wenig wie im Sommer. Außerdem werden Capots, lange Pelzmäntel, wattirte Enveloppen, lange Leibpelze, Atlas, Grosdetours[4]) und Taft getragen.

---

[1]) ein weiter Mantel — [2]) einem kleinen Hute ähnliche Kopfbedeckung mit schmalem Rande — [3]) Caraco, eine corsettähnliche Taille — [4]) eine durch eigentümliche Weberei hergestellte Art von schwerem Taft.

Die männliche Welt wird von dem Modegeist weit weniger beherrscht als in anderen großen Städten. Ihr Anzug ist im großen einfach und ohne Prätension. Der Geschäftsmann bekümmert sich selten um Schnitt, Farbe und Knöpfe seines Rockes, und überläßt die Wahl seinem Schneider oder allenfalls seiner Frau und Tochter. Der jüngere Berliner höheren Standes denkt nicht an chapeau bas und Degen, sondern trägt von Morgen bis Abend einen runden, hohen Hut mit Band eingefaßt, oder, wenn er dreieckig ist, gestutzt.

Ferner trägt er einen Frack mit weißen oder gelben Metallknöpfen und eine Weste von Mousselinet, Seide, Halbseide oder Kaschmir, selten mit reicher Stickerei. Die Beinkleider sind von Nanking, Kaschmir, gestricktem Zeuge, Serge, Valencin, schwarzseiden; dazu Stiefel oder Halbstiefel. So geht er in die Sitzungen der Behörden, auf die Promenade, ins Schauspiel und in die Clubs, ohne sich darum zu kümmern, ob Farbe und Stoff seines Anzuges für die Tages- und Jahreszeit paßt oder nicht.

Die jungen Berliner gehen selten in Gesellschaften, und, wenn es geschieht, so werden sie durch Eltern, Liebschaften oder andere Rücksichten dazu bewogen. Auch dann machen sie nur eine ganz leichte Toilette und erscheinen nie in vollem Anzuge. Im Sommer tragen sie Röcke aus Halbtuch, Seide oder anderem Stoffe, im Winter Überröcke von Tuch, sowie Mäntel und Pelze von verschiedenem Schnitt.

Unter diesen Herren verstehe ich ebenso wenig die sogenannten Engländer mit ihren äußerst engen Hosen, Halbstiefeln oder zugebundenen Schuhen und abgeschnittenen Haaren, noch die eigentlichen Elegants, die immer etwas besonderes anhaben wollen, sich mit der größten Sorgfalt nach dem neuesten Geschmack kleiden, und nur dann Stiefeln anziehen, wenn sie reiten — kurz vor Tische Toilette machen und ebenso abends, wenn sie in Gesellschaft gehen, noch einmal — vormittags einen Überrock, im Sommer von leichtem Zeuge, im Winter von Tuch, jedoch nie einen Pelz, sondern einen ungeheuern Muff tragen.

37

Freilich war auch allen Ständen gemeinsam die Einschränkung, welche, wenigstens im Vergleiche zu andern europäischen Hauptstädten, in Berlin herrschte. Hierüber äußert sich ein Reisender von einem allgemeineren Standpunkte aus in einer Weise, von der man etwas ähnliches sagen kann wie das, was Nicolai[1]) über den Vorwurf allgemeiner Unsittlichkeit gegen Berlin äußert: „Man thut nicht Unrecht, die Fruchtbarkeit der Ehen, außer der gesunden Lage, auch der größeren Häuslichkeit und Sittlichkeit zuzuschreiben, welche sich wirklich in Berlin mehr als in anderen großen Städten findet. Es haben freilich eine Menge elender Scharteken schreiber das Vorurteil allgemein gemacht, als ob die Einwohner von Berlin überwiegend unsittlich wären; aber eine zuverlässige Kenntnis von Berlin und eine genaue Vergleichung mit andern Städten wird das Gegenteil zeigen."

☙ Es giebt Straßen in Berlin, die beständig voll von Menschen sind, während sich in anderen nur selten welche zeigen; es giebt noch andere, in denen bloß Soldaten leben und die dadurch noch öder erscheinen. Trotz alledem ist Berlin nicht tot zu nennen. Zwar findet man nicht das Gewühl von London oder Amsterdam, nicht die Menge Adliger, Fremder und Müßiggänger wie in Paris, nicht den Lärm und das Geschrei der Lazzaroni in Neapel, aber doch ein Hin- und Hergehen, zuweilen sogar ein Gedränge thätiger Menschen, die in Ruhe und Stille ihren Geschäften nachgehen und die Straßen immer lebhaft machen.

Wäre der Adel in Berlin so reich, als er es in Wien ist, so würde sich die Zahl der Bevölkerung bald verdoppeln; so aber schränkt sich jeder so viel als möglich ein, und der Hof geht darin mit gutem Beispiele voran. Die Männer, welche in öffentlichen Ämtern stehen und von ihrer Besoldung leben,

---

[37] Teutscher Merkur 1787, III S. 72 (Briefe eines Reisenden aus Berlin, im December 1785 und Januar 1786 geschrieben) — [1]) Beschreibung von Berlin und Potsdam, dritte Auflage 1786, I S. 238

können nicht viel aufwenden, weil kein Monarch die ihm geleisteten Dienste mäßiger bezahlt als der König von Preußen; und die wenigen Familien, welche allenfalls noch ein großes Einkommen haben, richten sich gern nach den übrigen, weil es lächerlich sein würde, wenn sie sich auszeichnen wollten.

Alle diese Umstände tragen dazu bei, das Leben und den Umgang in Berlin weit ungezwungener und angenehmer zu machen, als er in anderen großen Städten zu sein pflegt, wo sich, wie z. B. in Paris, Leute aus guter Familie, aber von wenig Vermögen, von der besten Gesellschaft entfernt halten müssen, weil dazu ein Aufwand in Kleidung und anderen Dingen erfordert wird, den sie nicht zu machen imstande sind. Hier hingegen besucht man öffentliche Locale und die größten Gesellschaften in der einfachsten Kleidung, der Adel giebt so wenig Mahlzeiten als möglich, und man ist sicher, nicht etwa um des Anstandes willen an zu kostbaren Gesellschaften teilnehmen zu müssen.

Der nämliche Geist der Mäßigkeit herrscht auch unter den reichen Leuten des Mittelstandes, die größten Häuser geben einmal, höchstens zweimal wöchentlich zu essen, und es giebt immer eine Menge großer Gesellschaften in öffentlichen Localen, wo Fremde, die Empfehlungen an ein Mitglied derselben haben, eingeführt werden können, ohne daß dem Einführenden dadurch große Kosten entstehen. Man sieht daher auch Leute von geringem Vermögen eine ziemlich ansehnliche Rolle spielen, und junge Standespersonen von drei- bis viertausend Thalern jährlicher Einnahme halten Equipagen und drei Bedienten und genießen eine Menge Vergnügungen, die man sich in Frankreich kaum bei vierzig- bis fünfzigtausend Francs Einkommen verschaffen kann.

38

Speciell auf den Adel und seine Geselligkeit beziehen sich folgende Mitteilungen aus etwas früherer Zeit.

Die Zerstreuungen des Adels sind größtenteils dieselben wie die der Bürgerlichen. Schauspiele, Spaziergänge, Gastmähler, Bälle sind dem Banquier ebensowohl erlaubt wie dem Baron. Indessen giebt es doch auch einige ausschließlich für den Adel bestimmte Lustbarkeiten.

Dahin gehören erstens die Winterassembleen, welche der Adel gegenseitig für sich veranstaltet. Eine solche Assemblee, die alle Freitage unter den Familien des höchsten Adels abwechselt, kostet allerdings viel Geld und zeugt von der geschmackvollen Pracht des Gastgebers. Sie besteht manchmal aus zweihundert Personen beiderlei Geschlechts. Viele tanzen, andere sitzen an Spieltischen oder unterhalten sich. Die erleuchteten Säle machen einen prächtigen Eindruck. Alle der Jahreszeit nach käuflichen Erfrischungen werden herumgereicht. Manchmal teilt auch der jedesmalige Wirt Blumensträuße, besonders an das schöne Geschlecht, aus: dergleichen kostet im Januar natürlich sehr viel. Vor einigen Jahren hat der Staatsminister von Görne seine Assemblee auf diese geschmackvolle Weise beendet. Eine solche Gesellschaft ist abends um neun Uhr aus und dauert also, da sie gegen fünf Uhr angeht, etwa vier Stunden.

Zweitens besteht seit wenigen Monaten eine Gesellschaft junger Adliger unter den Linden, wozu aber auch einige wenige Bürgerliche zugelassen werden. Der Gegenstand der Unterhaltung ist dort meistens die Verfassung des Staates, während Billard und L'hombre als Nebensache angesehen werden.

Drittens werden in den vier Wintermonaten Concerte im Englischen Hause gegeben, welche nur für den Adel bestimmt sind.

Endlich finden manchmal öffentliche Schlittenfahrten statt.

Alles zusammengenommen muß man Hochachtung und Liebe gegen den Berliner Adel empfinden. Der lächerliche

[38] Bemerkungen eines Reisenden durch die königlich preußischen Staaten, Altenburg 1779, I S. 595

Kleiderprunk, welcher den Adel in so manchen anderen Teilen Deutschlands auszeichnet, wird hier verachtet. Ich habe den Reichsgrafen von Finkenstein in einem Rocke mit nur einem goldenen Knopfe fahren sehen und bin den beiden großen Ministern Freiherrn von Münchhausen und Zedlitz in gewöhnlicher, ganz einfacher Kleidung begegnet. Die preußischen Minister sehen auf das Verdienst und nicht allein auf die Ahnen. In anderen Staaten dauert es vielleicht vier Wochen, ehe man nur überhaupt in das Vorzimmer eines Ministers gelassen wird, und auch dann läuft man Gefahr, ihn nicht zu sprechen — in Berlin kann und darf man jeden Minister antreten, wenn man nur die rechte Zeit wählt.

Freilich tändeln manche Fräulein so gut wie die Mamsells aus bürgerlichem Stande, und besonders unterscheiden sie sich dadurch, daß sie länger bei der Toilette sitzen und mehr Zeit auf ihren Putz verwenden als nötig wäre.

Wie in anderen großen Städten, nicht nur in Deutschland, sondern beinahe in ganz Europa pflegen die Vornehmen auch in Berlin spät zur Mittags- und Abendtafel zu gehen und lange an derselben zu sitzen. Die Mittagsmahlzeit fängt gewöhnlich um zwei an und dauert, wenn Gäste da sind, bis halb fünf Uhr, während das Abendessen um neun Uhr anfängt und bis gegen elf Uhr dauert — eine Gewohnheit, welche nicht für jedermann empfehlenswert sein kann.

59

Das Hauptaugenmerk eines jeden Beobachters war natürlich auf das unheimliche und unerklärliche Werkzeug gerichtet, mittelst dessen Friedrich der Große den größten Teil Europas in Schach gehalten hatte. Von den folgenden Schilderungen sind die nicht am wenigsten interessant, welche sich das Wesen des preußischen

---

[59] Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland an seinen Bruder in Paris (vielmehr von Risbeck? vergl. S. 52), ohne Ort (Zürich) zweite Auflage 1784, II S. 136

Heeres durch Vergleichung mit den Verhältnissen in anderen Teilen von Deutschland zu erklären suchen.

In allen bischöflichen Residenzen und in vielen Reichsstädten habe ich Soldaten gefunden, welche dem Könige von Preußen gedient hatten und ihm größtenteils entlaufen waren. Es ist meine Art, auf die Leute der untersten Classe aufmerksamer zu sein als auf die mit Sternen und Bändern. Ich habe wohl mit mehr als zwanzig solcher Deserteure gesprochen, aber keinen einzigen unter ihnen gefunden, der sich nicht in den preußischen Dienst zurückgewünscht hätte.

Ich widersprach und stellte ihnen vor, wie ruhige Tage sie bei ihrem Bischof oder Magistrat hätten, und, wie ich nach allem, was man von der preußischen Armee weiß, nicht begreifen könne, weshalb sie mit ihrem Schicksal unzufrieden seien.

Nichts von all dem wollte ihnen einleuchten. Alle beschrieben die großen Thaten des Königs mit einer Art von Begeisterung, die mich oft etwas ansteckte, und das Ende war immer:

— Es ist wahr, beim Könige von Preußen wird man knapp gehalten, allein der Sold wird richtig auf die Stunde ausgezahlt, und es giebt kein Beispiel davon, daß jemand bei ihm verhungert wäre. Thut der Mann seine Schuldigkeit, so hat der Officier ein Auge auf ihn, und außerdem weiß man doch, was man eigentlich ist: anderswo ist man nur ein halber Soldat und hat keine Ehre davon. —

Viele dieser Leute laufen auch, wenn sie noch jung sind, dem Könige später wieder zu, wenn sie auch im Dienste der Bischöfe und Reichsstädte mehr in den Bierschenken sitzen als unter Gewehr stehen. Merkwürdig ist auch, daß man sie überall als eine besondere Art von Veteranen auszeichnet. Auf der Parade einer bischöflichen Residenz hörte ich, wie ein Officier einen Corporal aushunzte. Der Corporal antwortete mit unbeschreiblichem, kaltem Stolze nichts weiter als:

— Herr Officier, ich habe dem Könige von Preußen gedient! —

und der Officier schwieg.

Das Desertiren ist einer der Hauptgründe, welche man gegen das preußische Militairsystem anzuführen pflegt. Es ist wahr, daß dem Könige bei dem ersten Einfall in Feindesland ein erheblicher Teil der Armee davonläuft; sobald er aber eine Schlacht gewinnt, kommen sie wieder mit Procenten zurück; und, wenn er auch nach einer unglücklichen Schlacht noch so viele angeworbene Soldaten verliert, — seine Landeskinder desertiren seltener als irgend welche andere Truppen in der Welt — so behält er doch immer einen erheblichen, ja den größten Teil derselben. Es ist ein neuer Beweis von der Weisheit und dem Wunsche des Königs, den Bestand seiner Armee nicht für den Ackerbau schädlich werden zu lassen, daß er sich lieber der Inconvenienz jener Desertionen aussetzen als eine noch größere Anzahl seiner Unterthanen unter das Gewehr stellen will.

Nach der Schlacht bei Kolin liefen die geworbenen Soldaten haufenweise davon; bei Roßbach bestand seine Armee nur aus seinen Landeskindern. Er schlug die Franzosen[1]) und die Reichsarmee, und die letztere diente ihm dazu, seine zusammengeschmolzenen Regimenter aufs neue zu completiren. So ging es immer. Die Deutschen vom Rhein, Main und den oberen Donaugegenden hielten es stets mit der siegenden Partei. War die Kaiserin glücklich, so liefen sie ihr vom Könige zu, und kehrten wieder zurück, sobald sich das Blatt zu seinem Vorteile wandte. Allerdings mußten sie inzwischen immer da, wo sie gerade waren, wenigstens einen Puff aushalten.

Die Heranbildung guter Officiere macht meines Erachtens einen wesentlichen Teil der Stärke der preußischen Armee aus. Sie sind fast alle von inländischem Adel, und unter zwanzig ist kaum ein Fremder. Sie sind in jeder Beziehung gebildete Männer, und im ganzen auch von sehr edler Denkart. Die geringe Besoldung der niedrigeren Chargen zwingt sie dazu, nüchtern zu sein, was ein großer Vorteil für den Dienst ist. Alle haben das kriegerische Aussehen und die Geradheit in allen Dingen, welche Leute ankündigt, die bereit sind, jeden Knoten mit dem Degen zu durchhauen.

---

1) der angebliche Franzose schreibt unsere Truppen

Ich glaube, die preußische Armee ist der österreichischen auch dadurch überlegen, daß der preußische Adel nicht so mächtig ist wie der österreichische. Bei den vielen Fürsten und Grafen von so ungeheuerm Vermögen läßt sich nicht leicht die strenge Subordination und Einfachheit einführen, welche die eigentliche Seele der preußischen Armee ist. Auch in Frankreich klagen aufgeklärte Officiere über die Unordnungen, welche durch Familienintriguen im Dienste verursacht werden, und es ist längst bekannt, daß das auch ein Hauptfehler der englischen Armee ist.

40

Man stelle einen gemeinen sächsischen Soldaten neben einen preußischen, man vergleiche einen sächsischen mit einem preußischen Officier, eine sächsische mit einer preußischen Wachtparade, und man wird erstaunen. Der Donner der preußischen Trommeln und der heisere Klang der kleinen sächsischen, die den Takt mit der Musik halten; der hüpfende Marsch eines sächsischen Regiments und der feste, erderschütternde Tritt eines preußischen; der sogenannte Regimentstambour, der mit seinem silberbetrottelten Stabe vor der sächsischen Parade hertanzt, und der alte Major, der vor der preußischen, den Mars im Gesicht und im Herzen, ehrwürdig voran reitet — das sind eben so viele Beweise, daß Preußen ein kriegerischer Staat und daß es Sachsen nicht ist.

Die sächsische Uniform ist schon an sich, wegen ihrer Farbe, nicht männlich genug. Ein sächsisches Regiment verliert sich in der Entfernung wie Nebel, während ein preußisches dasteht wie ein dichter, schwarzer Wald. Die sächsischen Evolutionen und Exercitien haben nicht die Festigkeit, Einheitlichkeit und Raschheit der preußischen. Selbst wenn ein sächsisches Regiment in Parade steht, bemerkt man die ganze Reihe herunter ein Wimmeln; die

[40] Kleine Wanderungen durch Deutschland in Briefen an den Doctor K*, Teutscher Merkur 1785, II S. 272

Köpfe stehen nicht wie eingerammt, die Füße nicht wie eingewurzelt, und die Kunst des Richtens, in welcher der preußischen Armee keine andere in der Welt gleichkommt, ist bei der sächsischen nur ein Schatten.

Und nun gar der innere Zustand der sächsischen Armee, verglichen mit dem der preußischen!

Die sächsischen Soldaten sind im Durchschnitt um einen Kopf kleiner als die preußischen; sie haben ein gewisses kleinliches Äußere, wozu ihre Uniformen, die zu lang sind und nicht knapp anschließen, nebst den unleidlichen kleinen Hüten, die nur den halben Scheitel bedecken und auf ein Ohr gesetzt werden, das ihrige in vollem Maße beitragen; aber sie sind auch wirklich im ganzen genommen um fünfzehn Jahre jünger als die preußischen. Einen alten Graubart — wie es deren in der preußischen Armee unzählige giebt, die den Schlachten der schlesischen Kriege beigewohnt und mit ihrem Friedrich Hunger und Durst, Frost und Hitze ertragen haben — würde man in Sachsen vergebens suchen. Wie selten dort solche unverwüstliche alte Krieger sind, können Sie zum Teil schon daraus abnehmen, daß in Dresden vor ein paar Jahren einem Unterofficier der Leibgarde, welcher vierzig Jahre gedient hatte, ein Fest gegeben wurde, an welchem Generale teilnahmen und Gedichte vorgetragen wurden. Was für eine Menge Feste müßte Friedrich geben, wenn er alle seine Graubärte so auszeichnen wollte!

Und nun vollends die Subordination! Junge Officiere werden, wenn sie mit gezogenem Degen vor der Front stehen, verspottet und ausgelacht, wenn ihre Stimme für das Commando zu schwach klingt. Alte Hauptleute werden, besonders bei der Leibgarde, öffentlich ausgelacht, wenn der Janhagel mit der Muskete etwas Lächerliches an ihnen findet. Kein Gemeiner von der Leibgarde zieht den Hut vor einem Officier eines Feldregimentes oder der Artillerie, ein reitender Trabant geht bei allen nicht zu seinem Regimente gehörenden Officieren vorbei und sieht sie an, ohne den Hut abzunehmen. Das geht so weit, daß alte Officiere, die auf die ihnen zustehenden Honneurs halten, von den jüngeren ausgelacht werden, wenn sie gelegentlich einen Gemeinen an seine Pflicht erinnern. Junge Offi-

ciere bekommen von der Compagnie, bei welcher sie stehen, Spitznamen, mit welchen die Bursche sie untereinander bezeichnen.

Man komme nach Preußen und sehe!

In Preußen ist jeder Bauerssohn, und in kleinen Städten selbst der Bürgersohn, geborener Recrut. Gleich nach seiner Geburt kommt sein Name in die Militairrolle und mit dem sechzehnten Jahre muß er sich stellen. Hat er Geld genug, um sich loszukaufen, so kann er den Abschied erhalten; kann oder will er das nicht, so muß er das Gewehr auf die Schulter nehmen. Jedes Regiment hat seinen eigenen Canton, und die junge, in demselben geborene Mannschaft — ausgenommen die zu kleinen oder verwachsenen Leute — gehört mit ihrem Leibe dem Regimente erb- und eigentümlich an, kann auch von demselben für Geld an andere Regimenter veräußert oder gegen andere vertauscht werden. Andere Regimenter haben keine Cantons, bekommen aber Werbegelder, und das sind die schlechtesten in der preußischen Armee, weil sie für ein Billiges Franzosen, Spanier, Zigeuner, Türken und Tartaren auf ihren Werbeplätzen einkaufen und nach Preußen treiben.

Die enrollirten Landeskinder müssen sich alljährlich auf Ordre ihres Chefs stellen; die brauchbarsten werden ausgehoben und einexercirt, die anderen gehen zurück, bis sie reif für die Muskete werden. Recruten, die ein Handwerk gelernt haben, dürfen entweder gar nicht wandern oder erhalten von ihrem Chef einen Paß. Bleiben sie dann in der Fremde, so fällt ein Teil ihres gegenwärtigen und künftigen Vermögens dem Regimente, das übrige der Invalidencasse anheim: ihnen selbst wird kein Heller verabfolgt. Bei der Stellung jedes Cantons muß alles erscheinen, und kein Sträuben, Bitten und Versprechen hilft. Erscheint ein Stellungspflichtiger nicht und läßt er sich, so lange die Stellung dauert, nicht im Preußischen blicken, so wird er als Deserteur angesehen und verfällt, wenn man ihn faßt, in schwere Körperstrafe. Die Zeit der Dienstjahre dauert unbedingt bis an seinen Tod.

Ganz anders ist es in Sachsen.

Dort wird fast alles mit Gewalt geworben. Will ein Bauernbursche nicht Soldat werden, so nimmt er die erste beste

Holzaxt, setzt sich in Positur und erwartet den Corporal, der ihn mit seiner Mannschaft abholen will. Greift man ihn an, so wehrt er sich seiner Haut, und selten geht die Werbung ohne Blut ab. Dient der Bauernbursche bei einem Landstande, so ist er vor jedem militairischen Anspruch vollständig sicher, sein Herr verteidigt ihn mit Wort und That gegen den Landesfürsten, und letzterer muß sich noch bedanken, wenn ihm einer dieser Landesversorger seinen lüderlichen Knecht unter die Muskete liefert. Mithin wird in Sachsen nur Soldat, wer sich freiwillig dazu entschließt, unter Blut und Todschlag dazu gezwungen wird, oder endlich zu jung und nicht mutig genug ist, sich gegen die Werber zu verteidigen.

Der sächsische Dienst gewährt die Möglichkeit einer Capitulation, deren Dauer sich nach dem Alter der Recruten richtet, und von sechs Jahren bis auf vierzehn steigt. Ist diese Zeit um, so kann der Soldat entweder von neuem capituliren, oder er erhält seinen Abschied, und hat dann noch Zeit genug, das Land zu bauen und eine Familie zu begründen.

Ich verkenne die Menschenfreundlichkeit und den Nutzen dieser Einrichtung nicht: Land und Unterthanen befinden sich dabei besser als im Preußischen; aber die preußische Monarchie ist ein Koloß, der auf viermalhunderttausend Füßen stehen muß: jene militairischen Einrichtungen sind also ein notwendiges Übel.

Ferner finde ich wirklich nicht, daß die preußischen Unterthanen so unglücklich sind, als man es sich auswärts einzubilden pflegt. Will ein Soldat durch die Schranken brechen, und einem Bürger oder Bauer Schaden zufügen, so brennt die Spitzrute augenblicklich auf seinem Rücken; fällt es aber in andern Ländern einem Wildschwein, einem Hirsche oder Hasen ein, das von dem unglücklichen Bauern in seinem Schweiße bebaute Land zu zerwühlen und zu zertreten, und das Getreide aufzufressen, so muß ja säuberlich verfahren werden, damit das Wild nicht erschrickt, und fiel es ihm etwa gar ein, sein Ackerland mit eigener Hand schützen zu wollen, so wäre die geringste Strafe Zwangsarbeit.

Bei alledem sind mir die fünfundzwanzigtausend Sachsen doch lieber als sechzigtausend solche Preußen, die auf den Werbeplätzen zusammengerafft werden, denn jene fechten für ihr Vater=

land, diese dagegen für acht Groschen, weil sie kein Vaterland mehr haben. Die Sachsen braucht man nicht in ihren Garnisonen einzuschließen und dreifach zu vermauern, wie es in den preußischen Garnisonen der Fall ist.

In Sachsen vergehen Jahre, ehe einmal eine Spitzruten-execution stattfindet; in preußischen Garnisonen, die nur zwei Regimenter stark sind, kein Tag. Fünfundzwanzig Stockprügel sind in Sachsen eine schwere Strafe, die nur selten vorkommt — fünfzig sind im Preußischen das geringste. Im letzten baierischen Kriege sind kaum zwanzig Mann von der ganzen sächsischen Armee desertirt; bei der preußischen von manchen Compagnien dreißig.

Letzteres ist freilich zunächst von den Regimentern zu verstehen, welche keine[1]) eignen Cantons haben; aber selbst unter den übrigen ist mindestens jeder zweite Mann ein Ausländer. Dagegen nimmt die preußische Cavallerie nicht sogleich allen Schofel, der schon sechs Herren desertirt ist, und will man recht eigentliche handfeste Preußen sehen, welche durch die Kugeln wie durch Regen laufen, so mustere man die märkischen, pommerschen und westpreußischen Regimenter, bei welchen Desertion und Execution fast ebenso selten ist als bei den sächsischen. Überhaupt ist der geborne Brandenburger ein geborner Soldat, und, wenn er auch mit seinesgleichen auf seinen König schmält, so wollte ich doch keinem Sachsen oder Österreicher raten, in seiner Gegenwart dasselbe zu thun, falls er sich nicht bis aufs Blut mit ihm schlagen will.

Im siebenjährigen Kriege gab es Zeiten, wo Officiere wie Gemeine so erbittert gegen ihren König waren, daß sie keinen Fuß für ihn von der Stelle setzen wollten; aber kaum erschien er vor der Front und sagte: „nun Brüder, ihr werdet heute einen sauren Tag haben, aber gedenkt an euer Vaterland!“ so war alles wieder voll Mut und Willigkeit, und gnade Gott dem Feinde, der ihnen begegnete!

Dieser mächtige Antrieb fehlt der sächsischen Armee gänzlich, und wird sie nicht von andern in die Mitte genommen, so

[1]) keine, welches der Sinn erfordert, fehlt im Originale

vermag sie nichts, so tapfer auch die Sachsen sind. Ihr Landesherr bekümmert sich wenig um sie, und das Commando haben Generale in der Hand, die nicht solche Kriegsgefahren durchgemacht haben wie der König und einige seiner ältern Generale. Außerdem ist der Dienst nicht in der Weise ihr tägliches Brot wie bei den preußischen Regimentschefs, die von einer Revue bis zur andern nicht ablassen dürfen den Dienst zu studiren, wenn sie nicht, ohne Ansehen der Person, weidlich von dem Meister geschüttelt werden wollen. Wer macht ihnen in Sachsen Vorwürfe, wenn sie Fehler machen? Wer weiß es überhaupt, daß sie Fehler gemacht haben? Die sächsischen Revuen — in Sachsen Lustlager genannt — haben nur das mit den preußischen gemein, daß die Armee, so lange sie dauern, unter Zelten campirt, während die preußischen so rigorose Examina sind, daß mancher Chef vor ihnen ärger zittert als ein Candidat vor dem Consistorium.

Dagegen hat die sächsische Armee einige andere Vorzüge, welche die preußische niemals erreichen wird. Dahin gehört die Artillerie, das Ingenieurcorps und das Trainwesen.

Die Artillerie ist ungefähr fünfzehn hundert Mann stark. Alle vier Jahre werden aus den verschiedenen Compagnieen junge Leute ausgesucht, welche Lust und Fähigkeit zu den Artillerie-Wissenschaften haben. Dann kommen dieselben auf die Artillerieschule nach Dresden, wo Professoren, die selbst Artilleristen sind, über alle Fächer der Geschützkunde Collegien lesen. Alle Vierteljahre ist Examen und wer nicht fleißig genug gewesen ist, erleidet entweder Leibesstrafe oder wird zu seiner Compagnie zurückgeschickt. Neben der Theorie wird auch die Praxis nicht versäumt: die Schüler müssen wöchentlich einmal schießen und einmal im Laboratorium arbeiten. So wachsen die theoretischen Kenntnisse gleichzeitig mit den praktischen, und dadurch wird das Institut eine nützliche Pflanzschule für die sächsische Artillerie.

Die jungen, darin ausgebildeten Leute, avanciren im Corps; die niedrigste Stufe, die sie erreichen, ist die eines Feuerwerkers, das heißt die nächste zum Officier. Auf diese Weise weiß der Feuerwerker, wenn er fleißig gewesen ist, so viel als der älteste Hauptmann, weil er dieselben Collegien gehört hat, und fallen

Officiere im Kriege, so werden ihre Stellen sogleich mit nicht weniger tüchtigen Leuten besetzt. Auch auf die Verfertigung der Geschütze und des Schießmaterials wird mehr Sorgfalt verwendet als im Preußischen.

Ebenso vorzüglich ist das Ingenieurcorps, dessen Mitglieder sich durch theoretische Arbeiten in der Ingenieur-Akademie ebenso ausgebildet haben wie durch praktische Thätigkeit beim Feldmessen sowie bei Bauten und Schanzarbeiten.

Die sächsischen Stück- und Packpferde, das Commissariat und alles damit zusammenhängende ist im besten Stande. Die Stück- und Packknechte werden besser gekleidet und versorgt als die preußischen, und die Pferde sind durchschnittlich um vier Louisd'or besser. Eine von vier sächsischen Pferden gezogene Kanone kann kaum von sechs preußischen gezogen werden.

Das Einzige, was die Unvollkommenheit der preußischen Armee in diesem Punkte entschuldigt, ist ihre Stärke. Wie weitläufig wäre es, wenn die preußischen Artilleristen und Ingenieure so ausgebildet werden sollten wie die sächsischen! Woher sollten alle Pack- und Stückpferde kommen, welche die im Verhältnis zu dem kleinen Lande so ungeheuer große Armee braucht? Woher alle Knechte, die mit Pferden umzugehen wissen? Der König von Preußen muß Schusterjungen und Schneidergesellen zu Pferdeknechten machen, wenn das Ackerland nicht während des Feldzuges unangebaut liegen bleiben soll. Fünfundzwanzig tausend Mann können sehr bequem aus einem Lande mit allem Notwendigen versorgt werden, welches, wenn es zu Preußen gehörte, mindestens sechzig tausend Mann stellen müßte, falls es nämlich so mit Soldaten vollgepfropft würde, als es die preußischen Staaten im Verhältnisse zu den kursächsischen Ländern sind.

41

Sieben Regimenter Infanterie, vier Regimenter Artillerie, ein Regiment Gensd'armen, vier Schwadronen Husaren

[41] Schattenriß von Berlin, Amsterdam 1788, S. 114

und eine Schwadron Garde du Corps machen die Garnison von Berlin aus, die sich im Ganzen auf ungefähr zweiundzwanzig tausend Mann beläuft.

Die verheirateten Soldaten wohnen, wenn sie nicht etwa Freiwächter sind, größtenteils in den Kasernen.

Die Chefs der Regimenter halten alle auf die schärfste Mannszucht, freilich fällt aber bei einer so starken Besatzung mancherlei vor, was ihnen nicht einmal bekannt wird.

Jeder Stabsofficier, vom Chef des Regiments bis zum jüngsten Major, ist Chef einer Compagnie, und jeder Compagniechef zieht seinen Vorteil aus den Beurlaubten und Freiwächtern, weil er während der Zeit, wo dieselben keinen Dienst thun, ihren Sold bezieht. Daher kommt es denn auch, daß sich bisher jeder Compagniechef auf drei bis vier tausend Thaler gestanden hat. Je mehr Freiwächter ein Capitain hat, desto mehr Einnahme hat er: daher kommt es, daß mancher Soldat zum Freiwächter geprügelt wird. Dagegen sucht ihn sein Capitain auch so viel als möglich zu schützen und zu vertreten.

Es giebt Freiwächter, die ein Handwerk erlernt haben. Diese stehen sich in der Regel sehr gut, weil ihnen Quartier und Brot vergütigt wird. Andre Freiwächter errichten einen Kram oder Höferstand; noch andre handeln mit Vögeln, stechen Riemchen, spielen Töpfchen, lassen Hunde tanzen, stehlen auch bei Gelegenheit, und befleißigen sich andrer sinnreicher Kunststücke, die, weil die Leute selten dabei ertappt, oder wenigstens selten deshalb verklagt werden, mit zum freien Handel und zur Toleranz von Berlin gehören.

Die Stabsofficiere sind größtenteils Männer von feiner Lebensart, und die Subalternofficiere können ihre Höflichkeit und besonders ihre edle Art, sich im Dienste auszudrücken, nicht genug rühmen.

Unter den Subalternofficieren giebt es Männer, die sich zugleich ihrem Berufe und den Wissenschaften widmen, Männer, die bescheiden, wißbegierig und edeldenkend sind — aber leider ist ihre Zahl nicht groß: die meisten Subalternofficiere glauben alles gethan zu haben, wenn sie ihre Wachen, Ronden und den sonstigen kleinen Dienst so versehen, daß sie sich keinen groben

Vorwürfen aussetzen. Unter diesen giebt es auch einen besondern Ausschuß, der nie die Mittelstraße zu beobachten weiß und entweder zu hoch oder zu niedrig, zu stolz oder zu kriechend, zu brutal oder zu feige ist. Diese Leute halten sich wegen der drei dürren Buchstaben vor ihrem Namen für etwas ganz besondres, und schauen auf alles, was kein Porte d'épée trägt, von einer Art Höhe herab.

42

Nicht eigentlich auf Berlin bezüglich, aber für die Kenntnis der militairischen Physiognomie der Hauptstadt von mittelbarer Wichtigkeit ist folgende Schilderung der entsprechenden Verhältnisse des benachbarten Potsdams.

Wenn von Berlin behauptet wird, daß man in der Stadt nur Soldaten sehe, so ist das übertrieben; von Potsdam dagegen kann man es mit allem Grunde sagen. Nicht nur begegnet man ihnen überall auf den Straßen, wo man sonst fast keinen Menschen antrifft — sondern man mag auch seine Augen auf was für Häuser man will richten, so guckt zwischen den Engelsköpfen, die häufig als Verzierungen angebracht sind, der Kopf eines Sohnes des Kriegsgottes mit steifen Locken und einem Schnurrbart heraus. Hier sieht man allerhand Wäsche trocknen, dort hängen Hosen und Westen aus dem Fenster, oder es rasirt sich ein Unterofficier vor einem Spiegel, der ohne Rahmen ans Fenster gelehnt ist; ein andrer macht auch wohl vor den Augen aller Vorübergehenden Toilette.

In andern Gegenden, wo die Soldaten nicht gleich zum Vorschein kommen, hängen an den schönsten Gebäuden Schilder von Bierhäusern, kleinen Krämern oder Handwerksleuten, und die Leute, die darin aus- und eingehen, verraten, daß diese Paläste nicht von Prinzen, Staatsministern oder Hofschranzen bewohnt sind. Ein mittelgroßes Haus muß vier Soldaten auf-

[42] Teutscher Merkur 1788, III S. 158 (Briefe eines Reisenden aus Berlin; dieser Brief ist datirt vom Januar 1787, was ein Druckfehler für 1786 ist)

nehmen, die zusammen wohnen und essen. Ihre Casse ist gemeinschaftlich, jeder führt sie der Reihe nach eine Woche lang und muß daraus die täglichen Ausgaben bestreiten.

Es gehen unter den Soldaten oft entsetzliche Dinge vor, und die gemeinen Soldaten der Potsdamer Garnison sind gewiß nicht der edelste Teil der preußischen Armee. Die Befehlshaber aller Regimenter müssen ihre größten Leute hierher schicken; das machen sie sich denn zu Nutze, um nicht nur die größten, sondern auch die schlechtesten auszusuchen, die sie selbst gern los sein möchten. Zuweilen finden sich unter einem solchen Transporte gar zu große Taugenichtse, und dann schickt man sie wieder zu ihrem Regimente zurück.

Man kann sich daher nicht schlechte Streiche genug erzählen lassen; jedermann ist voll davon, und da es in Potsdam nicht eben viel zu stehlen giebt, diese Leute also andre Auswege für ihre Bosheit zu suchen genötigt sind, so erfährt man Begebenheiten von ganz eigener Erfindung, wie sie wohl schwerlich an andern Orten vorfallen möchten. Deshalb ist die Disciplin hier schärfer als sonst irgendwo. Man nennt Potsdam die hohe Schule für den gemeinen Soldaten, und mancher Vater, der einen ungeratenen Sohn hat, bittet es sich als eine Gnade aus, daß er in die hiesige Garnison eingestellt wird — unter der er dann meistens noch mehr verdorben wird.

45

Eine allgemeine, äußerst interessante Studie über die Berliner Selbstmörder schildert die Lage der Soldaten so anschaulich, daß sie hier einen Platz verdient.

Betrachtungen über die Berliner Selbstmörder

Die Zahl der Selbstmorde im April und Mai übertrifft die Zahl aller andern Monate. Wahrscheinlich hat die in diese

[45] F. Gedikes und J. E. Biesters Berlinische Monatsschrift XII 1788, S. 213

Monate fallende Exercirzeit Einfluß darauf. In dieser Zeit muß der Soldat mehr als sonst an Wichse, Firniß, Kreide und gelber Erde von seiner Löhnung abziehen, die ihm Nahrung gewähren soll. Zu Nebenverdienst durch Arbeit hat er keine Zeit, hingegen Strapazen in Menge. Auch giebt es häufiger Anlaß zu mehr oder weniger Bestrafung. Trifft es sich nun gar, daß die Strafe unverdient ist, wie weh muß ihm dies thun! Der Soldat hat keinen andern Weg, sich Achtung bei seines Gleichen und bei seinen Vorgesetzten zu verschaffen als durch Wohlverhalten und ehrliche Aufführung. Wird er durch beschimpfende Leibesstrafen öffentlich und um geringer Ursache willen, oder gar unschuldig beschimpft, so verliert er die Achtung, die er sich bisher erworben hatte.

Ein Bürgerlicher, der unrechtmäßig um Geld gestraft wird, kann appelliren; wer nimmt aber dem Soldaten die Schläge ab, die ihm sein Officier, wenn gleich nicht aus Brutalität, doch gewiß oft aus eigenem innerem Unmut, aus Übereilung, aus einseitiger Anklage bei ungehörter Sache giebt oder geben läßt? Bei wem soll er klagen? Bei höheren Vorgesetzten? Das macht ihn oft noch unglücklicher. Nicht jeder Soldat ist als ein „Menschentier" anzusehen, „dessen Willkür auch nicht das kleinste überlassen werden darf, was zu seinem Stande gehört," wie sich der Verfasser des „Systems der Weltbürgerrepublik" (S. 149) einbildet. Er kann sehr wohl und oft vernünftiger als dieser Verfasser raisonniren; er hat menschliches Gefühl und Empfindung, und wie würde es auch um den kriegerischen Geist und die Tapferkeit, die auch bei dem gemeinsten Manne im Heere nötig ist, stehen, wenn die Soldaten bloße Maschinen ohne Gefühl und Verstand wären? Freilich ist Strenge bei diesem Stande nötig, aber eben deswegen möchte man um so mehr alle unnötige Strenge wegwünschen, weil der höchstnötigen doch noch genug bleibt.

Dazu kommt, daß, wenn wir die Männer, die als Soldaten im Dienste stehen, betrachten, wir einen wirklichen Beruf zum Soldatenstande wohl nur bei den wenigsten antreffen. Es giebt zwar bei uns viele und sogar gewiß mehr als in anderen Ländern, die das Land, welches sie, wenn sie Inländer sind, ge-

boren, oder, wenn sie Fremde sind, aufgenommen hat, lieben, und mit patriotischer Treue freudig in seinem Dienste beharren — und diese Zahl vaterlandsliebender, treuer, gehorsamer, keine Arbeit scheuender Krieger hat unserem Heere den großen Ruhm der Tapferkeit und das große Siegesglück verschafft. Solche Menschen verdienen eine desto bessere Behandlung, und durch sie wird gewiß die Zahl der Selbstmörder wenig vermehrt.

Allein nicht alle sind so beschaffen. Viele Inländer kommen aus ihrem Canton oft genug mit sehr unwilligem Herzen zu den Regimentern. Die Strenge der Gutsherrschaft, auch Faulheit und Unlust zu grober Arbeit bringt manchen In- und Ausländer zum Soldatenstande; er sieht sich aber in seiner Hoffnung getäuscht, wenn die Arbeit und besonders die Exercirzeit angeht. Unter den Ausländern sind allerdings manche, die, faul und lüderlich, vielleicht zu ganzen Schaaren als Bettler oder gar als Räuber der Welt zur Last gefallen wären, wenn sie nicht der Soldatenstand aufgenommen hätte, wo sie mit wohlthätiger Strenge zum Guten und zur Ordnung angehalten werden, so daß sie, wenn auch nicht innerlich gebessert, doch wenigstens unschädlich gemacht werden. Aber oft sind unter ihnen auch unbesonnene junge Leute, die aus übertriebener Empfindlichkeit dem Unwillen und den Strafen beleidigter Eltern, Anverwandten oder der Obrigkeit sich zu entziehen gesucht haben; oder die wegen Vergehungen in ihrem Vaterlande der Schande sich entziehen wollen. Andere treten aus fremdem Solde in den Dienst eines großen Monarchen, um Ehre und Glück zu finden. Junge, wohlgewachsene, aber unerfahrene Burschen mit wohlsituirten Eltern oder begüterten Anverwandten machen sich, durch Zureden und Vorspiegelungen bewogen, Hoffnung, ihr Glück zu machen und Officier, Feldprediger, Regimentshandwerker und dergleichen zu werden, und dabei aus scharfer Aufsicht in größere Freiheit zu kommen. Entführungen, verbotene Heiraten, mißlungene oder entdeckte Liebesverhältnisse sind nicht selten Ursache, daß junge Leute in den Soldatenstand treten und ein Glück suchen, welches ihnen ihre überspannte Einbildung größer vorstellt, als es überhaupt je sein kann. Treten sie nun in den Dienst und die Unterstützung

von Hause bleibt aus, so geraten sie in eine nie gefühlte Dürftigkeit: der schweren Nebenarbeit sind sie ungewohnt. Der Hang zur Freiheit, die sie vorher genossen, wird mit Strenge unterdrückt. Nun fühlen sie hart genug, daß sie durch ihre Einbildung in ihren Hoffnungen getäuscht worden sind. Geht es wenigstens zu Felde, so hat ein auf diese Art schwermütiger und mißvergnügter Soldat wenigstens Hoffnung, totgeschossen zu werden oder davon zu kommen — in der Garnison hingegen machen ihm alle diese Aussichten seine Sinne stumpf und unterdrücken seine Seelenkräfte. Er wird seines mühseligen, elenden Lebens müde und sieht den freiwilligen Tod als das einzige Mittel an, um sich mit einem Male aus all seinen Verlegenheiten und Drangsalen zu befreien.

44

Die Herrschaft der Aufklärung brachte Berlin in den Ruf allgemeiner Freigeisterei, gegen den die Stadt, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, ein urteilsfähiger Reisender verteidigt, dessen Berichten schon mehrfach Äußerungen entnommen sind.

Ich muß gestehen, daß ich in Berlin viel Gleichgiltigkeit gegen das Christentum gefunden, ja manchmal verächtliche Äußerungen über dasselbe vernommen habe. Manchmal standen mir in Gesellschaft die Haare zu Berge: so unziemlich sprach man von Religion und Gottesdienst.

Anderseits habe ich aber auch nirgends mehr wahre Gottesverehrung gefunden als in Berlin. Die Stadt scheint zu viel Ruhm darin zu suchen, das Christentum in That und Wahrheit zu erweisen, sowie christliche Werke der Nächstenliebe, des Wohlwollens, der Barmherzigkeit und überhaupt rechtschaffener Gesinnung im Sinne des Stifters der christlichen Religion auszuüben — als daß ihr die systematische Glaubensreinheit das höchste Gut sein sollte.

[44] Bemerkungen eines Reisenden durch die königlich preußischen Staaten, Altenburg 1779, I S. 548

Ich glaube, so sollte es überall sein. Ob ich zehn kirchliche Dogmen mehr oder weniger glaube, das wird keinen großen Einfluß auf mein Glück ausüben — ob ich aber zehn Werke edler Menschenliebe ausführe, das muß auf meine gesamte Seelenruhe von bestimmendem Einflusse sein.

45

Hierher gehört auch folgende Schilderung der Berliner Prediger aus etwas späterer Zeit.

Die Berliner Prediger machen gewiß ihrem Stande Ehre; denn, wenige ausgenommen, sind sie alle sehr gebildete und gelehrte Männer. Ich hörte Zöllner predigen. Dieser moralisch gute und vortreffliche Mensch ist auch, wie du dir leicht vorstellen kannst, ein sehr guter Prediger. Er vereinigt in sich alle Gaben eines guten Redners, besonders besitzt er ein vortreffliches Organ. Eine jede seiner Predigten kann zugleich als eine moralische Abhandlung betrachtet werden. Begriffe und Bilder wechseln gehörig darin ab, so daß weder der Verstand noch die Einbildungskraft leer ausgehen.

An demselben Tage hörte ich auch Ancillon.[1] Er hielt eine Trauerpredigt über den Tod des Prinzen Ludwig.[2] Freund, Ancillon predigen zu hören, verdient allein eine Reise nach Berlin zu machen.

Er ist das Ideal eines Predigers und seine Rede das Ideal einer Predigt. Er ist ein großer, schöner Mann, mit einer geistvollen Physiognomie, lebhaften und ausdrucksvollen Augen, sein Organ ist helltönend, ohne kreischend zu werden, seine Action dem Gegenstande angemessen und voller Würde und Anstand.

---

[45] (Wolf Davidson,) Briefe über Berlin, erste Sammlung, Landau (in Wahrheit: Berlin) 1798, S. 55 — [1]) J. P. F. Ancillon 1790 Prediger, später königlicher Historiograph, 1810 Erzieher des Kronprinzen, dann im auswärtigen Amte, 1832 Minister der auswärtigen Angelegenheiten — [2]) Friedrich Ludwig Karl, jüngerer Bruder Friedrich Wilhelms III, geboren 5 November 1773, gestorben 28 December 1796; seine Witwe heiratete den Herzog von Cumberland.

Seine Predigt war ein hörbares Gemälde. Er schilderte jeden Gegenstand mit so lebhaften Farben, daß man alles zu sehen glaubte. Es waren Stellen darin, die mich bis zu Thränen rührten. Mit außerordentlicher Kunst weiß er die Aufmerksamkeit zu fesseln, die Erwartung zu spannen, das Gemüt zu erschüttern, und uns, wenn alles den höchsten Punkt erreicht hat, durch eine allmähliche sanfte Abstufung wieder in eine angenehme und im höchsten Grade erbauliche Ruhe zu versetzen.

46

Bemerkenswert ist auch folgende Schilderung der Candidaten der Theologie.

Die Candidaten der Theologie erhalten durch die älteren Berliner Geistlichen die beste Anweisung, sich und ihre Kenntnisse zu vervollkommnen, und die nötige Geschicklichkeit für den Posten zu erhalten, welchem sie später vorstehen sollen.

In unschuldigen Dingen wird ihnen alle Freiheit gelassen. Im Anfange wunderte ich mich besonders über ihre Kleidung. Niemand wird, wenn er sie nicht etwa auf der Kanzel sieht, darauf kommen, sie für Leute zu halten, welche sich auf den geistlichen Stand vorbereiten. Sie tragen mit geringen Ausnahmen ihre eigenen Haare nach dem üblichen Geschmack gekräuselt, weiße seidene Strümpfe und Manschetten; auf den Bällen, die ihre Bekannten geben, tanzen sie, gehen in den Tiergarten und trinken bei Richard[1]) Kaffee, ja spielen auch wohl Billard.

Bester Freund, Sie kennen die Steifheit und Gezwungenheit der Candidaten in verschiedenen Städten. Im Altenburgischen[2]) tragen sie große, zum Teil runde, ungepuderte Perücken und statt der Manschetten erbauliche Vorärmel. Höchstens dürfen sie schwarzseidene Strümpfe anziehen, und, wollte sich einer ein-

[46] Bemerkungen eines Reisenden durch die königlich preußischen Staaten, Altenburg 1779, II S. 102 — [1]) in der jetzigen Bellevuestraße — [2]) im Originale A****

fallen lassen, weiße oder gar graue zu tragen, so würde ihm die Kanzel gewiß bis zu seiner Besserung und Bekehrung verboten werden. Und wer gar tanzte, wie wollte der eine Pfarre bekommen?

Unter den Berliner Candidaten beider Confessionen giebt es recht gesetzte, geschickte und gebildete Leute, die man gern in Gesellschaft sieht. Ich habe manche kennen gelernt, die auch von andern Wissenschaften sprechen können und sich nicht bloß auf theologische Gespräche einlassen, dabei Lebensart besitzen, bescheiden und höflich gegen jedermann sind, und sich auf diese Weise Achtung erwerben. Ferner haben sie den Vorzug, daß sie sich vor Klatschereien hüten. In manchen andern Städten thun ja die Candidaten fast nichts, als daß sie, außer wenn sie zu predigen haben, den ganzen Tag auf der Straße liegen, bei den Familien herumlaufen und klatschen, verhetzen und verleumden.

47

Mit einem Humor, den man Nicolai nicht zutrauen sollte, schildert der bekannte Herausgeber der Allgemeinen Deutschen Bibliothek die allmähliche Wandlung in der Tracht der Geistlichen.

Philipp Jacob Spener, ein gutmütiger redlicher Mann, bescheiden und friedliebend in einem Zeitalter voll geistlichen Stolzes und theologischer Zänkerei, der gern alle dogmatischen Spitzfindigkeiten vermieden hätte, obgleich sie sich dem Geiste des Zeitalters nach nicht vermeiden ließen, und vorzüglich auf Rechtschaffenheit und Lauterkeit des Herzens drang — befleißigte sich, in seiner Kleidung nichts Absonderliches zu haben. Sein ehrwürdiges Haupt, von welchem sein silberweißes Haar in natürlichen Locken hinabfiel, wärmte eine kleine Calotte, und sein weitgefalteter Mantel — die damals übliche Tracht der Ge-

[47] (F. Nicolai,) Leben und Meinungen des Herrn Magisters Sebaldus Nothanker, vierte Auflage, Berlin und Stettin 1799, II 104

lehrten, welche bis in das erste Viertel dieses Jahrhunderts noch alle Schüler in Berlin trugen — hing als brauchbare Bedeckung ungekünstelt über Schultern und Arme herab.

Bald nach seiner Zeit gelüstete es einen Teil der Berliner Geistlichkeit nach den spanischen Perücken, welche sie auf den Häuptern der Edelknaben und Geheimenräte an dem prunkvollen Hofe unsers guten Königs Friedrichs I gesehen hatten. Obgleich beim Regierungsantritte Friedrich Wilhelms I die meisten die großen Perücken ablegten, so mochten doch selbst die pietistischen Prediger diese so oft abgekanzelte und nebst den Fontangen[1]) der Frauenzimmer von den Einblasungen des leidigen Teufels hergeleitete Kopfzierde nicht verschmähen.

Vermutlich wünschten sie diese Perücken der Würde wegen beizubehalten; denn nunmehr begannen sie, gleich den Leuten, „die ihre Denkzettel breit und die Säume an ihren Kleidern groß machten",[2]) sich in ihrem Anzuge geflissentlich zu unterscheiden. Sie setzten an ihre Kragen einen breiten Saum. Ein großer, nur zweimal aufgestutzter Schifferhut beschattete vorn und hinten ihr Haupt, und in den Mantel wickelten sie ihren Unterleib dermaßen ein, daß die Füße sehr wenig Raum übrig behielten, weshalb denn auch derjenige unter ihnen, der von Natur nicht bedächtig war, immerhin einen bedächtigen Gang annehmen mußte.

Da sich um diese Zeit unsere ganze lutherische Geistlichkeit von der Hamburger Orthodoxie der polternden Mayer[3]) und Neumeister[4]) zu dem sanfteren Pietismus hinneigte, so wurde dieser eben beschriebene Anzug sehr bald das Merkzeichen eines lutherischen Geistlichen.

[1]) die Herzogin von Fontanges, Geliebte Ludwigs XIV; nach ihr wurden hohe Hauben genannt, die auf einem Gestelle von Draht ruhten — [2]) Matth. 23, 5 mit Denkzettel ist φυλακτήριον wiedergegeben, was eine Art von Amulett zu bedeuten scheint — [3]) Johann Friedrich Mayer, geboren in Leipzig 1650, in Hamburg 1686 bis 1702, ging dann nach Greifswald und starb 1712. Er war ein sehr bedeutender Mann und ebenso unermüdlich in orthodoxer Streitsucht als in literarischer Production: es werden 581 Schriften von ihm aufgezählt — [4]) Erdmann Neumeister, geboren in Thüringen 1671, gestorben in Hamburg 1756, bekannt als Vorkämpfer der Orthodoxie gegen den Pietismus und als Dichter geistlicher Lirder.

Andererseits wollten sich die dem Hofe näher stehenden Reformirten nicht so weit wie die Lutheraner von der gewöhnlichen Kleidung abwenden. Sie behielten den dreimal aufgestutzten Hut bei, und schlugen den Mantel, dessen viele pedantische Falten sie unmerklich verminderten, von den Schultern zurück, um ihn beim Gehen mit der linken Hand zierlich aufzuheben, so daß sie mit größerem Anstande einherschreiten konnten. Ja, nach einiger Zeit fingen sie an, den bisher mit der linken Hand emporgehaltenen Mantel zu größerer Bequemlichkeit ganz auf den linken Arm zu legen.

Die Lutheraner mochten schon längst den schmaleren Mantel und die freieren Füße der Reformirten mit heimlichem Neide betrachtet haben. Endlich wagte es ein Mann, der in großen Dingen klein und in kleinen Dingen groß war, den Mantel um den Leib zu schlagen und mit freien Füßen einher zu schreiten, worin er bald viele Nachahmer fand.

Es wäre weitläufig, zu erzählen, welchen Widerspruch jede dieser Veränderungen erleiden mußte, wie oft man aus der veränderten Art, den Mantel zu tragen, auf eine Neuerung in der Lehre geschlossen hat, und wie oft eine Neuerung in der Lehre unbemerkt durchgegangen ist, weil der Neuerer den Mantel noch nach der alten Art trug.

Genug, die alte symbolische Reinheit des Manteltragens bekam einen noch größern Fleck, als sich einige Kryptocalvinisten unterstanden, den Mantel nach Art der Reformirten auf den Arm zu legen, obgleich sie ihn, um sich jenen nicht ganz gleich zu stellen, auf dem rechten Arme trugen.

Nach kurzer Zeit wurde auch dieser kleine Unterschied der Confessionen nicht mehr beobachtet, und man trug die Mäntel ohne irgend eine Regel rechts oder links, wie es einem jeden einfiel. So konnte man demgemäß einen lutherischen Prediger von einem reformirten um so weniger mehr auf der Straße unterscheiden, als sich zu derselben Zeit einige unserer Geistlichen unterfingen, den ehrbaren Schifferhut, das bisherige Schiboleth eines lutherischen Berliner Geistlichen, mit dem dreieckigen Hute zu vertauschen, welchen wie alle andern Berliner auch die reformirten Geistlichen trugen. Freilich war diese Kühnheit an-

fangs vielem Widerspruche ausgesetzt; unter anderem fanden in einer gewissen Kirche, in welcher abwechselnd lutherisch und reformirt gepredigt wurde, beide Gemeinden Ursache, sich über diese Neuerung zu beklagen. Es war nämlich bisher üblich gewesen, daß der Prediger, ehe er in die Sacristei trat, draußen neben die Thür derselben seinen Hut hing, woraus die Zuhörer gleich abnehmen konnten, an welcher Confession die Reihe war. Nachdem nun der Hut seine symbolische Kraft verloren hatte, konnten die irregeleiteten Pfarrkinder an keinem weiteren Kennzeichen mehr unterscheiden, ob die Predigt, die sie hörten, lutherisch oder reformirt war! Trotzdem ging die Neuerung durch, da die Zeit gekommen war, in welcher die Unordnung und Lauheit in der Lehre, die sich schon lange in die Herzen eingeschlichen hatte, auch in der Kleidung sichtbar werden mußte. Vor Zeiten hatten sich Lutheraner und Reformirte so viel als möglich von einander abgesondert, auch wohl infolge des Eifers für ein jedes Symbolum weidlich mit einander gehadert, und infolge des Haders sich gegenseitig herzlich gehaßt: nunmehr aber, da sich ihre Geistlichen auch nicht einmal mehr der Kleidung nach von einander unterschieden, wurde fast gar nicht mehr darnach gefragt, ob jemand lutherisch oder reformirt sei.

Diese Gleichgiltigkeit hatte aber auch andre schädliche Folgen. Denn die geistliche Tracht verlor einen großen Teil ihrer symbolischen Bedeutung und zugleich einen großen Teil ihrer Würde. Bei der allgemeinen Sorglosigkeit betreffs aller äußeren Abzeichen wurden die Mäntel immer schmaler, leichter und kürzer, so daß sie als eine zwecklose Verzierung am Rücken hinunter hingen. Die Perücken, die sonst als feierlicher Schmuck über den Nacken herabwallten oder in sanften Seitenlocken auf den Schultern ruhten, gewannen täglich ein weltlicheres Aussehen, und hoben sich in Taubenflügeln und gesteckten Locken in die Höhe; ja, endlich trugen manche Prediger kein Bedenken, ohne Perücken, ja sogar ohne alle Amtskleidung, in blauen, grauen und braunen Röcken auf der Straße und in Gesellschaften zu erscheinen, und sich keiner gleichgiltigen Handlung zu entziehen, die ein jeder andre unbescholtene Bürger auch verrichten darf.

Ebenso haben die steifen Wolkenkragen in Hamburg, Braun=

schweig, Breslau und Leipzig, das feine Überschlägelchen andrer Länder, die enge Summarie in Mecklenburg und Holstein, der weite Priesterrock in Sachsen und Anhalt, der Mantel in Brandenburg, die kleine, sammtne Calotte, welche der Danziger Prediger auf seine Perücke näht — wie alle Dinge in der Welt ihren zureichenden Grund, und vielleicht oft zunächst in der Lehre.

48

Von dem starken pietistischen Elemente in Berlin entwirft Nicolai eine Schilderung, welche man eine confessionelle Topographie nennen könnte.

Berlin ist vielleicht die einzige Stadt in der Welt, wo man auf den Einfall geraten ist, in Versen zu predigen. Verschiedene Prediger versuchten dies zu verschiedenen Zeiten unter dem Beifall ihrer Zuhörer, bis endlich das Predigen in Versen durch einen ausdrücklichen Befehl des Oberconsistoriums verboten wurde. Keine große Stadt in Deutschland hat so viel Schwärmer gehabt als Berlin, und jetzt würde ich, wenn ich den allgemeinen Charakter der Bürgerschaft mit einem Worte bezeichnen sollte, eher sagen, sie seien pietistisch als heterodox.

— Pietistisch? rief Sebaldus voll Erstaunen; die Bürger von Berlin pietistisch!

— Ja, ja, pietistisch oder orthodox von der pietistischen Seite; denn Sie wissen, es sind noch nicht fünfzig Jahre her, daß große Streitigkeiten zwischen der orthodoxen Orthodoxie und der pietistischen Orthodoxie geführt wurden, und der letzteren hat sich ein großer Teil der Einwohnerschaft schon damals und in der Folge zugeneigt. Woraus wäre sonst der große Beifall zu erklären, den nebst Leuten wie Spener und

[48] (F. Nicolai,) Leben und Meinungen des Herrn Magisters Sebaldus Nothanker, vierte Auflage, Berlin und Stettin 1799, II S. 83

Schade auch Fuhrmann, Schulz, Woltersdorf und andere nach einander gefunden haben?

— Sie sprechen von vergangenen Zeiten; seitdem hat sich in Berlin wohl vieles sehr verändert.

— In gedruckten Schriften ist die Veränderung geschwinder und allgemeiner gewesen als in den Gemütern der Einwohner. Dieselben sind in Hinsicht ihrer religiösen Gesinnung noch beinahe dieselben, die sie vor vierzig Jahren waren.

Ich habe sogar bemerkt, daß sich ihre dogmatischen Gesinnungen nach der Stadtgegend modificiren, in welcher sie wohnen.

In der alten guten Stadt Berlin findet man noch alte Gewohnheiten und auch alte Dogmatik. Die Pfarrkinder der uralten Pfarrkirche zu St. Nicolai, am Molkenmarkt und in der Stralauer Straße bis zur Paddengasse hinauf, halten am meisten auf reine Orthodoxie. Ich versichere Sie, daß daselbst noch ehrenfeste Bürger über Erbsünde und Wiedergeburt disputiren.

Ebenso haben die Gärtner und Viehmäster in den Berliner Vorstädten noch alle löbliche Anlage, auf einen Ketzer mit Fäusten loszuschlagen.

In Köln, in der Gegend des Schlosses, möchten noch am ersten Freigeister anzutreffen sein. In dieser Gegend schrieb der Propst Reinbeck im Haudeschen[1]) Buchladen auf der Schloßfreiheit seine „Betrachtungen über die Augsburgische Confession", welche zuerst in den Wall, den Eifer und verjährtes Vorurteil für die Orthodoxie gegen die menschliche Vernunft aufgeworfen hatten, ein kleines Loch machten, welches später noch sehr erweitert worden ist. Die Nähe des Hofes trägt auch wohl etwas dazu bei, daß die Leute hier freier denken.

Kommt man aber in die bürgerlichen Gegenden der Fischerstraße und Lappstraße,[2]) so wird man die Hinneigung zur Orthodoxie viel stärker finden; ja ich vermute, daß sie bei den Gerbern, Pergamentmachern und Seifensiedern in Neuköln bis zum Eifer steigt.

---

[1]) vergl. S. 42 — [2]) die heutige Petristraße

In den dumpfen Gassen des Werders wohnen die Separatisten, welche Gott einsam dienen; in den höher gelegenen die ruhigen, harmlosen Gichtelianer, die stille Beschaulichkeit lieben und so wohlthätig sind, daß sie zuweilen einige tausend Thaler auf Almosen verwenden, die sie noch dazu den Bedürftigen so zukommen lassen, daß man die Geber nur mutmaßen kann.

Um die Gegend der Hospitalkirche zu St. Gertraud zeigen sich schon die Herrenhuter; weiterhin in den breiten und hellen Straßen der Friedrichsstadt fangen auch die religiösen Gesinnungen der Einwohner an, immer luftiger und geistiger zu werden. Hier finden sich Pietisten, die ihre Religion in Gefühlen und innigen Empfindungen suchen, so wie Schwärmer jeder Art; der innere Trieb der Raschmacher[1]) und Wollkämmer bricht oft in Erbauungsstunden und Weissagungen aus.

Die Dorotheenstadt wird zum Teile von Reformirten und Franzosen bewohnt.

Eine andere Gattung von Leuten ist über die ganze Stadt verbreitet: ich habe dieselben oft in Gesellschaften angetroffen und ihnen angemerkt, daß sie niemals über Rechtgläubigkeit und Irrglauben nachgedacht haben, trotzdem aber der festen Überzeugung sind, alles müsse so bleiben wie es ist. Es giebt unter ihnen sogar vorurteilsfreie Weltleute, welche scherzen, Karten spielen, mit Frauenzimmern tändeln und doch die Nase rümpfen können, sobald sich die geringste Ketzerei spüren läßt.

— Das sollte mir herzlich leid thun, sagte Sebaldus; denn wenn es viele solche Leute in Berlin giebt, so kommt mir Ihre Behauptung nur allzu glaubwürdig vor, daß hier die Aufklärung und Denkfreiheit noch nicht so groß ist, als ich mir vorgestellt hatte. Ich habe immer gefunden, daß diejenigen, welche aus Trägheit und Nachlässigkeit die Wahrheit nicht suchen wollen, die Selbstdenker am lebhaftesten hassen, weil sie sich sonst ihrer Trägheit und Nachlässigkeit schämen müßten. Mir ist im Gegenteil der stets ehrwürdiger gewesen, der aus Liebe zur Untersuchung der Wahrheit in Irrtum verfällt, als derjenige, der sie überhaupt nicht untersuchen mag.

[1]) Rasch ein geköperter Stoff aus Kammgarn

— In dieser Gesinnung werden viele Berliner nicht mit Ihnen übereinstimmen, und vielleicht nicht einmal alle Berliner Geistlichen.

49

Daß es damals Straßenprediger gab, würde man an sich nicht für sehr wahrscheinlich halten; aber die folgende Erzählung (Sebaldus Nothanker, Nicolais Held in dem bekannten Romane, kommt mit seinem pietistischen Reisegefährten in den Tiergarten zu dem Platz vor den Zelten) beruht offenbar auf einem wahren Erlebnis.

Sebaldus Stirn erheiterte sich bei dem Anblicke so vieler vergnügter Leute, die er in dem Zirkel bei den Zelten am Sonntag Nachmittag versammelt sah. Der Pietist aber runzelte seine Stirn in geistlichem Verdrusse.

— Siehe da! rief er aus, siehe da! Die Kinder Belials, wie sie den Lüsten des Fleisches nachgehen! Wie sie den Weg der Sünden gehen, reiten und fahren! Immer gerade in den höllischen Schwefelpfuhl hinein!

— Behüte Gott, sagte Sebaldus, ich finde nichts Sündliches darin, daß die Leute den herrlichen Tag genießen, den uns Gott giebt; soweit ich sehe, ist ihr Vergnügen sehr unschuldig.

— O, wie sündlich! sagte der Pietist mit entflammten Augen, das ist eben des Teufels Lockspeise, wenn er uns mit den weltlichen Vergnügungen ködern kann. Ein recht echtes Gnadenkind soll kein anderes Vergnügen haben als sein eigenes Elend zu kennen und zu fühlen, was es heißt, ein armer Sünder zu sein.

Sebaldus, dem diese salbungsvollen Sprüche nicht gefielen, antwortete nichts, würde auch nicht zu Worte gekommen sein, denn der Pietist, den „die Herzlichkeit zum Heilande" ergriffen hatte, begann die Vorübergehenden zu ermahnen und ihnen die

[49] (F. Nicolai,) Leben und Meinungen des Herrn Magisters Sebaldus Nothanker, vierte Auflage, Berlin und Stettin 1799, II S. 30

Abscheulichkeit des Spazierengehens an einem schönen Sonntage vorzustellen.

Einige gingen vorbei, beinahe ohne ihn zu hören, andere gafften ihn an, ohne zu wissen, was sie aus ihm machen sollten, andere schüttelten den Kopf. Endlich versammelte sich doch allerhand Pöbel, schrie und lärmte und fing an vom Irrenhause zu sprechen; ja einige hoben Stücken Erde auf und warfen sie über ihn weg.

Sebaldus fürchtete, der Auftritt möchte ernsthafter werden, und suchte seinen Reisegefährten von seinem Vorhaben abzubringen; diesem aber hatte die geringfügige Wahrscheinlichkeit, ein Märtyrer zu werden, den Kopf noch mehr erhitzt; er sprach noch lauter, um den Vorübergehenden ins Gewissen zu reden.

Endlich geriet er an einen Mann, der nach seinem braunen Rocke und rund um den Kopf abgeschnittenen Haaren nichts anderes als ein Gerber oder Schlächter sein konnte.

— Mein Freund, redete er ihn an, Er gehet, um sich die Zeit zu vertreiben. O, wenn Er wüßte, wie wohl dem ist,

der da seine Stunden
in den Wunden
des geschlacht'ten Lamms verbringt!

— Herr, sagte der Kerl mit starren Augen, was kann mir das helfen? Ich bin vorigen Sonntag im „Lamme" gewesen, aber das Bier war sauer. —

Und damit ging er fort. Der umstehende Pöbel schlug ein Gelächter auf und der Pietist verstummte.

50

Hauptsächlich auf das kirchliche Leben bezieht sich auch folgende Stelle aus dem „Schattenriß", dessen milzsüchtigem Verfasser wir die Verantwortung für manche seiner Behauptungen überlassen müssen.

Die französische Colonie hat ihren eigenen Justizhof, der

[50] Schattenriß von Berlin, Amsterdam 1788, S. 53

mit Männern aus ihrer Mitte besetzt wird; sie hat auch ihr eigenes Consistorium, ihre eigenen Hospitäler, Waisenhäuser und Armenanstalten. Auffallend ist es, wenn die Vorsteher der drei letzteren Institute die Hilfsbedürftigen ihrer Unterthanen nennen; noch sonderbarer klingt das aber in dem Munde eines Seifensieders oder sonstigen Krämers, der trotz seiner Souveränetät seine Waaren dreierweise verkauft.

Abgesehen von ihrem ruhmredigen Wesen muß man den französischen Abkömmlingen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie emsige und fleißige Leute und gute Bürger sind. Daß die französische Sprache nicht gut von ihnen gesprochen wird, ist nicht zu bewundern, weil selbst in Frankreich der große Haufe der Handwerker und Professionisten seine Sprache fehlerhaft spricht.

Die sogenannten Pasteurs oder geistlichen Hirten und eine Anzahl alter Matronen und Frauenzimmer, welche die Franzosen Begueulen zu nennen pflegen, haben einen großen Einfluß auf die Gesinnung und das Urteil der Mitglieder der französischen Colonie.

Unter den Pasteurs befinden sich zuweilen Kinder, die wenige Jahre, bevor sie die Kanzel bestiegen, noch auf dem Steckenpferde ritten. Einen eigentümlichen Anblick gewährt es, dergleichen Kinder mit Mäntelchen und Kragen unter den Linden, und an jeder Seite ein halbes Dutzend junger Mädchen und Weiber zu sehen, alle Arm in Arm und das Kind in der Mitte.

Es ist bei der Colonie so eingeführt, daß die jungen Studenten, gleich nachdem sie die Schule verlassen haben, die Kanzel besteigen können, weil sie alsdann ganz nach dem Tone ihrer Lehrer gestimmt sind. Besser wäre es wohl, wenn man diese Candidaten, wo nicht auf Universitäten, doch wenigstens nach der Schweiz, nach Holland oder ins Hannöversche reisen ließe, um sich durch den Unterricht und das Beispiel der dortigen geistlichen Redner und Prediger einen größeren Schatz von Kenntnissen zu erwerben, damit sie nicht, wie von einem hochberühmten Manne bemerkt worden ist, die Arbeiten eines Mosheim in der Übersetzung für die ihrigen ausgeben und auf die Kanzel bringen.

51

Auf das engste mit der Berliner Aufklärung hängt die Stellung der Juden zu dem übrigen Teile der Bevölkerung zusammen. Für diese Verhältnisse ist folgende Schilderung nicht ohne Interesse.

Die Judenschaft in Berlin ist ansehnlich. Die Juden wohnen großenteils in dem eigentlichen Berlin, besonders in der Jüden-, Königs-, Spandauer und einigen anderen Straßen. Unter den Linden hat der Banquier Ephraim ein prächtiges Haus. In der Friedrichsstadt wohnt kein einziger.

Es giebt sehr reiche Juden in Berlin: Moses, Itzig und die Ephraim werden für die reichsten gehalten. Einige haben Fabriken, die meisten ernähren sich jedoch durch den Handel. Ihr Benehmen, besonders derjenigen, welche eine gute Erziehung genossen haben, ist fein und artig; sie haben lange nicht das Steife, Niedrige und Grobe, was ihrer Nation eigen zu sein pflegt. Die Vornehmen, oder überhaupt diejenigen, welche nach guten Grundsätzen erzogen sind, gehen viel mit Christen um, nehmen gemeinschaftlich mit ihnen an unschuldigen Zerstreuungen teil, und oft sieht man es ihnen kaum an, daß sie Juden sind. Sehr viele tragen ihre Haare jetzt ebenso wie die Christen, und unterscheiden sich auch in der Kleidung nicht von uns. Die Ehrwürdigkeit des Bartes will ihnen jetzt nicht mehr so einleuchten wie früher; wenigstens erscheint er denen, welche ihn beibehalten, nicht eigentlich mehr notwendig, sondern sie lassen ihn nur noch wegen des Geredes der Leute stehen.

Es giebt verschiedene Gelehrte unter ihnen, denen man den Ruhm nicht absprechen kann, daß sie sich mit bemerkenswertem Eifer den Wissenschaften widmen. Wem ist Moses Mendelssohn nicht bekannt? Doctor Bloch[1]) ist ein großer Kenner der Naturgeschichte und Physik. Doctor Herz liest jetzt philo-

---

[51] Bemerkungen eines Reisenden durch die königlich preußischen Staaten, Altenburg 1779, II S. 520 — 1) beschäftigte sich viel mit Fischkunde und hatte ein bedeutendes Naturaliencabinet

sophische Collegia. Überhaupt lieben sie die Lectüre mehr als jemals. Schöngeisterei und Dichtkunst wechselt bei ihnen mit der Lectüre der Wochenschriften und dem Besuche des Schauspieles ab. Die Romansucht ist außerordentlich unter ihnen eingerissen, und besonders kranken die Frauenzimmer daran.

Das schöne Geschlecht der Israeliten spielt in Berlin eine große Rolle. Es giebt wirklich Schönheiten im eigentlichsten Sinne unter ihnen. Hübsche Kleidung und leichter Anstand erhöhen ihre Reize. Sie sind äußerst empfindsam und treiben ihre ohnedies schon hohe Reizbarkeit oft zu weit.

Unter allen Vergnügungen lieben die Juden das Schauspiel am meisten. Am Sonnabend ist das Parterre großenteils von ihnen besetzt. Bei gutem Wetter sieht man sie an diesem Tage in Schaaren im Tiergarten oder unter den Linden spazieren gehen.

Die Erziehung der Jugend ist einigermaßen, wenn auch noch wenig, verbessert worden. Besonders die Töchter lassen sie in hiesige Schulen zu französischen Mamsells gehen, damit sie die französische Sprache lernen. Freilich sollten die Kinder außerdem im Hause sorgfältig beaufsichtigt werden, was aber gewöhnlich nicht geschieht.

Es ist wahr, daß sie in Berlin ebenso wie an andern Orten der Vorwurf trifft, daß sie unerlaubte Zinsen nehmen. Man erstaunt, wenn man hört, daß manche imstande sind, hundert Procent und wohl noch mehr zu nehmen! Öffentlich dürfen sie es freilich nicht thun, denn, wird die Sache bekannt, so verlieren sie ihre Handlungsfreiheit und werden außerdem noch empfindlich bestraft. Andrerseits giebt es unter ihnen rechtschaffene und gute Menschen, welche sich durch edle Denkart und menschenfreundliche Handlungen auszeichnen.

52

Freilich entsprach die Praxis nicht immer der Theorie, wie man zum Beispiel aus folgendem Zuge sieht.

Sonderbar wird es Ihnen vorkommen, wenn ich Ihnen erzähle, daß es ein Gesetz giebt, nach welchem die Juden verpflichtet sind, so bald sie sich verheiraten, eine Partie Porzellan aus der königlichen Porzellanfabrik anzunehmen, und zwar mit der ausdrücklichen Bedingung, es außerhalb des Landes zu verkaufen. In den preußischen Staaten dürfen sie durchaus nichts davon absetzen, und es kostet schwere Strafe, wenn es herauskommt, daß dies dort geschehen ist. Trotzdem wird diese Maßregel [1]) für die Berliner zu einem Mittel, wohlfeiles Porzellan zu erhalten, denn die hiesigen Juden wissen sich schon zu helfen. Der geringste und ärmste unter ihnen muß für dreihundert Thaler annehmen, Reicheren wird nach Belieben mehr zuerkannt, die ganze Einrichtung ist umso drückender, da man ihnen nicht die Wahl läßt, sondern den Ausschuß giebt, den die Fabrik niemals würde verkaufen können.

53

Übrigens hatten die Juden nicht weniger von der altgläubigen Partei ihrer eigenen Glaubensgenossen zu leiden als von den Maßregelungen des christlichen Staates. In drastischer Weise schildert diese Verhältnisse ein satirischer Aufsatz, welchem das folgende entnommen ist.

In Berlin trat ein Heuchler unter der Larve der Scheinheiligkeit auf: die Christen nennen ihn Moses Mendelssohn den

[52] Teutscher Merkur 1788, I S. 96 (Briefe eines Reisenden aus Berlin, dieser Brief ist aus dem Januar 1786) — [1]) wenn ich nicht irre, so ist diese Einrichtung durch des jetzt regierenden Königs Majestät bereits aufgehoben worden. (Anmerkung des Einsenders.) — [53] Der Weltbürger oder deutsche Annalen der Menschheit und Unmenschheit, Germanien (Zürich) 1792, II S. 38 (über den Verfall des Judentums, aus dem Schreiben eines Rabbinen an einen seiner Freunde übersetzt, datirt vom December 1791)

Weisen, aber dir brauche ich nicht erst zu sagen, was er war. Er predigte in Berlin Aufklärung, sprach von Religion und verfälschte sie mit heidnischer Philosophie, und will die Unsterblichkeit durch Vernunftgründe uns Juden beweisen, denen nur zu glauben geboten ist. Die Übersetzung der fünf Bücher Mosis, die der Geringste von uns seinem Schüler verständlich zu machen versteht, verwandelte er in hochtrabende und schönklingende, aber nichtssagende Worte, von denen ich dir beim Barte Mosis zuschwöre, daß ich kein einziges verstehe. Den Psalmen Davids zog er ein dichterisches Gewand an, so daß unsere Weiber und Kinder nicht mehr heilige Eingebungen lesen, sondern Gedichte eines empfindsamen Schwärmers. Durch einen falschen Schein von Demut, durch seine glatte Zunge und Schmeicheleien ohne Zahl erwarb er sich Anhänger, und die glänzende Außenseite seiner trügerischen Weisheit vermehrte seine Schüler täglich, so daß alles nach Berlin wallfahrtete. Unsere studirende Jugend verließ die Sitze echter Rabbinischer Weisheit: in Halberstadt, Metz und Frankfurt standen die Hörsäle leer, denn alles zog nach Berlin. So schädlich war der Einfluß dieser Lehren auf Unterricht und Aufführung unserer Kinder, daß die Erziehung unserer Jugend schon in wenigen Jahren verdorben war.

In meinen Jugendjahren lernte ich nichts als meine Muttersprache, das Hebräische: zu dem Zwecke wurde ich von meinem fünften bis in mein dreizehntes Jahr einem Lehrer anvertraut, der dazu besonders aus Polen verschrieben war. Mit Tagesanbruch führte er mich in die Synagoge, und von da bis zum Mittagsbrot in seine Wohnung zur Erlernung der heiligen Sprache. Kaum begann die Verdauung, so fingen auch meine Lehrstunden wieder an, die, als ich an Jahren zunahm, nicht nur einen Teil, sondern oft die ganze Nacht hindurch dauerten. Nach vollendetem dreizehnten Jahre besuchte ich drei unserer Universitäten, und nachdem ich ein Weib genommen hatte, erhielt ich in meinem dreißigsten Jahre eine Stelle als Rabbiner in einem Dorfe. Von den Künsten und Wissenschaften der Christen lernte ich freilich nichts, ja kaum so viel lesen, um den Kalender zu buchstabiren und meinen Namen schreiben zu können — aber ich blieb ein Jude.

Die Mendelssohnsche Secte erzieht ihre Kinder nicht, wie ich und meine Vorfahren erzogen wurden. Sie behaupten, es sei genug, so viel Hebräisch zu lernen, als unumgänglich nötig ist, um die heilige Schrift lesen zu können; um das Studium des Talmud und seiner zahlreichen Erklärer kümmern sie sich nicht. O Zeiten! O Sitten! Wie du leicht erraten kannst, wird auch nur ein kleiner Teil des Tages zur Erlernung der heiligen Sprache verwendet, denn das wenige, was diese Leute wissen wollen, läßt sich ja allerdings schnell genug erlernen. Statt dessen werden die zarten Kinder wohl sechs bis acht Stunden täglich von christlichen Lehrern gequält: da kommt einer, der lehrt sie die christliche Schrift lesen und schreiben, ein anderer lehrt sie eine Sprache, welche Christen in anderen Ländern sprechen. Ja, diejenigen, welche ihren Kindern eine nach ihrer Meinung ganz besonders gute Erziehung geben lassen wollen, lassen sie lächerlicher Weise sogar die Kunst lernen, nach Regeln richtig zu denken. Noch schöner ist es, daß sie nach Anleitung eines großen, bemalten Stückes Papier die Länder und Dörfer der ganzen Welt auswendig herbeten. Denke nur, einst fragte ich einen dieser hochweisen Lehrer, der die Kinder gerade in dieser schnöden Kunst unterrichtete, wo sich denn die verlorenen Stämme Jsraels befänden. Da hättest du sehen sollen, was das Männchen für Augen machte, und wie er mich anschaute!

Heil dir in dem dreimal gesegneten Polen, wo noch die reine Lehre Gottes herrscht!

Was würdest du aber erst sagen, wenn du Buben und Mädchen traulich mit einander reden hörtest, und Jünglinge mit Jungfrauen, die nicht ihre Weiber sind, allein in einem Zimmer stehen, ja, o Sünde! einander mit bloßen Händen berühren sähest! Solche Verbrechen werden in Jsrael begangen, und der Messias zögert noch zu kommen! Und wenn du nun gar die Kinder unbedeckten Hauptes daher springen und schlüpfrige christliche Tänze tanzen sähest, oder hörtest, wie sie unzüchtige Gesänge aus ihren sogenannten moralischen Büchern singen!

Wie ihre Sitten, so ist auch ihre Kleidung verändert. Weder du noch ich können an der Tracht einen Juden von einem Christen unterscheiden. Zöpfe und Haarbeutel, und rote Röcke

mit goldenen Knöpfen tragen heute auch die Juden und schämen sich dieses Greuels nicht. Wer von ihnen, selbst von den Unverheirateten, trüge noch einen Bart?

Juden geben jetzt Freudenmahle, ohne jüdische Gelehrte und Priester dazu einzuladen, hören dabei christliche Musik an, ja sie sitzen an einem Tische mit Christen und trinken die Gesundheit ihrer Weiber und Töchter. Erschrick nicht, wenn ich dir sage, daß die Weiber nicht mehr an einem besonderen Tische, sondern mitten unter den Männern sitzen.

Der heilige Titel eines Rabbi gilt nichts mehr, sondern man strebt nach christlichen Titeln. Du kannst jüdische Commercienräte sehen eben so wie Hofräte, Kriegsräte, Hofcommissare u. s. w.! Ja, diese Leute erfrechen sich noch mit ihren Titeln zu prahlen! Jüdische Musiker, Maler, Advocaten, Medailleurs — was für ein Unding! Hat der Schöpfer deshalb unserem Leibe den Lebensatem eingehaucht, damit wir Gemälde und Medaillen anfertigen, oder gar christliche Ohren mit lieblichen Gesängen kitzeln sollen? Gewiß nicht! Der Dienst des Herrn ist der Zweck, zu welchem wir erschaffen sind, und wer diesen Zweck einen Augenblick vergißt, der lebt dem Willen des Schöpfers entgegen. Unsere Talmudisten erlauben uns nur die Beschäftigung mit irdischen Dingen insoweit, daß wir notdürftig leben können, damit dadurch der Zweck unseres irdischen Daseins, der Dienst Gottes, erreicht werde.

Es wird dich nicht Wunder nehmen, wenn bei so verderbter Gesinnung und so ketzerischen Sitten unser Ansehen zugleich mit unserer Macht gefallen ist. Die Abtrünnigen erdreisten sich, Parallelen zwischen uns und den christlichen Pfaffen zu ziehen; sie erkühnen sich, uns alle die Laster aufzubürden, welche jene sich haben zu Schulden kommen lassen; sie sprechen von Kastengeist, Habgier, Verfolgungssucht, Priesterstolz u. s. w.

Mit welchem Rechte kann man es Kastengeist nennen, wenn wir einen Gelehrten unseres Gleichen, der in die heiligen Geheimnisse der Bundeslade eingeweiht ist, einem profanen bei jeder Gelegenheit vorziehen?

Und wer ist freier von Habsucht als wir? Der am besten Besoldete unter uns dürfte es schwerlich auf mehr als ein paar

tausend Thaler bringen; denn die kleinen Nebeneinnahmen von jeder Heirat, jeder Eheschließung und den Sporteln, die uns von Gottes- und Rechtswegen für unsere Rechtsprechung gebühren, will ich nicht erst rechnen. Wie wenig macht außerdem das aus, was wir für die Eheschließungen erhalten! In der Bibel sind nur zehn vom Hundert von dem eingebrachten Heiratsgute beider Eheleute ausgesetzt, aber das verderbte Zeitalter ist boshaft genug, einen Teil dieses Zehnteils ihren eignen Verwandten zuzustellen und uns darum zu betrügen, oder, in noch boshafterer Weise, uns eine kleinere Summe vorzuspiegeln. Dasselbe gilt von den Ehescheidungen, und bei der Rechtsprechung fallen uns nur ein paar kleine Procente zu.

Boshafte Thoren sind es ferner, die unsern heiligen Eifer Verfolgungsgeist nennen, wenn wir uns jeder Gefahr aussetzen, keine Mühe scheuen und keinen Weg unversucht lassen, um die Verirrten und Abtrünnigen mit Güte, Gewalt oder List wieder zu unserer Herde zurückzuführen.

Unserm Glauben wurde ein tötlicher Streich versetzt, als es jene Ketzer dahin brachten, daß uns die Macht Recht zu sprechen, sowie die Befugnis, den weltlichen Arm der christlichen Obrigkeit zur Vollstreckung unserer Urteile in Anspruch zu nehmen, abgenommen wurde. Wie selten geschieht es nicht in unseren Tagen, daß ein Jude in einem Rechtsstreite seinen jüdischen Gegner vor seiner wahren Obrigkeit, den Rabbinern, belangt! Vielmehr geht er hin und holt sich falsches Recht von christlichen Richtern, von denen sich der Thor aus keiner andern Ursache besseres Recht verspricht, als weil er dabei einige wenige Thaler zu ersparen hofft.

54

In einer Schilderung des damaligen Berlins darf der politische Kannegießer nicht fehlen, der von der Höhe seines Schusterschemels die Welt in Ordnung bringt, und mit souverainem

[54] Der Teutsche Merkur 1782, I S. 68 (unterzeichnet ist der Aufsatz ——r)

Verstande über die Dinge der Welt urteilt, dabei aber allerdings scharfes Urteil, Verstand und schlagenden Witz hat, so daß selbst der gar nicht sehr urteilsmilde Gedike zu seinen Bewunderern[1]) gehörte.

Der Schuster Thomas war ein Sachse, Sohn eines Handwerksmannes in einer kleinen Stadt. Er kam früh als Schustergeselle ins Brandenburgische, ließ sich daselbst nieder, wurde in Berlin Bürger, heiratete, hatte Kinder und starb ungefähr in seinem sechzigsten Jahre, ein paar Jahre vor dem berühmten Sulzer,[2]) welcher ihn schätzte.

Sein größtes und, wie ich glaube, einziges Vergnügen in dieser Welt, wenigstens in den letzten Jahren seines Lebens, war, über die Dinge, welche ihn interessirten, zu sprechen oder andere darüber sprechen zu hören. Deshalb schlich er sich öfter, als er sollte, von seinem Schusterdreifuße in die Schenke, wo er sich auf den politischen Dreifuß setzte, oder auch nur in pythagoräischem Schweigen Stoff zu künftigen Betrachtungen sammelte. Eine Flasche Mannheimer schmeckte ihm zwar, aber das lockte ihn doch nicht in die Bierkeller, da er sich dieses Vergnügen auch, so oft er wollte, zu Hause machen konnte: hatte er doch immer Arbeit. Vormittags besuchte er, wenn es ihm seine Zeit erlaubte, seine Freunde höheren Standes, um sich mit ihnen zu unterhalten, Neuigkeiten zu hören, und sich ein wenig loben zu lassen. Sulzer mußte sehr beschäftigt sein, wenn er ihn abweisen ließ; zuweilen gab er sich Stunden lang mit ihm ab. Er hatte mehrere solcher Freunde, und war bereit, sie jedermann mit wichtiger Miene herzuzählen.

Mein Tag war der Sonntag. Kam er an, so konnte ich sogleich mit einem Blicke sehen, ob der Besuch meinen Füßen oder meinem Kopfe galt. Kam er mit lächelnder Miene und in demütig-stolzer Haltung in mein Zimmer geschlichen, nachdem er vorher meinen Bedienten ins Ohr gefragt hatte, ob ich allein, ob ich aufgeräumt, ob ich etwa sehr beschäftigt sei — dann hatte er die politische Perücke aufgesetzt.

---

[1]) Vermischte Schriften, S. 286 — [2]) J. G. Sulzer aus Winterthur, Professor, zuerst am Joachimsthalschen Gymnasium, dann an der Ritterakademie, bekannt durch seine ästhetischen Schriften, gestorben 1779

Nach einem Bückling und einem Händedruck warf er mir dann in abgebrochenen Worten eine paradox gedrechselte Frage vor, oder erkundigte sich, ob ich nichts wisse, jedoch mit einer Miene, als habe er selbst Lust, darauf zu antworten.

Oft ging er auch wohl ein paar Male mit bedenklichem Kopfschütteln in der Stube auf und nieder, ehe er anfing zu sprechen. Gab ich ihm einige Male nacheinander Recht, so war sein Besuch kurz: es schien, als habe er keine große Meinung von der Aufmerksamkeit eines Mannes, der von den vielen Schwierigkeiten, die er selbst erdacht und selbst gehoben hatte, keine einzige bemerkte.

Widersprach ich ihm dagegen, so ging der Nagel los, der die Fallthüre hielt, und ein Strom von Worten brach mit einem Geräusch von Gesticulationen los, denen sich keine Schranken setzen ließen. Wollte man seine Denkmaschine mit voller Kraft arbeiten sehen, so mußte man ihm in epigrammatischer oder, wenn man so sagen darf, hieroglyphischer Art kurze Einwürfe mit einiger Hitze in den Bart werfen, und dergleichen von Zeit zu Zeit wiederholen. Ich habe wenige Menschen gesehen, die sich so wie er in ihre Ideen hineinarbeiten, sich in dieselben vertiefen und durch sie erhitzen konnten. Zuweilen lief er wie unsinnig im Zimmer umher, demonstrirte mit Hand und Fuß, schlug mit dem Stocke auf die Erde, stampfte, gesticulirte, schimpfte und fluchte.

Oft dachte ich, die Widersprüche und Unwahrheiten, welche er bekämpfte, personificirten sich in seiner Einbildungskraft, und würden sich einmal dadurch an ihm rächen, daß er sie außer sich zu sehen glaubte und mit dem Stocke über sie herfiele.

Stieg der Paroxysmus nicht auf den höchsten Grad, so unterhielt er sich zuweilen mit seinem Stockknopfe, den er sich vor das Gesicht hielt. Hatte er nun gerade hohe Personen vor, denen er nicht gewogen war, einen Kaiser, König oder Prinzen, so goß er alle diesen zugedachten Schimpfwörter über seinen Stockknopf aus.

Diese Erleichterung brachte ihn in seine vorige Ruhe zurück. Alsdann nahm er ordentlich von mir Abschied, schüttelte mir die Hand, verbeugte sich, und warf mir noch beim Weggehen

einen Kernspruch zur Thüre hinein, wobei seine Geberden den Commentar vertraten. Sonst verbeugte er sich oft mitten im Sprechen, drehte sich ohne Unterbrechung um, und marschirte unter beständigem Gesticuliren und Schwatzen durch alle meine Zimmer hindurch. Ich habe ihn sogar auf der untersten Treppenstufe mit dem Stocke aufstampfen und laut sprechen hören.

Seine Art zu denken schien auf den ersten Blick ein vollkommener Mischmasch zu sein, und doch war dieselbe eigentlich nur der wahre Gang der Natur, wie psychologische Beobachter sogleich sehen werden. Thomas war ein Kind der Natur und kannte keine Regel. Was ihm zuerst aufstieß, das kam auch zuerst heraus, dann die auffallendste Folge, darauf eine nähere Bestimmung des ersten, sodann eine Ergänzung des zweiten, und so ging die Erwägung Schritt für Schritt weiter. Hierauf kamen wieder neue Bestimmungen, Berichtigungen und Ergänzungen des vorigen zu Tage. Das Ganze kam stück- und brockenweise heraus, ohne daß Thomas beim Folgenden das Vorhergehende vergaß. So bildete sich in seinem Kopfe eine Übersicht des ganzen Gegenstandes — etwas, was gewöhnlichen Menschen fehlt, die meist am letzten hängen bleiben, weil zwei Gedanken, sozusagen, weder neben einander Platz haben noch sich ausweichen können. Dem Schuster war alles stets gegenwärtig, und je nachdem er etwas Klaffendes[1]) oder Unverbundenes in seinen Gedanken bemerkte, schlug er einen Nagel ein oder brachte einen Haft an: ich kann versichern, daß seine Stiefel nicht weniger gut Wasser hielten als seine Schlußfolgerungen.

Cäsar konnte gleichzeitig fünf verschiedene Dinge thun, Thomas wenigstens drei; denn mehr als einmal nahm er mir zu derselben Zeit Maß, sprach über das Leder und politisirte über die Accise. Das eine Komma[2]) galt dem Schuhe, das zweite dem Leder und das dritte der Accise. So wechselten die drei fortwährend, bis das Maß der Schuhe genommen war. Ich mußte mich manchmal wirklich anstrengen, um nicht irre zu werden und passend zu antworten; immer war ich nicht dazu

---

[1]) im Originale Klapperndes — [2]) im Griechischen Satz

disponirt, und so kam es, daß nicht selten meine Antwort auf die Schuhe paßte, wenn die Frage der Accise galt, oder umgekehrt. So oft ein solches Mißverständnis vorkam, konnte Thomas nicht verstehen, wie so etwas bei einem Gelehrten möglich sein könne.

Sein Stil war voll von Bildern und Gleichnissen. Er war nicht leicht zu verstehen, wenn man nicht an seine Sprache gewöhnt war. Wurde er warm, so schien er Aussprüche zu thun wie das Delphische Orakel: er kürzte ab, verschluckte ganze Wörter und ließ die Hälfte eines Satzes fallen: kurz, die Sprache war ihm zu lang. Gern hätte er zehn Gedanken mit einem Worte ausgedrückt, um zehn andern Platz zu machen. Obschon aber sein Stil äußerst verworren aussah, so verwickelte er sich doch nie. In seinem Kopfe war alles hell und deutlich und alles hing aufs Beste zusammen. Ich versuchte mehrmals, ihn zu verwirren, allein vergebens. Was nicht in seine Ideen hineinpaßte, wenn sie sich in vollem Strome ergossen, das war ihm unverständlich und nicht begreiflich zu machen: dann hielt er nicht fest. Ein Sarcasmus lockte einen Sarcasmus aus ihm hervor, und damit wurde man abgefertigt; dann perorirte er aber sogleich in seinen angefangenen Ideen weiter, und was er vorher mit einem Gleichnisse bewies, bewies er dann mit einem halben Dutzend. Gewisse, allzu unerhebliche Einwürfe fertigte er in satirischer Weise und so ab, daß er Rabelais Ehre gemacht hätte. Etwas Wein machte ihn lustig, dann fing er an, scandaleuse Geschichten zu erzählen, von denen er einen bedeutenden Vorrat hatte. Wenn er aber dabei auch den Grundsatz befolgte: je ärger, desto besser, so hatte doch auch das Schmutzigste bei ihm Sinn, echten Witz und wirkliches Interesse, welches durch die Art des Vortrages wesentlich gehoben wurde.

Wem er glaubte, es bieten zu dürfen, den konnte er trefflich abfertigen; sonst war er weder dreist noch unverschämt oder zudringlich, und niemals wollte er mehr vorstellen, als er war, nämlich einen Schuster.

Allein, anstatt ihn weiter zu beschreiben, will ich lieber einige seiner Aussprüche, Antworten und Einfälle, die mir gerade

einfallen, mitteilen. Ich bemerke nur noch, daß er ein wirklich moralisch guter Mensch war. Unbekannt mit Empfindelei, hochtrabenden Worten und moralischen Windbeuteleien handelte er immer menschlich und lebte meist ordentlich und ehrlich; verleitete ihn gelegentlich sein patriotischer Eifer zu einem Narrenstreiche, oder überschritt er einmal, um einen neuen Kunden zu bekommen, einen Grundsatz der strengen Moral, so war er weit entfernt, das erste für Weisheit ausgeben und das zweite verkleistern zu wollen. Sind wir denn etwa deshalb schlechter, weil wir Menschen sind, und hat sich wohl ein einziger von allen Philosophen des Altertums dessen geschämt, daß er nach seinen eigenen Grundsätzen ein Thor war?

Doch ich vergesse mich! Bescheidenheit und Demut sind keine Tugenden, die jemand bei unserm Jahrhundert zur Empfehlung gereichen können.

Als eine Dame unsern Schuster aufziehen wollte, und ihn fragte, was Liebe sei, erwiederte er:

es brennt, ick weeß nich was,
es beißt, ick weeß nich wie,
es jäckt, ick weeß nich wo —
Sie wissen es.

Einem Secretair in einem goldgestickten Rocke, der über Geldmangel klagte, sagte er, das rühre von der Grammatik her: „Sie haben den Unterschied zwischen in und uff vergessen! Es ist ein großer Unterschied zwischen in der Tasche und uff der Tasche."

Einmal blätterte er bei mir Portraits durch. Er hatte schon viele kopfschüttelnd angesehen; als er auf eine Reihe von Regenten stieß, die hinter einander regiert hatten, schrie er laut auf. Ich wurde aufmerksam, und endlich kam er mit der Erklärung heraus: „Fände ich einen Narren, der nicht an Gott und die Vorsehung glaubt, so würde ich ihm diese Portraits zeigen, um ihn augenblicklich zu bekehren." Da ich ihn nicht verstand, so erläuterte er seine Meinung folgendermaßen: „wenn es keine Vorsehung gäbe, so könnte von einem Volke, welches von solchen Gesichtern regiert wird, keine Spur mehr übrig sein!"

Dem weiblichen Geschlechte war er nicht gut. Einmal sagte er: „die Weibsen sind mehr zum Nutzen als zum Plaisir geschaffen, ein kluger Bursche sieht nur auf das erste und kriegt beides, ein Geck nur auf das zweite und kriegt nischt."

Er hielt alle Weiber für unwissend, roh, niederträchtig und im höchsten Grade egoistisch. „So alt sie auch werden", sagte er, „und so viel man sie auch trillt, so bleiben sie doch, aufs gelindeste ausgedrückt, nur große Jungen."

Einer seiner Lieblingssprüche war: „wenn ein Gärtner die besten jungen Bäume aus dem Garten ausheben und einen Zaun daraus machen wollte, so wäre es gewiß der Spott des ganzen Dorfes. Was sind große Herren anders?"

Bei der Vergleichung bäurischer und höfischer Complimente fand er die letzteren weit possirlicher und närrischer als die ersteren: „denn," sagte er, „der Bauer thut eine närrische Sache närrisch und der Hofmann ernsthaft; der Bauer macht's aus dem Stegreif, und der Hofmann studirt sich tot daran."

Als man ihm einmal mit den Behörden drohte, geriet er in Eifer. „Immer", sagte er, „Macht, Gewalt, Oberkeit, Pissanz. Die Oberkeit muß man ehren! sagt ihr. Nein, sage ich, Gerechtigkeit, Billigkeit, Patertißmos muß man ehren. Vor Gewalt ist's übrig genug, wenn man einen krummen Buckel macht." So nahm er denn, als ein wütender Hund bei ihm vorbeilief, den Hut vor ihm ab, und verbeugte sich tief.

In seiner Gegenwart sagte einmal jemand: „die preußische Puissance ist gegenwärtig am größten." „Nee, jo", versetzte er, „der Blocksberg ist noch größer, der Gotthelf" (Gotthard) „größer als der Blocksberg, der Donner größer als der Gotthelf, und das Erdbeben über alle diese zusammen. Aber so viel gesunder Verstand — ihr mögt's begreifen oder nicht — als" (hier nahm er die Perücke ab) „in Schuster Thomas' Hirnkasten geht, ist mehr wert als alle diese Unter-, Ober- und Ober-Hoch-Pissancen."

Einmal behauptete er, mehr zu sein als Aristoteles, von dem man ihm erzählte: „Thomas denkt und macht Schuhe", sagte er, „Aristofel denkt, macht aber keine Schuhe. Der Aristofel könnte immer noch mein Lehrbursche sein."

„Ich möchte weinen", ließ er sich einst am Ende einer politischen Predigt vernehmen, „so oft ich einen jungen Prinzen sehe. Das sind wahre Sacrifiz der Socität. Man thut alles, um Dummköpfe oder Bösewichter aus den armen Kindern zu machen. Meist sind sie nur Popanze, die man aufstellt, um das Ganze zusammenzuhalten, und in manchem Lande thäte es einer von Stroh eben so gut als einer von Fleisch. Unter Hunderten hat kaum einer Grütze genug, um den Mehlbrei von den Augen zu reiben, womit sie ihm ganz manierlich und respectirlich zugekleistert worden sind."

An einem schönen Sommertage war er im Tiergarten bei den Zelten. Das Gedränge war außerordentlich groß. Alles, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, vom Prinzen bis zum Bettler, wogte durcheinander und Krösus und Irus standen auf demselben Fleck Erde traulich beieinander. Die mit schön angezogenen Leuten besetzten Bänke, der hinter ihnen mit weniger geputzten Menschen geringeren Standes gleichsam vollgepfropfte Wald, der Lärm der Wagen um die Statue des Überflusses herum, das Blitzen des Goldes, das Geräusch der Unterhaltungen, das Wiehern der Pferde — alles dies gewährte ein prächtiges, begeisterndes Schauspiel.

Thomas fing, von dem Dämon der Politik besessen, bei dieser Gelegenheit an zu moralisiren, und sprach trotz einem Physiokraten[1]) von Verschwendung, besserer Anwendung u. s. w. Nach und nach heiterte sich seine Miene auf, und endlich vertrieben die vier Corps abwechselnd spielender Hoboisten, die im Walde verteilt waren, seine politischen Gespenster. „Es ist doch hübsch", fing er an, „es läßt sich gut sehen! Eine leibhafte Kumödie, und das Beste ist, daß man auf dem besten Platze umsonst zusehen kann.. Keiner spielt was er ist, sondern jeder etwas anderes. Die meisten thun klug und sind Narren. Dieser da" (er zeigte auf einen Bekannten, der vor ein paar Damen galante Bocksprünge machte) „thut närrischer als er ist."

Dann amüsirten ihn die verschiedenen Farben der Kleider,

---

1) Verteidiger desjenigen volkswirtschaftlichen Systems, welches die Quelle des Reichtums besonders in der Pflege der Landwirtschaft erblickte.

die glänzenden Mauleselzieraten der Damen und das Blitzen der Juwelen und Flitter. Als er sich satt gesehen, satt gespottet und satt gelacht hatte, wandte er sich nach der Gegend hin, wo das größte Gedränge war, nahm Haltung und Miene eines Königs an und sagte laut: „Lieben Leute, heut habt ihr's recht hübsch gemacht, ich bin mit euch zufrieden; ihr habt mir Satfazion gegeben; für heute mag's nun genug sein, ich entlasse euch in Gnaden!" Darauf kehrte er um und ging fort.

Vor allem durchdachte er drei Dinge. Erstens nämlich sein Handwerk. Material, Methode und Kunstgriffe desselben hatte er ebenso ergründet wie die Gesetze, die Verfassung und den Betrieb desselben. Man erkannte denn auch seinen Wert an; seine Stimme war in der Innung von Gewicht, seine Prophezeiungen über das Fehlschlagen so mancher Einrichtung gingen in Erfüllung und verschafften ihm Ansehen. Der verstorbene Präsident Kircheisen, ein Mann von großer Geschicklichkeit und Thätigkeit, zog ihn bei solchen Fragen zu Rate, und wenn er ihn auch den unruhigen Schuster nannte, wie er es that, so geschah es doch im guten Sinne. Der Präsident gehörte zu den Männern, welche dem Schuster manchmal ein Stündchen schenkten, um das Vergnüngen seiner Unterhaltung zu genießen.

Zweitens nahm er den lebhaftesten Anteil an den öffentlichen Einrichtungen der Hauptstadt und des ganzen Landes. Seine Klugheit wurde oft durch das bestätigt, was er richtig voraus sah und vorher sagte. Die Zeitläufte versorgten seinen kritischen Verstand reichlich mit Stoff; denn sie waren reich an Neuerungen sowohl in den Finanzen wie in der Landesverwaltung. Ein jetzt verstorbener Minister hatte viel Anteil daran. Alles, was den gemeinen Mann drückte, wurde diesem Minister in die Schuhe geschoben. Thomas war sein eifrigster Gegner. Er ging so weit, daß er nie seinen Namen nannte, ihm auf der Straße auswich, und, wenn er mit seinem Sohne in der Bibel las, alles schlimme auf ihn anwandte. Die Schlußfolgerungen, worauf er seine Abneigung gründete, waren untadelig, nur irrte er sich mit zahlreichen anderen Leuten darin, daß er dem Minister vieles zuschrieb, woran derselbe gar keinen Anteil gehabt hatte.

Drittens verfolgte er die allgemeinen europäischen Angelegenheiten auf das Eifrigste. Die Kriege, Friedensschlüsse, Bündnisse und die Genealogie der Regenten des Jahrhunderts waren ihm ziemlich genau bekannt. Er kannte sogar allerlei Anecdoten aus der Chronique scandaleuse, kannte auch die berühmtesten Minister und Generale. Kam er auf diese Dinge, so war er so reich an Vorschlägen und Prophezeiungen, daß er gar kein Ende finden konnte. Trotzdem hörte man ihm gern zu; denn, was sich aus seinen Kenntnissen abnehmen ließ, das nahm er gewiß daraus ab.

Aus seinen historischen Kenntnissen stammte — so gab er zu verstehen — eine Diogeneische Verachtung oder Nichtachtung des Unterschiedes der Stände her. Niemand ließ sich weniger durch Hoheit und Titel blenden als er. Mehr als einmal ließ er auch mit vollkommener Deutlichkeit merken, daß in seinem Kopfe Kaiser und Schuster auf einer Stufe — der Schuster vielleicht gar auf der Ehrenseite — standen. Gegen seine hohen Zeitgenossen hatte er Zuneigung und Abneigung, gerade wie gegen seine Collegen im Schustergewerbe, und jeden nannte er mit einem Kernnamen, der das, was er an ihm liebte oder verabscheute, sehr nachdrücklich bezeichnete.

55

Abgesehen von den Standes- und confessionellen Unterschieden nimmt der Verfasser des Schattenrisses auch eine Teilung der Bevölkerung in Cliquen wahr, und giebt dieser Beobachtung folgenden Ausdruck.

Unter einer Clique versteht man eine Vereinigung verschiedener Personen zur Beförderung ihres Nutzens, die Mittel, die sie anwenden, mögen anderen schädlich sein oder nicht. Die Glieder einer solchen Gesellschaft hängen an einander wie die Kletten und sorgen nur für sich. Wer ihnen feindlich oder hinderlich ist, den verfolgen sie gemeinschaftlich.

[55] Schattenriß von Berlin, Amsterdam 1788, S. 64

Dergleichen Cliquen giebt es in Berlin unendlich viele; die großen teilen sich oft wiederum in kleine, aber der Hauptzweck bleibt immer derselbe. Die literarischen Cliquen z. B. führen einen Ziegenbock im Wappen, und ihre Waffen sind Gänsefedern. Diese Leute loben sich in öffentlichen Blättern und einer preist die Schriften des anderen an. Sie glauben und rühmen sich, an der Aufklärung des Volkes zu arbeiten; allein stets behalten sie ihre eigenen Vorurteile bei, die der Aufklärung schnurstracks zuwiderlaufen. Sie greifen die Mißbräuche fremder Völker an und sind zu zaghaft, um vor ihrer eigenen Thüre zu kehren. Aus Eigennutz will keiner ein Märtyrer der Wahrheit werden. Berlin hat viel Fehlerhaftes in der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten, aber die Censoren und Fiscale werden schon darüber wachen, daß die Mißbräuche nicht aufgedeckt werden.

Die Magistratscliquen leben auf Kosten der Bürgerschaft; jedes Mitglied hat sein eigenes Departement, bis auf die Marktmeister und Boten. Früher gehörten hierzu auch die Polizeicliquen, aber diese haben unter dem neuen Polizeimeister[1]) ein Ende genommen, der sich um das Geschrei und den ungerechten Tadel von Tausenden nicht bekümmert, um dem Gemeinwesen wie dem armen Manne Nutzen zu verschaffen.

Die Bau- und Mauermeistercliquen suchen den Unterthanen das zu entziehen, was ihnen der Landesherr umsonst giebt. Sobald sie erfahren, in welchem Teile der Stadt gebaut werden soll, kaufen sie die Häuser für einen geringen Preis, lassen sie hernach auf königliche Kosten neu und prächtig erbauen, vereiteln die guten Absichten des Monarchen, der den Bürgern wohlthun will, und bestehlen die letzteren — um der unverantwortlichen Vorteile gar nicht zu gedenken, die sie sich aus dem Arbeitslohne und den Baumaterialien verschaffen.

[1]) Gemeint ist J. F. von Eisenhart, Stadtpräsident 1787—1794

56

Von den Zerstreuungen, wie sie das damalige Leben bot, kommt zuerst die Musik in Betracht. Darüber teilt ein Zeitgenosse folgendes mit.

☙ Das erste, was ich in Berlin gleich am Tage meiner Ankunft hörte, war die Aufführung der Trauermusik auf Friedrich den Verewigten, und das Krönungstedeum auf den jetzigen Monarchen, beide von Reichardt. Sie wurden in der Garnisonkirche aufgeführt, mit einem unzählbaren Orchester, wie es die Aufführung des Händelschen Messias nun schon einmal eingeführt hat; aber Stellung des Orchesters und Aufführung gefielen mir nicht. Vermutlich lag es an der ersteren, daß die zweite von so schwacher Wirkung war: die Violinen und Bässe waren unter Chören und hinter Pfeilern versteckt, sämtliche Blasinstrumente auf einem oberen Chore übertäubten erstere so, daß man nur die letzteren hörte, und von der unangenehmen Wirkung, Posaunen, Trompeten und Clarinetten den wichtigsten Teil des Orchesters übertäuben zu hören, konnte man sich genugsam überzeugen.

Indessen war die Accuratesse, mit welcher das Orchester bei so ungleichen Spielern dennoch spielte, wirklich zu bewundern. Die Chöre wurden erträglich gesungen, aber die Solosänger — ein solches Herunterziehen habe ich nie gehört. Tombolini und Grassi, zwei königliche Sänger, waren die ärgsten. Lag denn aber die Schuld an den Sängern? Nein keineswegs, sondern an Herrn Capellmeister Reichardt,[1]) der den Flügel für überflüssig ansah.

Jetzt zu den Compositionen selbst. Der Text der Trauercantate war von Herrn Marquis Lucchesini,[2]) die deutsche Übersetzung von Herrn Professor Ramler. Die Ouvertüre war groß, feierlich, rührend, ganz all den Eindrücken angemessen, die durch die Trauermusik auf einen solchen Fürsten erregt werden müssen.

---

[56] Bemerkungen eines Reisenden über die zu Berlin vom September 1787 bis Ende Januar 1788 gegebene (sic) öffentliche Musiken u. s. w. Halle, 1788, S. 4 — [1]) an der königlichen Oper — [2]) Kammerherr Friedrichs des Großen seit 1780

Eine Solostimme wirft die Frage auf: „welchen Mann, welchen ihr entrissenen Vater seiner Stadt beweint die öffentliche Trauer?" Der Chor antwortet: „ihn, den die Sonne nicht größer zu sehen wünschen darf!" Die Frage wird von mehreren Stimmen wiederholt, und eine noch stärkere Antwort kommt zurück. Dies macht vier Strophen aus. Nun folgt der lieblichste Sologesang als Quartett, welches die Hoboen, Flöten und Hörner anfangen; auf das Quartett folgt ein kräftiges Unisono, darauf ein prachtvoller Chor.

Noch muß ich einen Übergang erwähnen, der zur Anbetung des vergötterten Monarchen führt. Die Pauken fangen ganz allein an, die Blasinstrumente folgen, bis zuletzt die Masse immer größer wird und zur größten Stärke gedeiht. Diese Idee hat wahrscheinlich ihren Ursprung in einer Bachschen Passionscantate, die ich in Hamburg im Pesthofe[1]) aufführen hörte, nur daß dort ein Horn anfängt, das zweite und dritte folgt, alsdann die Pauken mit einzelnen Schlägen, und zuletzt das ganze Orchester einfällt. Kein größeres Gefühl hat mich je ergriffen als bei diesem meisterhaften Accompagnement.

So schön die Trauermusik war, so schlecht war das Tedeum: weder Harmonie noch kraftvolle Melodie — weder Kenntnis von Kirchenmusik noch von Kirchentonarten, und doch sollte es mehr im Händelschen Geschmack sein, als sich der neueren Kirchenmusik, etwa nach Grauns oder Hasses Stil, nähern. Die Ouvertüre war einer schlechten Biersymphonie im Ditterschen[2]) Geschmack ähnlich; die Singstimmen fingen das Tedeum allein mit alter Kirchenmelodie, ohne durch alte Harmonie unterstützt zu sein, an. Sogar eine Fuge hatte der Herr Capellmeister hineinzubringen gewagt, wovon aber schon der Eintritt des Gefährten ganz wider den Fugensatz war; viel weniger fand sich, was noch zu den besonderen Eigenschaften jeder Fuge gehört, z. B. die Modulation, die so sehr von jedem andern Tonstücke abweicht.

[1]) es ist wohl die im Jahre 1769 eingeweihte Kirche des Pesthofes gemeint — [2]) K. Ditters von Dittersdorf, geboren in Wien 1739, componirte Opern und Oratorien

57

Folgende beide, der Zeit nach durch zwölf Jahre getrennte, Schilderungen beschäftigen sich mit der Oper.

Es ist ein Fehler am Opernhause, daß sich die dem Theater nächsten Logen rückwärts neigen; dadurch werden die darin Sitzenden verhindert, das Ganze zu übersehen. Überhaupt sind die Logen zu hoch, und ihre vier Reihen genügen für die Größe und Höhe des Hauses nicht. Wären die Logen etwas niedriger, so könnten bequem fünf Reihen eingerichtet werden: das würde sich besser ausnehmen, und es wäre Platz gewonnen.

Da die Oper ganz auf königliche Kosten erhalten wird, so ist der Eintritt frei und wird nicht bezahlt. Indessen würde ein Fremder, der hineingehen wollte, ohne sich von seinen Bekannten ein Billet besorgen zu lassen, nichts dabei gewinnen; denn die Aufschließer lassen sich in diesem Falle die Plätze, welche sie besorgen sollen, sehr gut bezahlen.

Der König gestattet der Berliner Garnison das Vergnügen, die Oper zu besuchen; das Parterre ist ihr allein angewiesen. Der Teil desselben, welcher dicht bei dem Orchester ist und Parquet heißt, ist nur durch zwei Reihen Bänke davon getrennt. Hierhin setzte sich früher stets der König, um der Musik ganz nahe zu sein; unter seinem Platze war ein Ofen angebracht, damit seine Füße warm blieben. In eine Loge ging er nie, und die Prinzen konnten es der Etiquette wegen auch nicht thun. Seitdem er aber die Oper nicht mehr besucht, geht der ganze Hof in die Mittellogen des ersten Ranges, und die Officiere nehmen das Parquet ein.

---

[57] Teutscher Merkur 1787, III S. 78 (Briefe eines Reisenden aus Berlin, im December 1785 und Januar 1786 geschrieben)

58

Opern werden nur zur Carnevalszeit gespielt. Derselbe beginnt ungefähr am zwanzigsten December und dauert bis nach dem vierundzwanzigsten Januar, je nachdem es der König bestimmt. Gewöhnlich werden zehn Opern gegeben, und zwar Montags und Freitags. Der König, der sich während dieser Zeit in Berlin aufhält, geht selten hinein. Besucht er jedoch die Oper, so darf nicht angefangen werden, als bis er da ist; sonst muß sich der Anfang nach dem Eintreffen der Königin richten, ist diese nicht da, nach dem Kronprinzen oder der Kronprinzessin.

Trompeten und Pauken kündigen jedesmal die Ankunft der königlichen Herrschaften an. Die Stücke bestimmt der König. Für die königliche Familie ist ein eigener Chor bestimmt, der Monarch und die Prinzen des königlichen Hauses sitzen hinter dem Orchester. Die Logen sind verteilt; die Hofleute, die Regierungscollegien u. s. w. haben ihre bestimmten Plätze. Der Directeur des spectacles verteilt die Billets gratis. Das Parterre ist außerordentlich stark besetzt: die jungen Edelleute von der École militaire,[1]) die Cadetten und selbst Soldaten einer jeden Compagnie sämtlicher Regimenter werden hineingeführt.

Der übrige Teil des Parterres ist für das Publicum bestimmt. Um zwei Uhr nachmittags fängt das Laufen, Kutschenfahren und Menschengedränge an. Die wachthabenden Officiere betragen sich sehr höflich, und lassen, so lange es nicht zu voll ist, jeden Gutgekleideten hinein. Die Gemeinen sind nicht so manierlich: ich habe wohl gesehen, daß mancher schön in Sammet gekleidete Mann einen Flintenstoß bekam, wenn er etwa nach der Ansicht des Herrn Gemeinen zu schnell hinein wollte. Größtenteils ist es außerordentlich voll.

Redouten oder Bälle finden während der Carnevalszeit an jedem Dienstage statt. Das Parterre wird alsdann auf gleiche

---

[58] Bemerkungen eines Reisenden durch die königlich preußischen Staaten, Altenburg 1779, II S. 7 — 1) die von Friedrich am 1 März 1765 gestiftet „Neue Ritterakademie“

Höhe mit dem Theater geschraubt: auf dem Theater tanzen die Adligen, auf dem Parterre die Bürgerlichen. Ohne Domino, Maske und seidene Strümpfe wird niemand hineingelassen. Das Vergnügen, welches diese Redouten auch für den gewähren, welcher sie nur als Zuschauer mitmacht, ist keineswegs gering, denn schon die große Menschenmenge und die Mannichfaltigkeit der Masken gewährt eine angenehme Unterhaltung.

59

Das deutsche Schauspielhaus stand auf dem Hofe eines Hauses in der Behrenstraße. Von dem Theater wird folgende Schilderung entworfen.

Herr Döbbelin, der Unternehmer des Deutschen, höchst mittelmäßigen Theaters, hat sehr sonderbare Grundsätze. Er setzt seine Stärke nur in die große Anzahl von Schauspielern, unter welche er die Rollen nach dem Loose zu verteilen scheint. Ich habe oft bemerkt, daß der Schauspieler, welcher einen Bedienten gab, viel mehr Geschick hatte, die Rolle seines Herrn zu spielen. Unter vierzig bis fünfzig hat er kaum vier, die man in Wien erträglich finden würde.

Ferner ist seine Garderobe seltsam arrangirt. Ich sah zwei Stücke in spanischer Tracht spielen, die bekanntlich nicht mehr existirt. Diese Stücke spielten in der Gegenwart. Mitten unter Kleidungen aus dem fünfzehnten Jahrhundert sieht man öfters, besonders an den Schauspielerinnen, einen ganz modernen Anzug. Die Schauspielerinnen verändern selten ihre Haartracht, auch wenn der Schauplatz in Indien liegt. Trotzdem macht Herr Döbbelin viel Aufhebens von seiner Garderobe und seinen richtigen Costümen.

Sein Theater ist so klein, daß sich einige seiner Schauspieler sorgfältig in Acht nehmen müssen, damit die Wolken des Himmels nicht in ihren Haaren hängen bleiben. Ich sah Bäume auf

[59] Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland 1784, II S. 172

der Bühne, die den Schauspielern füglich zu Spazierstöcken dienen konnten.

Einige seiner Schauspieler sind Gerippe, denen der Hunger alles Fleisch abgenagt hat. Herr Döbbelin giebt Gagen von sechs und acht Gulden in der Woche, wobei seine Leute freilich nicht viel Schnellkraft im Körper haben können. Daher sind Ohnmachten ihre Stärke, und zwei bis drei seiner Schauspielerinnen übertreffen alles, was man sonst an Ohnmachten kennt. Sie fallen, sowie es zu einer Ohnmacht kommt, um mit dem Sprichworte zu reden, zusammen wie die Taschenmesser, und haben sie sich beim Fallen die Schminke vom Gesichte weggewischt, so sahen sie aus wie die leibhaftigen Gespenster.

Auch im Sterben sind sie nicht zu verachten. Besonders künstlich sah ich vor einigen Tagen einen seiner Schauspieler in einem deutschen Originalstücke sterben, worin viel gestorben werden muß. Der Mann lag, nachdem er sein Teil bekommen hatte, einige Secunden ohne alle Bewegung der Länge nach auf der Erde ausgestreckt. Endlich war es, als wenn seine Seele in schneller Wut seinen ganzen Körper durchstreifte, um sich einen Ausweg zu eröffnen. Erst eilte sie in die Füße, die Convulsionen bekamen, und dann wieder durch alle Glieder in den Kopf zurück, wo sie die Augen des Sterbenden gräßlich verdrehte. Darauf bäumte er sich, sodaß jemand unter seinem hohlen Rücken gemächlich hätte hindurchkriechen können. Vermutlich wollte seine Seele in diesem Augenblicke zum Bauche hinaus. Der Mann mochte stark im Balanciren sein; denn in den Todeszuckungen kam er einmal in eine der für den menschlichen Körper schwierigsten Stellungen, die man sonst nur bei der Folter braucht: er hob den Oberteil des Körpers und die Beine so hoch, daß er wirklich bloß auf dem untersten Knochen des Rückgrates ruhte. Hierauf warf er sich noch einmal von einer Seite zur andern, und gab endlich seinen Geist auf, wie ich aus dem betäubenden Klatschen schloß, das sich auf einmal erhob.

Ich verweile so lange hierbei, um dir einen richtigen Begriff von dem jetzigen Zustande des Deutschen Theaters zu geben. Sterben ist für jeden Schauspieler die Hauptsache, und wenn er seinem Tode, wie der eben beschriebene Sterber, recht viel Leben

zu geben weiß, so kann er sicher auf den lauten Beifall des Parterres rechnen. Die tragische Wut, welche in Deutschland vom Adriatischen Meere bis an die Ostsee herrscht, sollte einen Fremden glauben lassen, die deutsche Nation bestehe aus lauter Mördern, Scharfrichtern, Vater- und Brudermördern, rasenden Liebhabern, Mädchenräubern und dergleichen. Atmen doch auch die meisten neueren deutschen Romane denselben Kannibalengeist.

60

Die häufigste Unterhaltung war, wie im gesamten achtzehnten Jahrhundert, das Spiel. Hierüber sagt ein schon früher benutzter Gewährsmann:

Ich kann es nicht unterlassen, folgende Stelle aus einem ungedruckten Buche hierher zu setzen; ich glaube, sie wird nicht am unrechten Orte stehen.

Wir lachen hier herzlich darüber, wenn man von vermehrter Geselligkeit schwatzt, und unserem Zeitalter wohl gar Höflichkeiten darüber sagt. Es ist wahr, man hat festgesetzte Assembleen — zu spielen; man geht in Gesellschaften — um zu spielen; man wird zu Soupers gebeten — um zu spielen; man hält Ressourcen, stiftet Clubs, schließt Societäten, ist Mitglied von Harmonieen und Melodieen — um zu spielen. Sogar die Freimaurer halten ihre Logen — um zu spielen. Selbst die Freuden des Gaumens werden eingeschränkt und abgekürzt — weil noch Beete abzuspielen sind. Herrliche Geselligkeit! Wahrlich, wenn unserer Großmütter Blindekuhspiel nicht mehr wahres herzliches Vergnügen gewährte als alle unsere Prunkgesellschaften, so soll man mein Bildnis künftig zum Piquebuben gebrauchen.

Hazardspiele werden selten gespielt und die hiesige Polizei hat ein wachsames Auge darauf; auch sind sie bei hoher Strafe

[60] (Wolf Davidson,) Briefe über Berlin, erste Sammlung, Landau (in Wahrheit: Berlin) 1798, S. 9

verboten. Dennoch schleichen sich einige Industrieritter hier umher, deren Gewerbe das Spiel ist, und deren Kunst, wie bei manchen Virtuosen, bloß in den Fingern besteht. Du glaubst nicht, welche abscheulichen Mittel diese galanten Beutelschneider anwenden, um unerfahrene, unschuldige Jünglinge in ihre Fallen zu locken, und ich weiß Beispiele, wo manchem jungen Manne aus der Provinz, manchem Reisenden viele Tausende durch die Klauen dieser Tiger entrissen sind.

Es giebt einige unter ihnen, die viel Aufwand machen, die schönsten Häuser bewohnen, elegante Equipagen haben und Feten geben, wo Mädchen und Wein das arme Opfer zur Schlachtbank führen. Gewöhnlich sind es drei oder vier, die in Compagnie treten, um das saubere Handwerk mit vereinten Kräften zu betreiben. Es versteht sich, daß ein Helfershelfer den andern gar nicht kennt, daß man sich, wie ein Fremder den andern, behandelt, und unter einander gewinnen läßt, bis der Vogel im Garn ist.

Ich verstehe nicht, warum man gegen solche Räuber, die schon manchen guten Menschen durch ihre Fallstricke und Teufelskünste in Verzweiflung gebracht haben, so gleichgiltig ist. Man kennt diese Menschen, und doch läßt man sie ruhig ihr Handwerk weiter treiben. Wenn ein armer Soldat vielleicht aus Hunger und Not einem ein Schnupftuch herauszieht, so macht man einen fürchterlichen Lärm und er muß Spießruten laufen, obgleich er diesen Diebstahl vielleicht nur aus Liebe zu seiner Frau und seinen Kindern gethan hat — wenn hingegen N. N., der allgemein für einen falschen Spieler bekannt ist, in seinem Phaeton dahin fährt, so sagt man ganz kalt: der hat sich doch was ehrliches zusammen gespielt! Sollte das Sprichwort denn wirklich wahr sein: kleine Diebe werden gehenkt, große läßt man laufen?

61

Charakteristisch für Berlin waren damals die zahlreichen geschlossenen Gesellschaften, in denen die Geselligkeit außerhalb der eigenen Häuslichkeit gepflegt wurde. Darüber sagt ein etwas sauertöpfischer Sittenrichter:

Ehemals ging der Mann, der des Tages über gearbeitet hatte, zu Bier und verzehrte einige Groschen; jetzt geht man in die Ressourcen, Frau und Kinder gehen mit, man ißt mit der ganzen Familie und es kostet zehnmal so viel. Nun kommt noch das dazu, daß man daselbst sieht und gesehen wird: man sucht es dem anderen vorzuthun. Hat die Frau Kriegsrätin eine neue Chemise oder einen gestickten Shawl, so will es die Frau Geheimsecretairin auch haben. Das vermehrt den Luxus und den Aufwand. Wenn der Mann oder der Vater nichts dazu hergeben kann, so sucht man alle Mittel, wenn sie auch noch so niedrig sind, hervor, um ihn zu befriedigen. Für ein glänzendes Äußere, einen betrügerischen Schein opfert man innere Ruhe und häusliches Glück auf. Daher existiren hier so wenig glückliche Ehen, so viele unordentliche Wirtschaften und so viele coquette Weiber — und kann es wohl anders sein? Das Gehalt der Staatsbeamten bleibt immer dasselbe und doch steigen die Preise der Mieten und der Lebensmittel täglich. Wenn nun ein Mann mit etwa sechs- bis achthundert Thalern Gehalt die notwendigen Bedürfnisse bestreiten soll und sich dann noch mit Weib und Kind auf Ressourcen, Bällen und Picnics herumtummelt, wo will das hinaus? Entweder verletzt er seine Pflicht, wird zum Verräter am Staate, und die Hand, die dem Staate Treue schwur, öffnet sich für Bestechungen — oder er fällt in die Hände der Wucherer und stirbt so an diesem Krebsschaden einen langsamen, moralischen Tod.

Glaube nicht, mein Lieber, daß ich die Farben zu stark auftrage: es ist wahrlich so. Die Menge der Ressourcen ist äußerst schädlich.

---

[61] (Wolf Davidson,) Briefe über Berlin, erste Sammlung, Landau (in Wahrheit: Berlin) 1798, S. 15

Wenn du hier wärest, würdest du sehen, wie Vater und Mutter sich in den Ressourcen amüsiren, und wie es sich bei Karpfen, Kalbsbraten und Pflaumen, Medoc und Rheinwein wohl sein lassen, während die Kinder in einer kalten Stube, bei einer stinkenden Öllampe, in geflickten Hemden und zerrissenen Strümpfen Kartoffeln essen und Covent trinken. Du wirst demnach meine Bemerkung richtig finden, daß hier in Gesellschaften und Ressourcen weniger Frohsinn, Munterkeit und Freude herrscht als in anderen Städten. Wie kann auch der Mann vergnügt sein, den der Gedanke quält, daß er morgen seinen Wechsel prolongiren soll, oder wie kann eine noch nicht ganz verdorbene Mutter heiter sein, wenn sie weiß, daß sie, um L'hombre zu spielen, die Sparbüchse ihres Kindes aufgebrochen und die Patengeschenke und alten Schaumünzen gegen moderne Groschen hingegeben hat?

Seit einiger Zeit haben sich hier zwei neue Ressourcen oder Gesellschaften gebildet, die einen höheren und edleren Zweck als bloß Essen und Trinken haben. Herr Professor Feßler,[1]) den du aus seinen Schriften kennen wirst, war Stifter der ersten derselben. Er ist ein Mann, der voll von Eifer für alles Edle, Gute und Schöne ist, und eine vortreffliche Lebensphilosophie voller Sittlichkeit und Humanität hat. Auch im übrigen sind sehr gelehrte, verdienstvolle Männer und talentvolle, liebenswürdige Frauen Mitglieder der Gesellschaft. Ich will dir nur einige nennen. Der würdige Oberconsistorialrat Irwing[2]) ist[3]) Director, Mitglieder sind unter anderen der Geheimerat Rosenstiel,[4]) Professor Herz[5]) und seine Frau, Hofrat Hirt,[6]) Director Iffland, Professor Rambach, Herr David Friedländer,[7]) Herr Bertoldy, Herr Zelter,[8]) Herr Euchel,[9]) Herr

[1]) ursprünglich Capuziner (aus Ungarn), fruchtbarer Schriftsteller auf orientalistischem, belletristischem, religiösem und historischem Gebiete — [2]) K. F. von Irwing, Verfasser mehrerer populär-philosophischer Schriften — [3]) ist fehlt im Original — [4]) Oberbergrat — [5]) Dr. Marcus Herz, Arzt und philosophischer und medicinischer Schriftsteller — [6]) Archäologe und Kunsthistoriker — [7]) Besitzer einer Seidenfabrik, gab ein „Lesebuch für Kinder jüdischer Nation" und eine „Deutsche Übersetzung der jüdischen Gebete" heraus — [8]) der bekannte Componist (1758—1832) — [9]) schrieb hebräische Schriften und verfaßte eine Biographie Mendelssohns.

Schadow[1]) u. s. w. Von einer Gesellschaft solcher Männer läßt sich viel Gutes erwarten. Da sie Männer von verschiedener Religion, verschiedenem Stande, verschiedenen Talenten und verschiedenen Gesinnungen sind, so entsteht ein wechselseitiger Gedankenaustausch, wodurch eine lehrreich angenehme Unterhaltung und ein von aller groben Sinnlichkeit entferntes Vergnügen erzeugt wird. Auch können sie außerhalb ihres Kreises Gutes wirken und wahre Aufklärung und Humanität verbreiten.

Die erwähnte Gesellschaft hält ihre Versammlungen jeden Mittwoch ab. Die Sitzungen sind eingeteilt in gesetzförmige und gesetzfreie.

In den gesetzförmigen werden Abhandlungen aus dem Gebiete der Philosophie, Ästhetik, Geschichte u. s. w., in den gesetzfreien Schauspiele und Gedichte vorgelesen, Musik aufgeführt u. s. w. Es darf weder gespielt noch Tabak geraucht werden. Die Sitzung dauert bis acht Uhr. Dann wird ein mäßiges Abendbrot gegessen und nachher ein fröhliches Lied gesungen. Die Aufnahme der Mitglieder wird durch Abstimmung bewirkt: wer vier Stimmen gegen sich hat, wird nicht aufgenommen. Das wirst du vielleicht ein wenig hart finden; allein bei einer Gesellschaft, die einen Geist atmet und nur nach einem Zwecke strebt, müssen sich alle Mitglieder freundschaftlich die Hand bieten und keiner darf den andern mit scheelen Augen ansehen. Daß aber auch die Frauenzimmer hierbei eine Stimme haben, halte ich nicht für ganz recht; denn Weiber bleiben Weiber. Die Sucht, zu gefallen und zu glänzen, und ein hoher Grad von Eitelkeit beherrscht sie immer. Intriguen und Cabalen mögen sie nur gar zu gern. Ehe man es sich versieht, giebt eine den Ton an: und ist sie schön und liebenswürdig, wer kann ihr widerstehen? Daher sind so manche würdige Männer, wie der Kriegsrat M..r und der Professor K..r und mehrere andere nicht aufgenommen worden, bloß weil es den Damen nicht gefiel.

Die zweite Gesellschaft, die dieser ähnlich ist — nur haben die Damen kein Stimmrecht — besteht aus einem Teile der

---

[1]) Johann Gottfried Schadow, der berühmte Bildhauer (1764—1850)

Mitglieder der ersten Gesellschaft und mehreren würdigen Geschäftsmännern und Gelehrten. Ihre Beschäftigungen sind ernsthafter, weil Abhandlungen aus allen Wissenschaften vorgelesen werden. Director dieser Gesellschaft ist der Stadtrat Schlicht,[1]) Vicedirector der Prediger Mila.[2])

Außer diesen beiden Gesellschaften existirt hier noch eine, welche stricte der gelehrte Montagsclub genannt wird. Hiervon sind die meisten Gelehrten von Profession Mitglieder, wie Gedike, Biester, Zöllner,[3]) Nicolai,[4]) Spalding,[5]) Hermbstädt[6]) u. s. w. Du kannst dir leicht denken, daß man hier seine Zeit sehr angenehm und unterhaltend zubringen kann, nur riecht es hier und da nach Pedanterie. Urbanität, Leichtigkeit, Conversationston, mit einem Worte, was der Engländer good humour nennt, ist nicht Sache der deutschen Gelehrten. Doch giebt es Ausnahmen. Ich brauche dir nur Zöllner zu nennen, diese lebendige Encyclopädie, dessen Rede süß wie Honig von den Lippen träufelt, und Biester, dessen beißendem Witze kein Vorurteil, kein Aberglaube entschlüpft.

62

Von den zahlreichen Tanzsälen, die es damals in Berlin gab, kam hauptsächlich der Tändlersche in Betracht, welchem folgende Schilderung gewidmet ist.

Unter den Tanzsälen — so nennt man hier Vergnügungslocale, wo sich beide Geschlechter bei Musik, Bier,

[1]) er war Stadtsecretair — [2]) Guillaume Mila war Prediger in Köpenick gewesen, 1797—1807 war er Lehrer der französischen Sprache am Werderschen Gymnasium (Separatabdruck aus den Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins, 1885); besonders bekannt ist er durch sein „Berlin oder Geschichte“ u. s. w. 1829 — [3]) J. F. Zöllner, Diakonus an der Marienkirche — [4]) über Nicolai vergl. unten — [5]) J. J. Spalding (1714—1804), Probst zu St. Nicolai seit 1764. Hier könnte allerdings auch der Philologe G. L. Spalding (1762 bis 1811), Professor am Grauen Kloster, gemeint sein — [6]) Chemiker, Professor und Administrator der Hofapotheke — [62] Justus Conrad Müller, Gemählde von Berlin, Potsdam und Sanssouci, London (in Wahrheit Nürnberg) 1792, S. 72

Wein und Tanz einfinden — kenne ich nur einen einzigen ehrbaren: es ist der des Herrn Tändler in der Friedrichsstadt, in der Friedrichsstraße, nahe bei dem Hallischen Thore. Der Saal ist sehr lang und überaus schön. In der Mitte ist die Decke durchbrochen und um die viereckige Öffnung in der zweiten Etage ein Geländer angebracht, über welches man von oben in den Saal hinab sehen kann. Oben befindet sich das Billard. Auch hängt in jener Öffnung eine Krone.

Oben und unten sieht man stets eine gewaltige Menge Menschen, die sich auf verschiedene Art zu zerstreuen suchen. Einige spielen Billard und unterhalten sich in dem oberen Saale, andere trinken ein Glas Bier und rauchen eine Pfeife in dem unteren, oder soupiren dort. Oft wird getanzt, Musik ist immer dabei. Doch gehen hier eigentlich nur Bürger und Fabrikanten nebst vielen Handwerksburschen und Kaufmannsdienern her. Die Portion Essen, welche sehr gut ist, kostet nur vier gute Groschen; ist aber Kränzchen, das heißt, speisen fünfzig bis achtzig Personen an einer sehr langen Tafel, so kostet das Essen fünf gute Groschen. Die Aufwartung dabei ist prompt.

63

Der Bürgersmann hatte eigene Belustigungen, von denen die beiden im folgenden geschilderten für die Genügsamkeit der Zeit charakteristisch sind.

Ein ganz eigenes Fest der Berliner in den Wintermonaten ist das Erbsen- und Kartoffelpicnic — jenes in dem Invalidenhause, dieses in dem sogenannten dusteren Keller vor dem Hallischen Thore. Dort finden sich alle Donnerstage Offiziere, Räte, Subalternbeamte u. s. w., hier aber größtenteils Gäste aus dem Bürgerstande ein. Zur bestimmten Zeit läuft alles mit unverkennbarem Heißhunger nach beiden Orten.

[63] Neuestes Gemälde von Berlin auf das Jahr 1798, nach Mercier. Kölln (in Wahrheit Berlin) 1798, S. 70

Mit einer wahren Wut werden Berge von Erbsen, Kartoffeln und Pökelfleisch gestürmt: wer sollte glauben, daß ein so heftiger Kampf unter dem Dache der Invaliden vorgeht? Für fünf Groschen ißt sich hier mancher auf acht Tage satt, nach deren Verlauf das Fest von neuem beginnt.

In dem dusteren Keller kommt man noch wohlfeiler weg, weil hier nur Butter und Kartoffeln aufgetischt werden.

In der Abenddämmerung ging ich einmal in die Stadt, und begegnete unzähligen Leuten, die eilig und ernsthaft den Weg nach dem dusteren Keller verfolgten. Noch unbekannt mit der Sache erkundigte ich mich bei einem Vorübergehenden, wohin denn die vielen Leute gingen. „Was? — erwiederte er mit der größten Verwunderung — Sie wissen nichts von dem wöchentlichen Kartoffelpicnic am Fuße des Tempelhofer Berges im dustern Keller? Kommen Sie mit; da finden Sie die besten Kartoffeln von der Welt und wohlfeil, erstaunlich wohlfeil!“

Das sagte er mit so bedeutender Miene, als würde ich das Glück meines Lebens verscherzen, wenn ich nicht mitginge.

Die Umgegend

[64]

Auch die Umgegend Berlins wurde vielfach besucht, wobei freilich ein Reisender aus anderen Teilen Deutschlands den tiefen Sand als eine Beeinträchtigung ländlichen Vergnügens empfand. So sagt ein, allerdings hypochondrischer, Besucher Berlins:

Das Berlin ist Residenz, Manufactur-, Handels- und Landstadt, Dorf und Meierei — alles in einer Ringmauer zusammen. Wer das Donnern der Carossen nicht mehr hören will, der gehe in eine Vorstadt und höre das Rasseln der Wollen-, Seiden-, Lein-Weberstühle; hat er auch dieses Geräusch satt, so gehe er nach dem Weidendamm und labe sein Auge an dem frischen Grün einer Wiese; und will er Saaten und Pflug sehen, so gehe er außerhalb der Köpenicker Vorstadt, und promenire zwischen den Kornfeldern.

Jedem, der Zerstreuung sucht, wollte ich wohl raten, hierher zu kommen: er wird gewiß nicht unbefriedigt fortgehen. Nur

---

[64] Kleine Wanderungen durch Deutschland, in Briefen an den Doctor K* Teutscher Merkur 1785, II S. 75

muß er es sich nicht beikommen lassen, sein Vergnügen außerhalb der Stadt zu suchen. So wie er zum Thore hinaustritt, drängt sich Sand in seine Schuhe, der doppelt beschwerlich ist, wenn ihn die Sonne erhitzt hat. Es giebt bei Berlin einige recht angenehme Vergnügungslocale; aber ehe man hinkommt, ist schon ein erheblicher Teil der guten Laune verflogen, weil der ewige Sand herzlich ermüdet. Wenn man fährt, so entgeht man freilich dieser Beschwerlichkeit, nur darf kein starker Wind kommen und sich mit den Pferden vereinigen, um den Staub aufzuwühlen, und der müßte seinen Augen gram sein, der nicht augenblicklich in die Stadt zurückkehrte.

65

Nicht ohne Interesse wird man die folgenden Schilderungen lesen, in denen genügsamer Sinn und bescheidenes Naturgefühl unverkennbar sind.

Von dem Schönhauser Thore führt eine schöne Lindenallee nach Pankow. Die Aussicht auf beiden Seiten derselben ist reizend, am schönsten auf der linken Seite und beinahe unumschränkt. Je näher man dem Dorfe kommt, desto schöner wird die Aussicht. Das Dorf sieht eher einem kleinen Flecken ähnlich, welcher zur Erholung für vornehme Leute gebaut ist.

Die Gesellschaften von Berlinern, welche kein Haus in Pankow besitzen, gehen in ein Bauernhaus. Das thaten wir denn auch, und fanden es in diesen ländlichen Hütten ungemein bequem, wohlfeil und wirklich angenehm.

Den Mietswagen, in welchem wir aus Berlin gekommen waren, und der viel kostet, hatten wir zurückgeschickt. Wir mieteten also zur Rückfahrt zwei Bauernwagen. Um Ihnen alles Lachen über dieselben zu ersparen, wenn Sie sich darunter sächsische oder Magdeburger Wagen vorstellen, will ich Ihnen

[65] Bemerkungen eines Reisenden durch die königlich preußischen Staaten, Altenburg 1779, I S. 544

das Fuhrwerk gleich beschreiben. Es sind ganz compendiöse Wagen mit kleinen Rädern. Oben darauf ist eine längliche Ausfüllung von Korbarbeit. Dieser Korbwagen wird mit Stroh bepackt und Sitze aus Stroh hergestellt. Man sitzt schichtenweise, wie in der Post, drei hintereinander. Rasch, unter Singen und in Fröhlichkeit, fuhren wir so in kurzer Zeit nach Berlin.

66

Wir waren unserer zwölf; teils fuhren, teils ritten wir. Ich, der ich sonst gern zu Pferde sitze, wählte diesmal die Kutsche. Sie irren sich aber, wenn Sie denken, daß ich es den Schönen, welche mitreisten, zu Gefallen that. Denn ich mußte nebst dem Prediger **, einem herrlichen Manne, mit welchem ich ganz sympathisire, den beiden fünfzigjährigen Müttern der beiden hübschen, witzigen und tugendhaften Mädchen, Henriette und Albertine, Gesellschaft leisten. Die beiden Matronen waren ehrlich, ohne Falsch und ohne Complimente, und das war recht gut — nur zur Unterhaltung waren sie nicht geschaffen; und ich, der ich nicht gern viel mit betagten Matronen spreche, und immer wenigstens äußerst vorsichtig darin bin, suchte bald die Gelegenheit, auszusteigen, und zu Fuße neben dem Wagen herzugehen.

Ich hielt mit den Pferden so ziemlich Schritt. Denn, obgleich vier, nach Berliner Art gute, Pferde vorgespannt waren, ging es doch ziemlich langsam. Auch die besten Mietspferde sind in Berlin abgetrieben, und nehmen sich im Verhältnis zu sächsischen Pferden nicht sonderlich gut aus. Das kann auch nicht anders sein, denn selten haben die armen Geschöpfe einen ganzen Nachmittag oder eine ganze Nacht ununterbrochene Ruhe. Doch war auch wohl der tiefe Sand zwischen Berlin und Charlottenburg Schuld daran.

---

[66] Bemerkungen eines Reisenden durch die königlich preußischen Staaten, Altenburg 1779, I S. 519

An dem Gitterthore vor Charlottenburg setzte ich mich wieder in den Wagen und hielt geduldig aus. Wir traten bei dem Bruder der einen Dame ab, die mit mir im Wagen saß. Er ist ein angesehener Kaufmann in Berlin und hat ein anmutiges Wohnhaus und Garten daselbst. Wir waren um halb sechs von den Linden abgefahren und kamen um elf Uhr an. Die Damen tranken Kaffee, einige Stutzer gesellten sich zu ihrem Kaffeetische, aber vier von uns, worunter auch der Prediger war, aßen frische Milch, in welche wir schwarzes Brot brockten: das war das ganze Dejeuner.

Der Schloßgarten ist sehr angenehm. Pommeranzen, Citronen und andre Bäume dufteten uns balsamischen Geruch entgegen. Wir wollten die Mädchen allein im Garten lassen und das Schloß besehen. Sie folgten uns aber, ohne daß wir — die Wahrheit zu sagen — ganz damit zufrieden waren. Aber die niedlichen Geschöpfe erheiterten uns so, daß der Mittag herankam, ehe wir es merkten.

Nach dem Mittagbrot fuhren wir in den Tiergarten, wo wir uns zwei Zelte am Wasser bestellt hatten. Eigentlich sollte man diese Zelte Hütten nennen, denn nur selten steht ein aufgeschlagenes Zelt da, sondern der Saal, welcher errichtet ist, hat nur die Form eines Zeltes und ist von Holz. Die Zelte liegen in dem schönsten Teile des ganzen Tiergartens, die Aussicht ist majestätisch und prächtig. Zur Rechten erblickt man das äußerste Ende Berlins, den sogenannten Unterbaum,[1]) das Invalidenhaus schimmert durch das Gebüsch hindurch und die Charité ragt über die großen Eichen hervor. Vor den Füßen des Beschauers fließt die Spree vorbei und gewährt ein äußerst angenehmes Schauspiel. Sie wird nie leer von Schiffen, welche teils Holz, teils Kaufmannsgüter, die letzteren von Hamburg über Magdeburg, bringen.

Gerade gegenüber, jenseits der Spree, liegen die Pulvermühlen. Sie liegen zerstreut, und ich habe sie, weil viele im Gebüsch versteckt sind, nicht gezählt. So gut sie auch ins Auge fallen, so angstvoll war mir doch ihr Anblick. Der Gedanke,

[1]) der Reisende schreibt Unterbrunn

daß in ihnen der Stoff bereitet wird, der schon vielen Millionen Menschen den fürchterlichsten Tod zugezogen hat, war mir zu unangenehm, als daß ich meine Augen nicht schleunigst hätte wegwenden sollen.

Das Moabiterland liegt rechts von den Pulvermühlen und besteht aus einer Reihe von Häusern, welche teils von Gärtnern bewohnt werden, teils manchen Berlinern zum Landaufenthalte dienen. Hier wohnt unter andern Herr Sulzer,[1]) Deutschlands erster Philosoph, den größten Teil des Jahres. Weiterhin sieht man Spandau und Charlottenburg.

Vor den Zelten sitzen unter Tangelhütten zahlreiche Berliner an Tischen. Schon die Mannichfaltigkeit des Anzuges ist erheiternd. Bei den Hütten, in welchen wir uns befanden, pflegt sich der bessere Teil der Einwohner zu versammeln, weiter hin ist die Gesellschaft schon weniger gut, und ganz am Ende sitzt Krethi und Plethi.

Ich schildere Ihnen nur die Grünebergschen Hütten.

In der Mitte der Tische befindet sich eine hohe Säule, an welcher einige Lampen hängen, um den Gästen die Bequemlichkeit zu verschaffen, sich ohne viel Beschwerde ihre Tabakpfeife anzünden zu können. Die Tische sind fast immer besetzt. Es giebt viele Berliner, die täglich bis in den Spätherbst den Tiergarten und diese Hütten besuchen.

Die Gesellschaft ist buntscheckig genug. Die einen trinken Kaffee, andere Thee, Bier, oder gar Wasser und Milch. Hier sitzt eine Familie, die den Geburtstag ihres vierjährigen Kindes festlich begeht. Alt und Jung, von den eingeschrumpften Großtanten bis zu dem Jungen, dem zu Ehren die Feier veranstaltet wird, ist dabei. Der gutmütigen Mutter sah man die Freude an, von der ihr das Herz schwoll, und der über seinen klugen Jungen entzückte Vater dampfte mit seiner Pfeife wohlriechenden Knasters unter seinen Freunden herum. Neben diesem Tische stand ein alter Junggeselle, der die Hütten vielleicht seit zehn Jahren nicht besucht hatte. Wenigstens verriet es seine ganze Positur, und sein Accordiren mit dem Wirte über

[1]) Über Sulzer vergl. S. 124

das Bier, und seine weitläufigen Fragen, welches wohl das beste sei.

Etwa drei Schritte davon ratschlagten drei junge Leute im Stehen über ökonomische Fragen; sie waren hübsch angezogen, dampften den Tabak manierlich in die Lüfte, und verstanden es ganz gut, mit dem ohnehin bedeutungsvollen Tabakrauchen gewichtige Betrachtungen zu verbinden.

Dicht bei ihnen saß eine Gesellschaft äußerst empfindsamer junger Herren. Eau de Levante, eau de la Sultane, eau sans pareil, und wie die eaux sonst noch alle heißen mögen, hatten sie reichlich verwandt. Ihr Anzug entsprach dem neuesten Pariser Geschmack. Die Schuhe schimmerten durch die großen Schnallen beinahe nur durch. Ein seidener Strumpf, fast so dünn wie ein Spinngewebe, umhüllte die Wade, welche vermöge des Strumpfbandes und des Kniegürtels stark zusammengepreßt war. Ein kurzes Chemiset drückte den Körper bis an den Unterleib zusammen. Sechs Knöpfe waren aufgeknöpft, damit das feine, zierlich ausgenähete Jabot[1]) und die offene weiße Brust sogleich in die Augen fallen möchten.

Diese kleinen Liebesgötter hatten alle Eigenschaften vollendeter Stutzer. Ihre Unterhaltung bezog sich hauptsächlich auf das Schauspiel. Ich horchte ihren Reden zu: es waren lauter dramaturgische Gegenstände. Französische Brocken, wie mon dieu, ma foi, j'en demande pardon, wurden mit freigebiger Hand, wie man Zucker auf die Mandel- oder Wiener Torte streut, über ihr Gespräch verbreitet. Besonders eingenommen schienen sie für die Schauspielerinnen zu sein, während die Actörs (so schreibt und spricht man jetzt statt Acteurs) nur gelegentlich erwähnt wurden. „Ach, Madame Nonseul!" ächzte der eine, und die anderen stimmten ihm lebhaft bei.

Unter diesen Beobachtungen, welche ich mit dem Prediger ** anstellte, waren unsere beiden Pfeifen zu Ende geraucht. Wundern sie sich nicht, daß Prediger die Hütten besuchen: man ist in Berlin nicht soweit hinter der Welt zurück, daß man es einem Geistlichen verargen sollte, wenn er denselben Anteil an

---

[1]) Im Originale Chapeau

den Genüssen der Natur und des geselligen Lebens nimmt wie seine Mitbürger.

Bald darauf standen wir auf, um einen Spaziergang im Tiergarten selbst zu machen. Der sogenannte Zirkel[1]) ist ein schöner Platz, der von einer doppelten Allee sehr hoher Eichen und Ulmen eingefaßt ist. Es war ziemlich voll. Damen und Herren saßen teils auf den Bänken in den Alleen, teils standen sie truppweise zusammen und unterhielten sich heiter über Dinge, die ich, weil sie ziemlich leise sprachen, nicht verstehen konnte.

Der Anzug der Berliner Damen ist — die Übertreibungen abgerechnet, die indes doch nicht alle lieben — außerordentlich reizend. Es herrscht eine gewisse Leichtigkeit und Ungezwungenheit in demselben, der sich nicht gut erklären, sondern nur fühlen läßt. Die Frisur ist das einzige, was mir nicht gefällt: ein hübsches Gesicht verliert viel von seinem Reiz durch eine närrische Frisur, und ein häßliches wird zur Mißgeburt.

Ein Teil der die Allee durchwandernden Damen war natürlich schön, ein nicht geringerer gekünstelt schön: Sie verstehen mich schon: sie waren geschminkt. Dem Schminken kann ich unmöglich Geschmack abgewinnen; übrigens machte ich die Betrachtung, daß die alternden Damen am stärksten rot aufgelegt hatten, während die jüngeren sehr bescheiden damit umgegangen waren.

Was werden Sie aber erst denken, wenn ich Ihnen sage, daß sich in Berlin sogar viele Stutzer schminken? Anständige Mädchen werfen freilich auf solche Menschen nur verächtliche Blicke.

Aus dem Zirkel führen neun Alleen weiter in den Tiergarten hinein. Wir gingen aufs Geradewohl eine derselben entlang und kamen so auf die Landstraße nach Charlottenburg. Gerade gegenüber ist ein Platz, welcher ein Rondel bildet, und von welchem kleine Alleen ausgehen, die man nicht eher sieht, als bis man gerade vor ihnen steht. Dieselben führen auf einen anderen ziemlich geräumigen Platz, welcher das Bassin genannt wird. Fast am Ende desselben steht eine gut gearbeitete Venus. An dem anderen Ende fängt der hübsche Teich an,

[1]) oder Kurfürstenplatz, vor den Zelten

welchen man den Karpfenteich nennt. Auf beiden Seiten sind Bänke zum Ausruhen angebracht.

Das Bassin führt zu vielen anderen Alleen, unter welchen die Birkenallee die anmutigste ist. Hätte uns nicht das Abendessen abgerufen, welches wir in unseren beiden Hütten bestellt hatten, so wären wir noch weiter ins Gebüsch gedrungen. Das Essen war gut, aber dabei auch nicht wohlfeil. Ein gebratenes junges Huhn mit Gurkensalat kostete z. B. acht Groschen, und das Quart Pontac,[1]) welches man in Berlin mit neun Groschen bezahlt, kostet hier zehn.

Um neun Uhr wurde die Rückreise angetreten. Unsere zwei Mütter und ein ziemlich corpulenter Maler fuhren, alle anderen gingen zu Fuß. Die Linden waren überfüllt, und kaum konnten wir eine Bank finden, um uns einige Augenblicke auszuruhen.

Denken Sie sich an einem Maiabende eine große Menschenmenge und eine fortwährende Bewegung in derselben: dann können Sie sich eine Vorstellung von dem außerordentlichen Vergnügen machen, welches mich in der Erinnerung noch heute beseligt. Es waren hier wenigstens über tausend Menschen versammelt. Einige saßen, die meisten gingen auf und ab, nur wenige standen in Gruppen bei einander. In der Mitte ist eine Hütte aus Brettern erbaut, in welcher allerlei Erfrischungen verkauft werden.

Wie zwanglos bewegten sich die Leute untereinander, und wie strahlte den Mädchen die Freude über den schönen Abend aus den Augen! Es war fast elf Uhr, als die Gesellschaft auseinanderging. Manche Gruppen hüpften noch tanzend, lachend und singend die Linden auf und ab. Der Prediger und ich blieben noch bis nach zwölf, doch waren wir nicht die letzten. Dann sagte ich meinem treuen Gefährten gute Nacht und ging in mein Gasthaus.

Um sieben Uhr am nächsten Morgen erwachte ich, und entschloß mich, wieder in den Tiergarten zu gehen. Die Genüsse

---

[1]) Pontacq, Stadt am Abhange der Pyrenäen, nach welcher ein herber Rotwein benannt wurde.

des gestrigen Tages gingen alle in Gedanken vor mir her, und die Pracht des Morgens verdoppelte sie in der Erinnerung. Nachdem ich das Frühstück eingenommen hatte, glaubte ich nichts besseres thun zu können, als aufs Geradewohl die Alleen entlang zu gehen.

Etwa um zehn kam ich an den Caroneschen[1]) Garten. Eine Menge von Kutschen und Bedienten sowie ein Musikcorps ließen mich ein großes Fest vermuten. Ich ging in eine Allee zurück und besah alles. Eine Gesellschaft, wahrscheinlich von Adeligen, hatte ein Dejeuner bestellt. Nachher hörte ich von dem Marqueur des Caroneschen Kaffeehauses, daß alles mögliche dabei verzehrt worden war: Chocolade, Thee, Kaffee, Limonade, Orgeade, Ratafia,[2]) Persico,[3]) Butterbrot, Schinken, Braunschweiger Wurst, Danziger Branntwein, kaltes Rindfleisch u. s. w. Das Essen sowie der Tanz bei dem kleinen Bassin vor dem Garten währte bis gegen ein Uhr.

Die Damen waren alle im Negligé und nach dem besten und feinsten Geschmacke angezogen, sie sahen zum Teil wie die Grazien aus und flogen mehr als sie tanzten. Gegen ein Uhr sprangen sie in den Wagen, und eilten ohne Zweifel zur Toilette, um sich zur Tafel, welche um zwei Uhr angeht, vorzubereiten.

67

In der Nacht war ein starker Regen gefallen, welcher den Sand, womit die Natur in diesen Gegenden so freigebig gewesen ist, zum Stehen gebracht, und den Staub von den Baumblättern abgewaschen hatte, den tausend Frauenzimmerschleppen nebst einer verhältnismäßigen Anzahl von Wagenrädern und Pferdefüßen bei trockenem Wetter im Tiergarten zu

1) in der Tiergartenstraße, gegenüber der Louiseninsel — 2) eine Art süßer Liqueur, bei dessen Bereitung verschiedene Fruchtsäfte verwandt werden — 3) ein Liqueur, zu dessen Herstellung Bittermandelöl gebraucht wird — [67] (F. Nicolai,) Leben und Meinungen des Herrn Magisters Sebaldus Nothanker, vierte Auflage, Berlin und Stettin 1799 (die erste Auflage 1773—1776). II S. 25

erregen pflegen. Am Vormittag hatte sich das Wetter aufgeklärt, und das mannichfaltige Grün der Bäume wurde durch den heitern Sonnenschein und die völlig reine Luft noch mehr gehoben.

Die Wanderer sahen die glückliche Mischung dunkler Fichten mit schlanken Ulmen, hellgrüner, weißrindiger Birken und freundlicher Acazien, denen hundertjährige majestätische Eichen zum Hintergrunde dienen. Melancholische Gänge von dichtem Lärchenholz und von düstern Eiben führen auf grüne Säle,[1]) mit Statuen geziert und von immergrünem Nadelholze umkränzt. Die Reisenden traten in Alleen, beschattet von Linden und breitbelaubten Platanen, hinter welchen dichte Gebüsche von Erlen und Espen die feuchten Gründe anfüllten, neben ihnen der dichtere Wald, wo einsam der sokratische Ahorn wächst, wie die Pappel und der Masholder, wo die weitausgestreckte Buche ihre Äste wiegt, und der Tannenfichten schlanke, gerade Stämme ihre erhabene Krone einzeln himmelan strecken. Der vom Regen herausgelockte frische Nadelholzgeruch und der balsamische Duft der Lindenblüte erquickte die Wanderer; die Aussicht begränzte die nahe Spree und die aufgespannten Segel der auf ihr hinabgleitenden Schiffe.

So kamen sie endlich gegen drei Uhr auf den Platz bei den Zelten, den Sonntags nachmittags gewöhnlich eine Menge von Spaziergängern anfüllt. Zwar war die modische sechste Stunde noch nicht da, welche die schöne Welt in dem Zirkel des Tiergartens zusammenbringt, um zu sehen und gesehen zu werden. Die Excellenzen und gnädigen Damen hatten sich eben erst zu Tisch gesetzt. Die Kenner der Kochkunst taueten noch an den reichgewürzten Fricassées, schmeckten die concentrirten Säfte der feinen Ragouts, in Schüsseln mit Asa foetida gerieben, und zogen im voraus das Fümet des seltenen Wildes ein, das ihrer Zähne wartete. Die reichen Capitalisten waren eben vom Burgunder und sechsundzwanziger Rheinweine gesättigt und begannen den Peter Semeyns, Syrakuser, Rivesaltes[2]) und Capwein beim Dessert aus kleinen Gläsern zu schlürfen. Die schönen Damen bürgerlichen Standes schickten sich an, zu Kaffeevisiten

[1]) Säle oder Salons hießen die freien Plätze des Tiergartens — [2]) Rivesaltes liegt bei Perpignan und producirt einen feinen Muscatwein

zu fahren, und ordneten die Geschichte des Tages in ihrem Kopfe an, wie sie dabei zu erzählen wäre, und endlich die französische Colonie war noch in der Vesperpredigt.

Kurz, es war drei Uhr, und also noch wenig von der schönen Welt zu sehen; dagegen wimmelte der Platz von den glücklichen Söhnen der Erde, welche alle Sorgen der Woche am Sonntage völlig vergessen, und bei einem Spaziergange und geringem Labetrunke sich und ihr Leben herzlich genießen. Arbeiter auf Webestühlen und in Schmiedeessen füllten die Zelte an und ließen ihren Groschen unter lautem Gelächter aufgehen, oder steckten ernsthaft die Köpfe in Beratung über das gemeine Beste zusammen, weissagten neue Steuern oder fällten Urteile über Gerüchte von bevorstehenden Kriegen.

Der Zirkel, der nach drei Stunden der Schauplatz der Schönen vornehmen Standes sein sollte, war jetzt im Besitze des gemeinen Mannes, im besten Putze und voll fröhlichen Mutes. Da sah man manchen gesunden Jüngling im neugewendeten Rocke und köstlich mit goldener Troddel am Hute geputzt; neben ihm in silberverbrämter Mütze seine rotbäckige Liebste, die zur Feier dieses, ihm längst versprochenen Spazierganges ihre sämtlichen sechs Röcke übereinandergezogen, und die neuen kalmankenen[1]) Schuhe nicht vergessen hatte. Hinter ihnen als Bild ehelicher Verträglichkeit ein ehrlicher Handwerksmann, der seinen jüngsten Knaben im langen Rocke auf dem Arme trug, während die Mutter ihres Mannes Stock in der rechten Hand führte, zur Linken ihre fünfzehnjährige Tochter in der Schönheit der Jugend und mit niedergeschlagenen Augen sanft unter der emporstehenden Haube hervorblickend. Die große, nach der Stadt führende Allee war von Spaziergängern zu Fuße und zu Pferde bedeckt, und einige Wagen brachten wohlbeleibte Tanten und bürgerlich erzogene Nichten bis an das Thor, die nur die Reize eines angenehmen Spazierganges suchten, und nicht daran gewöhnt waren, auf wohl frisirte Köpfe und Aufsätze nach der neuesten Mode zu achten.

[1]) Kalmank oder Lasting, ein atlasartiger Stoff aus Kammgarn

Sehenswürdigkeiten

68

Gegenüber dem heutigen war das damalige Leben in einer Beziehung außerordentlich arm und kahl. Es gab keine öffentlichen Kunstsammlungen; der Teil des königlichen Besitzes, welcher sich nicht in Potsdam befand, blieb eine Sehenswürdigkeit, die sich der Fremde im königlichen Schlosse betrachtete. Daß das nicht allzu häufig geschah, sieht man aus der folgenden Schilderung.

Die Zimmer des königlichen Schlosses haben außer ihrer Größe nichts palastähnliches und lassen leicht erraten, daß sich der König nie lange dort aufgehalten hat. Man findet lauter alte Tapeten darin, alles sieht schwarz und unordentlich aus, und selbst im Audienzsaale sind die Überzüge der Stühle zerrissen.

Auch in der Gemäldegalerie[1]) kann man nicht ohne Bedauern sehen, wie wenig Ordnung und Aufsicht da ist. Nichts wird gereinigt oder gekehrt, die Fenster sind seit vielen Jahren nicht gewaschen worden, und vielfach fehlen die Gläser darin.

---

[68] Teutscher Merkur 1787, IV S. 150 (Briefe eines Reisenden aus Berlin) — [1]) im dritten Stockwerke

Bei dem jetzigen [1]) feuchten Wetter dringt die Feuchtigkeit überall ein und verdirbt vollends alles. An Thüren und Fenstern tröpfelt das Wasser herunter und bildet auf dem Fußboden eine gerade Linie wie unter einem Wetterdache; die herrlichsten, größten Spiegel sind schon ganz unscheinbar geworden und die Gemälde werden gänzlich dadurch zu Grunde gerichtet: wenn man mit einem Tuche über sie wegfährt, so wischt man eine ganze Flut Wasser ab.

69

Nicht uninteressant ist folgender Vergleich, welchen ein Reisender in dieser Beziehung zwischen Berlin und Dresden anstellt.

Die Dresdener Malerakademie hat einige vorzügliche Lehrer und Schüler, und wird vom Hofe mehr unterstützt als die Berliner. Die Dresdener Gemäldegalerie steht den Schülern als Fundgrube alles Schönen offen, jedoch mit der seltsamen Beschränkung, daß sie die darin befindlichen Gemälde nicht ganz, sondern nur teilweise copiiren dürfen. Besorgt man vielleicht, daß durch vollständige Copieen der Wert der Originale vermindert wird? Eine wunderbare Grille, die den Schülern denn doch höchst lästig und schädlich sein muß!

Aus Chodowiecki und den übrigen Berliner Künstlern, welche die alltägliche Natur darstellen, macht man in Dresden nichts; man idealisirt lieber und stellt die so genannte schöne Natur dar. Noch keinem Maler oder Zeichner der hiesigen Akademie ist es gelungen, eine lebendige Scene aus der Gesellschaft darzustellen; sie begnügen sich mit idealen, griechischen Profilen, und nach Lebendigkeit und Ausdruck wird nicht gefragt.

---

[1]) geschrieben im Januar 1786 — [69] Kleine Wanderungen durch Deutschland in Briefen an den Doktor K*, Teutscher Merkur 1785, III S. 46

70

Charakteristisch für die Anschauungen der Zeit ist der Protest, welcher gegen die Absicht erhoben wurde, Friedrich dem Großen eine Statue im Costüme seiner Zeit zu setzen.

An die Statue Friedrichs, wozu der jetzige König bereits eine große Summe bestimmt hat, denkt man ernstlich; von den Modellen, welche auf der letzten Kunstausstellung mit einander wetteiferten, ist jedoch noch keins ausgewählt worden. Der Bildhauer, Herr Schadow, wird sich wohl selbst eins zeichnen, oder dem folgen, welches er aufgestellt hat.

Kannst du dir vorstellen, daß die Berliner noch darüber streiten, ob Friedrich in römischer oder deutscher Tracht aufgestellt werden soll — ja, daß der Senat der Akademie der Künste darüber uneins ist? Ein Urteil des großen Friedrich über diese Sache verführt die Herren. Ich bin nichts weniger als ein sclavischer Freund des Altertums, aber was läßt sich gegen folgende Argumente einwenden?

Die römische Tracht läßt den Körper frei und ist allein einer kunstmäßigen Behandlung fähig; der preußische militairische Anzug bedeckt und entstellt den Leib, benimmt dem Künstler alle Gelegenheit, seine Kunst zu zeigen — denn an den Stiefeln, dem steifen Zopfe, dem großen Hute u. s. w. kann er sie nicht ausüben — und hat an sich nichts Schönes. Seydlitz auf dem Wilhelmsplatze gefällt wegen seiner schönen Schenkel und seiner ganzen Figur, aber der Hut bedeckt den interessantesten Teil des Gesichtes, die Stirn; sein Küraß entstellt den Rumpf, und von unten ist er einem Wassersüchtigen ähnlich wegen der ungestalteten Stiefel, welche seine Füße bedecken. Außerdem bringt es die Änderung in der Mode mit sich, daß die vaterländische Tracht in wenigen Jahren abscheulich und auffallend wird: man betrachte nur die Gemälde alter Oncles und Tanten! Die Statue soll auch der Nachwelt gefallen, ja ist mehr für

[70] Italien und Deutschland, eine Zeitschrift, herausgegeben von K. P. Moritz, Berlin 1791, IV S. 77 (Bemerkungen eines Reisenden u. s. w. an Herrn ****)

die Nach- als für die Mitlebenden bestimmt und soll zugleich ein Kunstwerk sein.

Allen diesen Gründen wissen die Berliner nichts weiter entgegenzusetzen, als daß sie ihren Friedrich so wieder sehen wollen, wie sie ihn im Leben sahen. Das werden sie doch nicht, denn man kann ihm unmöglich rote Backen anmalen, oder ihn krumm auf dem Pferde sitzen lassen. Außerdem l'habit ne fait pas le moine, und welchen Rock soll er denn anziehen? Den blauen Plüschrock oder die Uniform? Und welchen Hut, den, welchen er in den siebenjährigen Krieg mitnahm, oder den letzten? Man betrachte nur die Portraits von seinen ersten Regierungsjahren: wie fällt der Anzug schon jetzt auf!

71

Von sonstigen Sehenswürdigkeiten ist nicht viel die Rede, wenn nicht etwa ein Reisender erzählt, daß er den Turm der Marienkirche erstiegen und sich von dem, nach damaligem Begriffe ungeheueren Umfange der Stadt überzeugt habe. Das Zeughaus wurde nicht viel besucht.

Wenn man sich nach dem Zeughause erkundigt, so hört man gewöhnlich nicht viel daraus machen, und erhält den Rat, es lieber nicht anzusehen, weil es sich nicht der Mühe und des Trinkgeldes verlohne, und man weiter nichts als eine Menge Waffen antreffe. Ich hielt es aber doch für interessant, einen der beträchtlichsten Waffenvorräte des Königs zu sehen, dessen Armee von allen Armeen der Welt auf dem besten Fuße steht. Ferner hat man zugleich den Vorteil, aus der Größe des hiesigen Vorrates auf die Richtigkeit der betreffenden Angaben in anderen Ländern schließen zu können. Wenn man hier sieht,

[71] Teutscher Merkur 1787, IV S. 146 (Briefe eines Reisenden aus Berlin, im December 1785 und Januar 1786 geschrieben)

welchen Raum bloß kleine Gewehre für 150000 Mann einnehmen, so wird man wohl anfangen zu zweifeln, ob die Summen, die man in den Zeughäusern andrer Mächte nennen hört, wirklich richtig sind: wenigstens ging es mir so.

Das ganze erste Stockwerk des ungeheueren Gebäudes besteht aus vier großen, breiten Sälen, in welchen die Gewehre für die erwähnte Anzahl Soldaten in der besten Ordnung und nach einer Einrichtung, bei welcher der Raum außerordentlich ausgenutzt wird, aufbewahrt werden. Man findet hier keine Waffen, die nur zum Schmucke dienen und nicht zu brauchen sind, keinen Zierat, wie in so vielen ähnlichen Gebäuden; was davon vorhanden war, hat der König entfernen lassen. Nur einige, in dem letzten Kriege von 1778 erbeutete Fahnen werden außer den Gewehren hier aufbewahrt.

Da die Säle bei ihrer großen Länge doch auch sehr breit sind, so wird die Decke in der Mitte durch dicke, freistehende Säulen unterstützt, und man muß zugeben, daß das Ganze ein großartiges, majestätisches Ansehen hat.

Unter die Gestelle, auf welchen die Flinten ruhen, werden die Patronen ganz dicht nebeneinander gesetzt. Die gemeinen Artilleristen müssen in ihren Mußestunden das Papier dazu brechen und die Kugeln hineinstecken; jedoch wird das Pulver nicht hineingethan und die Patrone bleibt offen. Ist es nötig, sie zu füllen, so geschieht das auf sehr leichte und schnelle Art. Man nimmt einen großen Kasten, in dem eine Menge solcher offener Patronen nebeneinander stehen, und schüttet das Pulver darüber her, bis alle voll sind. Der Unterofficier, welcher mich herumführte, versicherte, daß gegen vier Millionen offener Patronen fertig dastehen, was auch sehr glaublich ist.

Am meisten mußte ich mich darüber wundern, daß sich die Sparsamkeit des Königs auch hier zeigt. Es sind so wenig Leute am Zeughause angestellt, daß sie mit dem Putzen nicht fertig werden können; man hütet daher die Gewehre nur vor dem Roste, läßt aber den Staub darauf liegen, sodaß man die große Sauberkeit, die man sonst in Zeughäusern bewundern kann, hier nicht findet. Soll man etwa daraus folgern, daß andere Mächte die ihrigen nur zum Staate haben?

Das Erdgeschoß nimmt denselben Raum ein wie das erste Stockwerk und ist ganz mit Kanonen angefüllt, die an jeder der vier Seiten des Gebäudes in vier Reihen nebeneinander stehen, und nur einen Raum zum Gange zwischen sich übrig lassen. Es sind einige erbeutete darunter; dieselben stehen aber nicht zum Schmucke da, sondern werden wie die übrigen gebraucht. Die meisten sind unter dem jetzigen Könige gegossen worden und führen das kurze, aber passende Motto: ultima ratio regis.

Ernährungs- und Preisverhältnisse.

72

Für die ganze Lebensweise spielten die Getränke insofern eine den Zeitgenossen noch nicht recht natürlich scheinende Rolle, als die warme Suppe durch die nervenreizenden Getränke Kaffee und Thee mehr oder weniger, je nach Stand und Vermögen, ersetzt worden war. Der nachfolgende Aufsatz eines besonders durch seine chemischen Studien bekannten Arztes stammt ursprünglich aus dem Jahre 1768; Schlözer hat ihn aber doch noch im Jahre 1781 für so zeitgemäß gehalten, daß er ihn in sein Journal einrückte, als die Kaffeefrage vielfach an der Tagesordnung war.

Wenn auch mit einem Scheine von Wahrheit gesagt wird, es sei für den Menschen am besten, seinen Durst allein mit kaltem Wasser zu löschen, weil die Natur dieses Getränk überall darbietet, weil alle Tiere der Erde sich desselben und keines anderen bedienen, und also kaltes Wasser gleichsam dazu geschaffen scheint, das tierische Leben zu unterhalten, auch nichts

[72] A. L. Schlözers Briefwechsel VIII 44 (Göttingen 1781) S. 106 (J. G. Leidenfrost, Revolutionen in der Diät von Europa: der Verfasser war Mediciner und 1743—1794, in welchem Jahre er starb, Professor an der Universität Duisburg)

reineres und erquickenderes gefunden werden kann, ferner noch gegenwärtig viele tausend Menschen, ja ganze Völker sich mit Wasser behelfen und dabei gesund leben — so wage ich es doch zu behaupten, daß die menschliche Natur meistenteils einen Zusatz zu dem reinen kalten Wasser erfordert.

Man hat gut sagen, der Mensch solle der Natur gemäß leben, und mit dem wenigen zufrieden sein, was die Natur freiwillig gewährt; dabei bedenkt man aber nicht, daß der Mensch nicht in seinem natürlichen Zustande lebt. Verstoßen aus dem Paradiese, nackt und bloß und der natürlichen Bedeckung beraubt, die allen anderen Tieren zu ihrer Notdurft gegeben war; der sengenden Sonnenhitze ebenso ausgesetzt wie der erstarrenden Kälte der Winternächte; in Länder geworfen, die zwar Dornen und Disteln, aber keine uns dienlichen Nahrungsmittel hervorbringen; verurteilt zu saurer Arbeit und der Notwendigkeit, sich sein Brot mit Unterbrechung des Schlafes und häufigem Mangel an der naturnotwendigen Ruhe zu gewinnen; gezwungen unter die tötliche Strenge des Gesetzes, kraft dessen wir schuldig sind, unsere eigene Bequemlichkeit für unsere Nächsten wie für die gesamte bürgerliche Gesellschaft zu opfern; geplagt durch einen kränklichen, schwachen und bei keinem einzigen Menschen völlig gesunden Leib; vom Mutterleibe an befallen mit ererbten Schäden, mit Scharbock, Flüssen, Ausschlag, Schmerzen und Mattigkeit; von Jugend auf angestrengt durch Sitzen, Lernen, Arbeiten, Unterdrückung der Begierden und so manche oft widernatürliche Arten von Speise und Lebensart; gedemütigt unter die herrschende Mode; und endlich, was das schlimmste ist, verführt durch eine falsche, Alte und Junge so oft ins Verderben stürzende Sinnlichkeit, dabei zornig, rachgierig, hochmütig, herrschsüchtig, wollüstig und von Herzen faul — man sage doch, einer so elenden Creatur, die fast keine Natur mehr an sich hat, sie solle natürlich leben — einer Creatur, die auf allen Seiten, leiblich wie geistig, äußere, künstliche Hilfe nötig hat, um sich die Fortdauer ihres Lebens zu sichern! Ebensogut kann man einem Kurzsichtigen zumuten, ohne Brille zu lesen: die Brille ist doch gewiß nicht natürlich.

Die allgemeine Erfahrung lehrt, daß bei der jetzigen Art

zu leben nur wenige Menschen kaltes Wasser ohne Zusatz vertragen können. Stillsitzende Gelehrte, Leute, die viel schreiben, Handwerksleute und Frauenzimmer mit häuslicher Arbeit bekommen alle einen so hypochondrischen empfindsamen Magen, daß ihnen kaltes Wasser ebenso wohl thut, als wenn man warmes auf eine frische Wunde gießen wollte. Wer fette Speisen gegessen hat — die meisten Menschen essen aber fett, weil das Fett die eigentliche Nahrung giebt — dem bekommt Wasser stets schlecht. Wer sich durch starke Körper- und Gemütsbewegung erhitzt hat, zieht sich durch einen unvorsichtigen kalten Trunk häufig den Tod zu. Nach Gemüse, Mehlspeisen, Milch und Früchten bekommt Wasser nicht. Wer müde und matt ist, verschafft sich durch Wassertrinken keine Erquickung; ja Wasser löscht, wenigstens in geringer Menge getrunken, nicht einmal den Durst. Man rate nur dem Postillon, der mitten in der Nacht, ohne ausgeschlafen zu haben, anspannen und Sturm und Regen entgegen fahren muß, er solle sich vorher mit einem Glase Wasser erquicken! Ebensowenig kann sich der Feldarbeiter und Tagelöhner ohne Schaden für seine Kräfte allein mit kaltem Wasser begnügen; gar nichts zu trinken wäre ihm noch dienlicher.

Darum haben sich die Menschen, soweit unsere geschichtliche Kunde zurückreicht, stets andere Getränke, z. B. Wein, Bier, Meth, kurz, meistens Producte der Gährung verschafft, die entweder für sich allein oder mit Wasser vermischt nicht nur angenehmer, sondern in mäßigem Genuß in den meisten Fällen auch gesünder, erquickender, stärkender und belebender wirken. Da nun aber andererseits diese gegohrenen Flüssigkeiten den Fehler haben, den Kopf einzunehmen, die Sinne zu verdüstern, die Urteilskraft zu schwächen, kühn und unbesonnen, zanksüchtig und toll zu machen, mit einem Worte, zu berauschen — so hat es nicht fehlen können, daß Sittenlehrer wie Ärzte vor ihrem Genusse warnten und das klare Wasser vorzogen: um ein größeres Übel zu vermeiden, soll man eben billig ein geringeres Übel ertragen lernen.

Insoweit halte ich also die Erfindung der Chinesen und Araber, die berauschenden Getränke durch andere zu ersetzen,

die beinahe die Kraft des Weines haben, ohne zu berauschen, für höchst nützlich und vortrefflich, um so mehr, da durch die Sitte, warmes Wasser zu trinken, ein großer Teil der Schwelgerei vermieden, und viel gutes gestiftet worden ist. Denn der Mensch mag noch so erhitzt sein: warmer Thee kühlt ihn schnell ab, ohne daß der geringste, beim Genusse von Wasser oder Wein in derartigen Zuständen wahrscheinliche Schaden zu besorgen wäre. Müdigkeit nach der Arbeit, Mattheit in den Gliedern nach starker Bewegung weicht dem Thee schneller als einem anderen Getränke. Thee macht wachsam, vertreibt die Schläfrigkeit, giebt dem Blute einen frischen Umlauf, stärkt die Nerven, ermuntert die Gedanken, ohne sie zu verwirren, macht witzig ohne Unbedachtsamkeit, und ist, statt das Urteil zu verwirren, vielmehr das wirksamste Mittel gegen Döllerei und Trunkenheit.

Ungeachtet ich aber das warme Trinken in vielen Beziehungen dem kalten vorziehe, so stiftet es doch bei unmäßigem Gebrauche ebenfalls Schaden. Der Mensch soll überhaupt nur wenig trinken, wenn er gesund sein will; aber wie selten ist es, daß man nur trinkt, wenn man wirklich Durst hat! Nicht nur Bier und Wein werden, ihres Wohlgeschmackes wegen, fast täglich weit häufiger genossen, als es die Natur erfordert, sondern auch Thee und Kaffee locken bekanntlich die Gesellschaften dazu an, stundenlang bei einander zu sitzen und ganze Kessel zu sich zu nehmen.

Aber trotz aller schädlichen Wirkungen des Kaffees höre ich im Geiste eine unzählbare Menge von Weibern und Kindern mir entgegenrufen: „was du sagst, mag wahr sein, aber nur, wenn man starken Kaffee trinkt, wir dagegen trinken ihn ganz schlapp!“ Ja wohl, schlapp, meine lieben Freunde! Ihr kauft ein halbes Lot schlechten Kaffee, gießt zwei Kannen kochendes Wasser darauf, färbt ihn mit etwas Milch, und esset mit eueren Kindern trockenes Brot dazu: das laßt ihr Jahr aus, Jahr ein euer Morgenbrot und euere Abendmahlzeit sein. Gewiß ist diese Kost schlapp genug, womit sich der gemeine Mann, nicht nur in den Städten, sondern verwunderlicherweise auch auf den Dörfern, heutzutage größtenteils ernährt.

So sehr man aber auch das Schicksal der Armen mitleidig zu bedauern Ursache hat, die bei den jetzigen teueren Zeiten weder Vorschuß noch Credit erhalten, sondern, was sie brauchen und genießen wollen, für den baaren Stüber[1]) kaufen müssen, und also vor allem auf das angewiesen sind, was sie am wohlfeilsten bekommen können — wobei es denn wirklich eine sehr wohlfeile Lebensweise ist, mit einem halben Stüber Kaffee und und einem halben oder ganzen Stüber Kaffee nebst trockenem Brote eine ganze Familie sättigen zu können —, so sollte man doch ernstlich darauf bedacht sein, diese durch und durch schädliche Nahrung wiederum aus den Hütten der Armut zu vertreiben.

Andererseits verdienen andere Familien, welche in ähnlicher Weise, nicht aus Armut, sondern der Bequemlichkeit wegen, leben, durch eine öffentliche Ermahnung in ihrer Lebensweise zurückgebracht zu werden. So manchen Leuten ist es bequemer, abends Kaffee zu trinken, als sich eine etwas mühsamer zu bereitende Suppe zu kochen; andere unterlassen es gar wohl aus übermäßiger Sparsamkeit, und fertigen ihre Kinder und ihre Gesinde Abends mit einem Topfe dünnen und nur durch wenig Milch gefärbten Kaffees ab. Ja, es giebt Häuser, in denen täglich, um etwas zu kaufen oder um irgend anderer Ursachen willen, viel Zuspruch ist, und wo deshalb aus mißverstandener Höflichkeit den ganzen Tag über der Kaffee kocht, und einer nach dem anderen, die Hauswirtin aber mit allen trinkt und sich beständig den Magen mit warmem Wasser überladet. Endlich setzen sich Bauersleute, nicht aus Bedürftigkeit oder Sparsamkeit, sondern zum Vergnügen, täglich mit Frau und Kind an den Kaffeetisch und schwächen durch den Genuß von viel warmem Wasser, noch mehr Milch, dem fettesten Rahm und gutem Zucker nicht nur ihre Finanzen, sondern auch ihre und der ihrigen Glieder und machen sie zur Arbeit untauglich.

[1]) In Ostfriesland gingen 60 Stüber auf einen Thaler Courant

73

Vom Standpunkte des Arztes behandelt die Frage, was der Berliner trank, der schon früher angeführte Dr. Formey, weshalb auch der in engem Zusammenhange damit stehende Abschnitt über die Wohnungsverhältnisse des ärmeren Teiles der Bevölkerung von seinen sonstigen Ausführungen nicht wohl zu trennen war.

Außer dem Wasser trinken die Berliner viel Bier und Kaffee. Diese beiden Getränke sind so allgemein eingeführt, daß es kein Haus und keine Haushaltung giebt, wo sie nicht täglich genossen werden. Außer den in Berlin selbst gebrauten Bieren, welche von vorzüglicher Güte sind, trinken unsere Einwohner viele fremde Biere, die aus Crossen, Spandau, Ruppin, Kottbus und andern Städten eingeführt werden, und wir haben manchen rüstigen Biertrinker, der an einem Abende sein halbes Dutzend Quartbouteillen zu sich nehmen kann. Die bedürftige Classe trinkt das schlechteste und dünnste Bier, welches unter dem Namen Cofent verkauft wird.

Indes ist der Genuß des Bieres doch weniger allgemein als der des Kaffees. Vom vornehmsten Manne bis zum Bettler trinkt alles wenigstens einmal am Tage Kaffee. Die Kinder werden von früher Jugend so daran gewöhnt, daß sich in der Folge auch der ärmste Mann lieber das notwendigste Lebensbedürfnis als dieses, wenn nicht schädliche, so doch ganz überflüssige Getränk versagt.

Jedoch hat der hohe Preis des Kaffees bewirkt, daß jetzt statt seiner teils allein, teils mit Kaffee vermischt die Cichorienwurzel auf dieselbe Art zubereitet und genossen wird.

Vornehmere Leute und Kranke trinken gewöhnlich den der Gesundheit noch weniger zuträglichen Thee, dessen häufiger Genuß zu manchen Beschwerden und Nervenzufällen Veranlassung giebt. Erstens sollte die schwächende und erschlaffende Wirkung des häufig genossenen warmen Getränkes auffallen und

[73] L. Formey, königl. Leibarzt und Oberstaatsmedicus, Versuch einer medicinischen Topographie von Berlin, Berlin 1796, S. 73

dazu bringen, den Genuß desselben zu beschränken. Ferner machen die nervenbetäubenden Eigenschaften des Thees ihn gefährlich. Es ist bekannt, daß die Arbeiter in Theeniederlagen von der Ausdünstung und dem Geruche desselben so angegriffen werden, daß sie beinahe ohne Ausnahme an Nervenzufällen leiden. Wie viel wirksamer und schädlicher muß also sein täglicher Genuß sein! Es giebt Leute in Berlin, welche so häufig Kaffee trinken wie die Türken und so unmäßig viel Thee wie die Chinesen. Billigerweise sollte jeder gesunde Mensch, außer den Mahlzeiten, wenn ihn hungert, nichts genießen als ein Stück Brot oder im Winter eine Suppe, und wenn ihn dürstet, nichts trinken als Wasser.

Wenn sich der gemeine Mann im Winter etwas zu Gute thun will, so macht er sich eine recht heiße Stube und trinkt einen erbärmlichen, mit Syrup versüßten Kaffee. An diesem kleinen Feste nehmen Frau und Kinder Anteil, und es wird dazu Butterbrot im Übermaß gegessen.

Überhaupt tragen die elenden Wohnungen, welche der gemeine Mann in Berlin hat, wesentlich zu den Krankheiten der arbeitenden Classe unserer Mitbürger bei, und die vielen Bauten in Berlin sind ein wahres Unglück für sie. Jeder, der ein altfränkisches Haus, worin dergleichen Leute wohnen, niederreißt, erbaut an seiner Stelle ein Prachthaus und richtet es zu großen Wohnungen für wohlhabende Leute ein. Daher sind in Berlin große Wohnungen im Überfluß und verhältnismäßig wohlfeil zu haben; kleine hingegen werden immer seltener und teuerer, und der Arme findet kaum ein Obdach für sich und die Seinigen. Er schränkt sich daher immer mehr ein und behilft sich mit einem einzigen Zimmer, worin er nicht allein sein Handwerk betreibt, sondern auch mit seiner ganzen Hausgenossenschaft wohnt und schläft. Bei dem hohen Preise des Brennholzes versperrt er nun im Winter der äußern Luft jeden Zugang auf das sorgfältigste, und so leben diese Menschen in einer Atmosphäre, die einen jeden Fremden beim Eintritte in ein solches Zimmer zu ersticken droht. Es wäre daher wohl zu wünschen, daß bei den häufigen königlichen Bauten auf diese achtbare Classe unserer Mitbürger mehr Rücksicht genommen, und den oft tötlichen Folgen ihrer elenden,

kleinen Wohnungen abgeholfen würde. Müßten die Bewohner derselben nicht beständig verdorbene Luft einatmen, so würden sie und ihre Kinder stärker sein und nicht so oft erkranken.

74

Die Ernährungsfrage führt auf die, wie die Zeitgenossen klagen, immer mehr zunehmende Teuerung. Den nationalökonomischen Anschauungen der Zeit entsprach der Wunsch, der Teuerung durch staatliche Maßregeln gesteuert zu sehen, und so wandte man sich an die vielgeplagte Polizei, welche auch in dieser Beziehung, wie in so unzähligen andern, Abhilfe schaffen sollte. Die Polizei war königlich, der an der Spitze des Magistrats stehende und mit der Polizeiverwaltung betraute Stadtpräsident (im Jahre 1787 war ihm ein zweiter „adjungirt" worden) wurde nicht vom Magistrate gewählt, sondern vom Könige ernannt. Den Klagen der Einwohner giebt die nachfolgende Petition einen ebenso beredten als für die Zeit charakteristischen Ausdruck.

Hochweise und hochgeehrteste Herren!

Es wird mit uns armen Einwohnern der Stadt Berlin von Tage zu Tage immer schlimmer, und darum werden Sie, meine Herren, es uns nicht übel nehmen, wenn wir es wagen, unsere Beschwerden zu Ihren Ohren zu bringen.

Wir sind so gutmütige Geschöpfe, daß wir bis jetzt niemand die immer mehr zunehmende Teuerung und die damit steigende Abnahme unseres Vermögens öffentlich zur Last gelegt haben, welche so manche übelunterrichtete Leute sich unterstanden, unseren

[74] Dringende Bitte und Vorstellung der sämtlichen Einwohner Berlins an die beiden Herren Stadtpräsidenten Philippi und von Eisenhart. Braunschweig 1791. S. 540 Auf der letzten Seite heißt es: „diese Pièce kann wegen ihrer genauen Beziehung auf den gemeinen Mann und des dadurch möglicherweise zu veranlassenden Mißbrauchs bei dem jetzt herrschenden Geist der Unruhe nicht gedruckt werden. den 21sten Jul. 1791 Meyr." Deshalb erschien sie in Braunschweig.

Polizeianstalten zuzuschreiben. Wir wollten auch jetzt noch die Hand auf den Mund legen und in pflichtmäßiger Unterthänigkeit schweigen, wenn uns nicht die allgemeine Not, in der wir uns befinden, dazu nötigte, Ihr Mitleid und Ihre thätige Mitwirkung zur Abstellung dieser uns und den Staat drückenden Übel zu erflehen.

Erlauben Sie uns also, in dieser Bittschrift Ihre Aufmerksamkeit auf dasjenige zu lenken, was wir für die Ursache unseres täglich fortschreitenden Verfalls ansehen, den Sie zu vermindern und abzustellen völlig in Ihrer Gewalt haben.

Wir haben zwei würdige Präsidenten, die viel zu guten Willen haben, als daß sie nicht geneigt wären, unseren gerechten Beschwerden abzuhelfen, und als daß wir fürchten sollten, es werde Ihnen unangenehm sein, wenn wir das arme Scherflein unserer Einsicht mit dem Schatze Ihrer Weisheit vereinigen, um Sie auf die Quellen zu lenken, welche Ihnen die Vielheit Ihrer Geschäfte bisher vielleicht verborgen hat.

Sie wissen, ohne daß wir es nötig hätten, uns hier auf einen weitläufigen Beweis einzulassen, daß die nötigsten Lebensbedürfnisse seit sechs Jahren zum Teil sehr hoch, zum Teil über die Hälfte des Preises höher gestiegen sind als der war, den sie vor diesen Jahren hatten. Das nötigt diejenigen unter uns, welche besoldet sind, entweder unseren Magen daran zu gewöhnen, mit der Hälfte der Nahrungsmittel, die wir so lange zu verbrauchen genötigt waren, vorlieb zu nehmen, und gewisse andere Consumtionsartikel, die zu sehr gestiegen sind, ganz von unserem Etat und Küchenzettel wegzustreichen, oder unsere vollen und unverminderten Geschäfte mit hungrigem Magen, den wir durch kein Raisonnement über die Unschuld unserer Polizei zu stillen imstande sind, auch fernerhin zu leisten.

Wir unbesoldeten Einwohner wiederum, die wir nur unserer täglichen Arbeit leben, sehen uns genötigt, den Preis derselben mit der zunehmenden Teuerung der Lebensmittel zu steigern, weil wir sonst, wenn wir mit Weib, Kindern und Gesellen hungern sollten, nicht so viel Kraft übrig behalten würden, um für unsere Mitbürger des Leibes und Lebens Notdurft arbeiten und anfertigen zu können. Mit wie großem Mißvergnügen

sehen wir uns zu diesem traurigen Auskunftsmittel gezwungen, wodurch wir sowohl als unsere Kinder immer mehr verlieren als gewinnen!

Schauen Sie nur einmal auf uns Schneider und Schuster, und urteilen und schließen Sie dann auf das übrige. Wir können durch unsere Rechnungen belegen, daß, seitdem Sie das schwere Schlächtergewicht, wovon ungefähr zehn Pfund elf gewöhnliche ausmachten, abgeschafft, und den Preis des Fleisches um nichts gemindert, sondern sogar dessen Steigerung zugelassen haben — daß wir seit dieser Zeit im Durchschnitt für jede Familie jährlich einen ganzen Anzug weniger anzufertigen haben, worunter die Fabriken ebenso leiden wie wir selbst. Ja, bei den geringer besoldeten Beamten geht es sogar so weit, daß sich mancher seinen Rock zwei mal umwenden läßt, als daß er sich einen neuen anschafft.

Wir Schuster hatten ehedem gerade so viel Arbeit an neuen Schuhen, als wir zu unserer und der Unsrigen Ernährung nötig hatten; seit sechs Jahren dagegen läßt sich alle Welt, vom ersten bis zum geringsten, seine Schuhe ein, zwei, drei, auch wohl gar vier mal versohlen, wodurch wir und die Lederfabrikanten in nicht geringen Verlust geraten.

Wir haben gesagt, daß die Teuerung der Lebensmittel auch eine Teuerung aller anderen Consumtionsartikel hervorbringt, wenn anders der arbeitende Bürger bestehen soll. Mit dem handeltreibenden Teile unserer Bevölkerung hat es dieselbe Bewandnis. Der Fabrikant muß den Tagelohn, der Unternehmer einer Manufactur den Preis seiner Artikel erhöhen, wenn er nicht Schaden leiden will. Der Materialist muß seine Waaren im Preise steigern; mit einem Worte, hauptsächlich muß der leiden, welcher zum Besten des Staates den ganzen Tag mit Kopf und Hand arbeitet, und zwar für eine Besoldung arbeitet, wie sie vor hundert Jahren bei äußerst wohlfeilen Preisen der Lebensmittel gerade zum Auskommen berechnet und bestimmt war.

Der Luxus, den der Reiche einführt, und dem der Arme von gleichem Range folgen muß, will er nicht verächtlich werden, nötigt den letzteren, seinen Hunger mit Kartoffeln zu stillen.

Trotz Kummer und Not im Innern seines Hauswesens muß er äußerlich den Schein der Wohlhabenheit affectiren und Zufriedenheit erlügen, während im Innern sein Herz von den Qualen der Nahrungssorgen gefoltert und zerrissen wird. Die Eintreibung der Schulden ruinirt Familien, vermehrt die Concurse, bereichert die Juden und die Gefängnisse, und erzeugt mit dem Wucher zugleich die Verzweifelung rechtschaffener Männer, die Schlachtopfer polizeilicher Maßregeln werden, die mit ewigen Palliativen die wahre Quelle der Übel nie verstopfen, sondern dieselben von allen Seiten in kleinen Bächen über den Staat hinschleichen lassen, bis sie für das Ganze zu einem Strome anschwellen, der am Ende die Nation ersäuft, oder ihr in der Verzweifelung die gewaltthätigen Mittel einer Revolution aufnötigt, die schwerlich in allen Staaten ohne gänzliche Anarchie und Untergang endigen möchte.

*

Wir wenden uns an Sie, meine Herren Präsidenten, denen wir unsere Bitte[1]) bei Ihrer Behörde zu unterstützen empfehlen.

Haben Sie uns erst billige Getreidepreise verschafft, dann, meine Herren, tritt die Möglichkeit ein, daß auch der Preis der Gartenfrüchte regulirt werden kann. Tritt jetzt im Frühjahr nur eine mäßig kalte Nacht ein, so schreit der habsüchtige Gärtner über Frost und läßt sich alles doppelt bezahlen. Wir haben Beispiele, daß vor einem Jahre die Gärtner, weil es, wie sie sagten, nicht viel Felderbsen gebe, die Preise aller Gartenproducte steigerten. Daher ist für diese Leute, so weit es geht, eine Taxe eben so nötig, wie für Schlächter und Bäcker, soll anders der Bürger nicht von ihrer Habsucht erdrückt werden.

Allein bei einer Taxe für alle Erd- und Baumfrüchte würde der unsägliche Schaden abgewandt werden, den uns die Höker anrichten. Die Aufsicht der Polizeibeamten und das Verbot für die Höker, zu gewissen Stunden einzukaufen, ist von gar keinem wesentlichen Nutzen für uns Bewohner Berlins. Denn gewöhnlich sind die Höker beständige und sichere Abnehmer für

[1]) unter anderem um Anlage von Getreidemagazinen

die Verkäufer und mit denselben über die zu machenden Preise einverstanden. Die Erfahrung unserer Weiber, auf die wir uns hier berufen müssen und verlassen können, sagt, daß man z. B. einen Korb Kirschen auf den Kähnen ebenso teuer bezahlen muß als bei dem Höker. Entweder erhält also der Höker die Früchte wohlfeiler und ist mit dem Verkäufer darüber einverstanden, sie an uns Einwohner nicht ebenso wohlfeil zu verkaufen — oder der Höker betrügt mit Maß und Gewicht; denn sonst hätte er Schaden.

Was andere Erdfrüchte und Obstarten anlangt, so kaufen sie die Höker in den Provinzen und Gärten in solchen Quantitäten auf, noch ehe sie zu Markte gebracht werden, daß schon dadurch der Preis wegen der verminderten Concurrenz erhöht werden muß. In den Provinzen kaufen sie ganze Gärten voll Obst, so daß dem Eigentümer oft kein Stück übrig bleibt, das zum freien Verkaufe für den Bürger zu Markte gebracht werden könnte. Dadurch werden die gewinnsüchtigen Höker und Verkäufer zum Ruin des Bürgers, weil sie die Feststellung des Preises in der Hand haben, das Beste vorweg nehmen und sehr wenig zum freien Handel übrig lassen.

Ebenso geht es mit dem Ein- und Verkauf der nach dem Getreide wichtigsten Frucht, der Kartoffeln. Da ein Mißwachs hierbei fast unmöglich ist, so gilt allenthalben auf dem Lande der Scheffel acht Groschen, hier in Berlin dagegen nie unter sechzehn bis zwanzig Groschen.

All diesen Übeln kann allein durch eine angemessene Taxe abgeholfen werden, welche sich auf zuverlässige Berichte über den Ertrag des Jahres gründet und an welche die Verkäufer gebunden sind. Da übrigens die Höker zur Bequemlichkeit der Bürger notwendig sind, so gebe man ihnen gleichfalls ihre Taxe, wobei sie bestehen können. Dieselbe braucht nicht viel höher zu sein als jene erste, weil ihnen der Engroseinkauf ohnehin einen wohlfeileren Preis als den der Taxe verschafft.

Nichts ist leichter als durch geschworene Sachverständige eine solche, je nach Lage der Umstände monatlich oder wöchentlich, anfertigen, durch die Intelligenzblätter, Zeitungen und Anschläge auf jedem Markte bekannt machen und sie bei un-

ausbleiblicher Strafe für Käufer und Verkäufer in Kraft treten zu lassen.

Die Nebenmittel der Käufer und Verkäufer, die nur auf ihren Vorteil sehen oder kleine Nachteile nicht achten, sind uns nicht unbekannt. Um derartige Vorschriften außer Kraft zu setzen, wird z. B. schlechtes Fleisch für die Taxe abgegeben, das gute dagegen an die Reichen verkauft, die sich an keine Taxe kehren und für einen schönen Braten gern ein paar Groschen mehr geben. Allein eine genauere Aufsicht mit der Maßgabe, daß man die Gilden, welche der Taxe unterworfen sind, dieselbe beschwören läßt, die Klagen ohne Nennung der Person anhört und beurteilt — alles dies zusammengenommen würde dem Hange zu Contraventionen einen Zaum anlegen und dieselben wenigstens seltener machen.

Ferner giebt es ein Mittel, welches höchst wichtig ist, weil es seinen Grund in einer unbedingten Notwendigkeit hat.

Dasselbe besteht in der Verringerung der übermäßigen Anzahl von Hökern, welche in ihrer jetzigen Anzahl gar leicht den gesamten Consum der Stadt an sich ziehen können.

So wie die Sache jetzt steht, haben die Höker ohnehin schon mehr als zwei Dritteile des Consums in ihren Händen. Allwöchentlich haben wir zwei mal öffentlichen Markt. Es müssen also diejenigen unter uns, welche nicht reich genug sind, ihre Einkäufe für drei und einen halben Tag auf einmal zu bestreiten, sondern zufrieden sein müssen, wenn sie nur ihr tägliches Brot bezahlen können, an fünf Tagen in der Woche bei den Hökern kaufen, die ihren Vorteil so hoch ansetzen, als es eben möglich ist. Dabei leiden wir *armen* Bürger gerade am meisten. Der *Reiche* kann sich allenfalls vor den Erpressungen der Höker dadurch schützen, daß er von denjenigen Nahrungsmitteln, die sich aufbewahren lassen — und wie viel läßt sich aufbewahren, ohne schlechter zu werden und zu verderben! — den nötigen Vorrat auf einmal einkauft: das können *wir* aber eben nicht, bei denen, wie man zu sagen pflegt, alles aus der Hand in den Mund geht. Deswegen erhalten wir weniger für unser Geld als der Reiche, und gerade der Stand, welcher am meisten erleichtert werden sollte, fühlt das Gewicht und den

Schaden, den die Hökerei stiftet, am meisten. Es wäre also sehr gut, wenn mehr öffentliche Markttage angesetzt und jene Wespen und Hornissen vermindert würden, die uns das Beste vorweg- oder so viel einkaufen, daß für uns nichts übrig bleibt.

Wir haben ein treffliches Beispiel, welches Ihnen, meine Herren Präsidenten, große Ehre machte, weil es uns einen achtungswerten Beweis ebensowohl Ihres guten Willens als Ihrer Entschlossenheit sowie davon lieferte, daß Sie keine Schwierigkeit von der Ausführung eines wohlerwogenen Planes zurückhält.

Wir meinen die Aufhebung der Trödlerbuden,[1]) mit denen Berlin überschwemmt war. Wenn Sie mit gleichem Mut und Eifer die Höker, welche die Stadt aussaugen, einschränken, so werden wir Ihnen für ewige Zeiten Dank schuldig sein.

Nur eines Blickes bedarf es auf diese Leute, um den Schaden richtig beurteilen zu können, den sie anrichten. Gewöhnlich fangen sie ihr Gewerbe mit einigen erborgten Thalern an; nach kaum einem Jahre sind sie wohlhabend, und nach einigen Jahren, falls sie gute Wirte sind, Capitalisten, die Häuser u. s. w. kaufen. Das alles können sie doch nur von dem Überschuß über den Marktpreis erwerben, welchen sie den armen Einwohnern und andern abpressen.

Man hat seit langer Zeit den Fleischern eigene Buden auf öffentliche Kosten erbaut: sollte es nicht ebenso verdienstlich sein, wenn man eine Halle für die Gartenfrüchte herrichtete, wo jeder Gärtner täglich frei verkaufen könnte, ohne genötigt zu sein, seine Producte durch die Hände der Höker gehen zu lassen? Dort müßte immerwährend, wie im Fleisch- und Brotscharren, nach der Taxe verkauft werden.

Noch wünschten wir, meine Herren, daß sich Ihre Sorge zur Verhinderung der Teuerung nicht auf die genannten Gegenstände beschränkte, sondern allgemein würde. Nicht die Habsucht der Höker allein wird uns schädlich, sondern jeder Kaufmann, der zu wenig guten Willen für das Ganze und zu viel guten

---

[1]) vergl. hierüber S. 24

Willen für sich selbst hat. Vor allen Dingen vermag der Materialist, der so viele Lebensbedürfnisse zu liefern hat, sehr viel zum Nachteile des Landes zu thun, so lange jedem Einzelnen die Bestimmung der Preise überlassen bleibt.

Das beste Mittel, welches wir vorzuschlagen wissen, besteht darin, daß eine Commission von vier der ehrlichsten Männer dieser Gilde niedergesetzt wird, welche monatlich die gedruckte Liste der Materialwaaren mit einer allgemeinen Taxe, nach Eid, Pflicht und Gewissen und mit einem von ihnen zu beurteilenden billigen Gewinne für den Kaufmann versehen, dem Polizeidirectorium vorlegen, wonach sodann die Taxe sanctionirt werden müßte. Da wir ehrliche Männer aus der Mitte der Kaufleute selbst vorschlagen, so könnte sich dieser Stand nicht über Zwang beklagen.

Zwar wissen wir wohl, daß habsüchtige und betrügerische Mitglieder dieser Gilde durch die Einteilung ihrer Artikel in gute, mittelmäßige und schlechte noch immer Gelegenheit zur Übervorteilung haben; diesem Übel wäre aber schon dadurch einigermaßen abzuhelfen, daß schlechte Artikel, die immer eine Art Betrug beim Verkaufe voraussetzen, entweder überhaupt nicht geduldet, oder bei jeder Gattung von Waaren mit einer eigenen Taxe belegt würden. Hätte übrigens der Materialwaarenhändler zu befürchten, daß an seinem Laden die Warnungsanzeige angeschlagen würde: „hier verkauft man schlechte Waare statt guter“, so möchte wohl nicht leicht ein Beispiel zu fürchten sein, das zur Schande eines dieser Handelsleute ausschlüge.

Wir bitten Sie angelegentlichst, meine Herren, den Strafen auf die Ehre einzelner Männer, die so wenig Ehrliebe besitzen, daß sie fähig sind, sich dem Verluste ihres guten Namens durch Betrügereien auszusetzen, keinen größeren Wert beizulegen als dem öffentlichen Wohle; denn wir können keinen rechtlichen Grund entdecken, warum der Staat mehr Achtung vor einem Betrüger haben sollte als vor sich selbst. Im Gegenteile würde es eine entehrende Schwäche verraten, wenn sich das Gesetz nach den Launen habsüchtiger Blutsauger richten und sie mehr achten wollte, als sie es verdienen, und als es sich mit dem Gemeinwohle der Stadt vereinigen läßt.

Wir wissen aus vielen Äußerungen besonders solcher Männer, deren amtliche Pflicht es ist, den angeregten Übelständen zu steuern, daß man die Ursache der immer mehr zunehmenden Verarmung in dem überhandnehmenden Luxus erblickt, dem keine Gesetze Schranken setzen. So wenig wir dies vollständig in Abrede zu stellen gemeint sind, ebenso wenig ist diese Behauptung ein giltiger Einwand gegen unsere Klagen über Teuerung: denn die Teuerung drückt, wie wir nachgewiesen haben, hauptsächlich den Armen, der das Wort Luxus nicht einmal dem Namen nach kennt. Außerdem, meine Herren, sichert schon der gefallene Credit den Mittelstand vor den Verführungen zum Luxus, weil jedermann äußerst vorsichtig im Ausleihen von Capitalien verfährt. Ferner ist der Luxus an sich selbst weniger schädlich als einige andere Verhältnisse und Maßnahmen, welche den Bürger offenbar um einen Teil seines Vermögens gebracht haben.

Einerseits hat die Teuerung sein Vermögen, wenn es in jährlicher Besoldung oder Zinsnahme bestand, durch die hohen Preise der Lebensbedürfnisse bereits auf die Hälfte herabgesetzt, andererseits haben gewisse Finanzoperationen einen nicht unbeträchtlichen Teil desselben verschlungen. Ehedem gab die königliche Hauptbank drei Procent, welche sie allmählich auf zweiundeinhalb bis zwei Procent herabgesetzt hat. Hundert Thaler, die sonst drei Procent trugen, sind also durch diese Operation auf den Wert von sechzig Thalern und sechzehn Groschen, mit anderen Worten um ein Dritteil ihres Wertes gesunken. Sichere Hypotheken geben drei bis dreiundeinhalb Procent, während sie sonst fünf Procent gaben.

Selbst das zum Vorteile der Seehandlung gut erdachte Project des freien Geldexportes hat den Wert der Silbermünzen verringert, weil das Agio des Goldes[1]) gegen Silber dadurch gestiegen ist, wodurch dann wieder der Wert des Silbers sank. Ja selbst in der Silbermünze hat sich zum Nachteile vieler der Preis des groben Courants gegen Scheidemünze in das Verhältnis gesetzt, daß hundert Thaler Courant ein Procent mehr

[1]) im Originale Geldes

wert sind als dieselbe Summe in Scheidemünze. Rechnet man dies alles zusammen, so ergiebt sich, daß bei der Bestreitung des täglichen Consums hundert Thaler auf den Wert von etwa sieben und einem halben Thaler herabgesunken sind:

	Thaler	Thaler
hundert Thaler waren bei 5 Procent wert	100	100
Die Teuerung hat die Hälfte (vor sechs Jahren galt der Scheffel Weizen 1 Thlr. 8 Gr., jetzt 2 Thlr.; Roggen 1 Thlr., jetzt 1 Thlr. 12 Gr.; Gerste 16 Gr., jetzt 1 Thlr. und darüber; Erbsen 1 Thlr. 12 bis 16 Gr., jetzt 3 Thlr. u. s. w.) weggenommen, mit	50	
die gesunkenen Procente von 5 auf 3 nehmen hinweg zwei Fünfteile =	40	
dadurch wird der wahre Wert von hundert Thalern Capital für den, der es sicher unterbringen will und von den Zinsen leben muß, statt	100	10

Ob es nun möglich ist, daß bei dieser Sachlage die Bürger überhaupt noch bestehen können — ob, wenn man dazu noch die erhöhten Steuern und Accisen, und die übermäßig hohen Hausmieten, denen gleichfalls gesteuert werden sollte, hinzurechnet — ob dann nicht der gänzliche Ruin des Staates zu befürchten ist, und ob die Abhilfe dieser Mängel rasche und wirksame Mittel erfordert — das überlassen wir gern dem Urteile aller Sachverständigen.

Diese Bemerkungen erklären deutlich genug, warum bei allen Sterbefällen Schulden und Concurse entstehen. Nur der Kaufmann und der große Capitalist kann fertig werden: der erstere weil er bilanciren kann und im Verhältnisse zu seinem Verluste aufschlägt — der letztere dadurch, daß er so weit reicht, als er kommen kann. Aber auch der Capitalist ist nicht sicher: denn ebenso wie der Wert der Münzen fällt, und er seine Capitalien nach der Maßgabe verliert, als andere davon leben, und ihm nach ihrem Tode durch den Concurs sein Eigentum verringern, leidet er allmählich selbst immer mehr.

Man könnte einwenden: wie ist es denn aber möglich, daß noch so manche Leute überhaupt fertig werden? Das ist eben nur denkbar bei großer Einschränkung und dem Verzicht auf alles Emporkommen der Familie, wie es früher stattgefunden hätte — oder durch Schuldenmachen, wodurch man vom Eigentume anderer lebt, und sie nach dem eigenen Tode darum bringt — oder durch Speculationen, wobei noch hier und da etwas zu verdienen ist — oder durch die milde Unterstützung des Königs, der durch Häuserbau hier und da jemand in eine bessere Lage bringt. An all diesem aber hat der Arme wegen des Mangels an Geld, Credit oder Vorschuß sowie anderer Hindernisse wegen keinen Anteil.

75

Besonders lebhaft war der Groll des kleinen Mannes gegen die Schlächter. Gegen die drastische Schilderung Seyfrieds in seiner Berliner Chronik erhoben die Schlächtermeister später lebhaften Protest; man wird aber wohl dem armen Manne glauben können, daß ihm und vielen anderen der Kalbsbraten zu teuer war, oder zu teuer gemacht wurde.

— Die Aufführung der Schlächtermeister, rief neulich ein braver Bürger in einer Tabagie aus, ihre Grobheit, ihre Betrügerei gegen so viele rechtschaffene Bürger sind nicht zum Anshalten!

— Ja, ja, sagte gelegentlich ein anderer, so sorgt unsere Polizei, sie ist bei der Ausschlachtung gegenwärtig, setzt die Taxe fest, und läßt doch die Schlächter machen, was sie wollen. —

Das war ein sehr übereiltes Urteil. Unmöglich kann die Polizei überall sein: dafür sind die Gesetze da. Menschen, welche die Gesetze mit Vorsatz übertreten, verdienen scharfe

[75] Tlantlaquatlapatli (H. W. Seyfried), Chronic von Berlin II 1789, S. 704, 45 und 46 Stück vom 13 Juni 1789

Ahndung. Ob dies auch der Fall bei den Schlächtern ist? Das soll aus dem folgenden erhellen.

Das Pfund Kalbfleisch wurde bei der letzten Taxe vom Polizeidirectorium auf sieben Dreier, und das Pfund Rindfleisch auf zweiundzwanzig Pfennige festgesetzt. Die Schlächter nahmen die Taxe allerdings an, gaben sich aber alle nur mögliche Mühe, um sie zu enttaxen. Sie wogen zwar auch Fleisch für den bestimmten Preis ab: dasselbe bestand aber meistens aus Abfall und Knochen. Beschwerten sich die Leute darüber, so hieß es: — für die Taxe können wir kein anderes Fleisch abhauen: wollt Ihr besseres, so bezahlt! —

Berief man sich auf die Polizei, so wurde erwiedert: — ei was, die Polizei! Sie versteht das nicht. Wir müssen das besser wissen! —

Solche Auftritte können freilich keine guten Folgen nach sich ziehen. Bisweilen erschienen Bürger, welche gute Kundschaft haben, daher auch imstande sind, sich einmal einen Braten zu kaufen. Kamen sie an den Fleischscharren, sahen die Braten und fragten: — wie hoch kommt dieser? — Warum, weswegen? — Weil ich ihn kaufen will, antwortete ganz zufrieden der Bürger. — Das geht nicht, antwortete man auffahrend. — Warum nicht? — Der Braten ist schon verkauft, schon versagt. — So? Warum hängt Ihr ihn denn hinaus? — Das geht Ihn nichts an. Er hat uns nichts zu befehlen. —

Ein andermal kam eine Bürgersfrau und wollte einen Rindsbraten kaufen: — Wie teuer das Pfund? — Zwei Groschen. — Zweiundzwanzig Pfennige ist ja die Taxe! — Ei was, Taxe! Für solches kernhaftes fettes Fleisch haben wir keine Taxe! — Ich habe aber nicht nötig, mehr zu bezahlen.

— Wirklich? rief die handelnde Frau Schlächtermeisterin in sehr spöttischem Tone. Um Vergebung, wo wohnen Sie, junge Frau? Ich will es Ihnen noch obendrein nach Hause tragen lassen. Und bleibt mein Knecht aus, so lassen Sie sich welches malen! —

Indessen trat noch eine junge Bürgersfrau dazu. — Was suchen Sie, Mamsellchen? Kommen Sie heran! — Ich

möchte gern Kuhfleisch, antwortete die junge Frau. — Was, was! fuhr augenblicklich die Frau Schlächtermeisterin wie eine Pulvertonne auf, die Feuer gefangen hat — für wen halten Sie mich? Glauben Sie, daß man sich seinem Respect etwas vergiebt, daß mein ehrlicher Mann Kühe schlachtet? Nein, nein! Das gehört für die verarmten Schlächter, aber nicht für Personen meiner Gattung! — Nu, nu, sagte die junge Frau, es ist ja nicht so böse gemeint: fragen kann man allezeit. — Machen Sie mir den Kopf nicht warm! fuhr die Schlächterin fort; schon daß Sie danach fragen, ist für mich und meinen Mann eine Beleidigung. — Wer dachte denn an eine Beleidigung? — Ich ganz gewiß! Das heißt soviel, als wenn wir nicht so viel Geld hätten, um einen Ochsen zu schlachten, und Kühe denselben Dienst thun müßten. —

Die junge Frau ging bestürzt weg. Kaum hatte sie sich entfernt, so näherte sich ein Dienstmädchen, und forderte Kuh-Euter. — Gleich, meine Tochter! — Das Mädchen erhielt wirklich, was sie verlangt hatte.

Die Feiertage sind für die Schlächter wahre Erntetage. Wenn sie zu jeder anderen Zeit wenig oder gar keine Prellereien begehen, so bringen sie dieselben vor den Feiertagen ganz gewiß mit den stärksten Zinsen wieder ein.

Dieser Schlächtertribut sollte nun vor den vergangenen Pfingstfeiertagen ebenfalls von statten gehen; allein unsere Polizei machte sämtlichen Schlächtermeistern einen völligen Querstrich, und bewies, daß ihr das Wohl der Bürgerschaft am Herzen liegt. Zu dem Zwecke nahm sie am Sonnabend vor Pfingsten eine Hauptuntersuchung vor und fand, daß die Herren Schlächtermeister mit ihren zärtlichen Ehehälften viele Bürger Berlins gar weidlich über das Ohr hieben.

In der That spielten die Polizei-Inspectoren oder wie die Herren sonst heißen mögen,[1]) ihre Rollen allerliebst. Sie fingen ihre Untersuchungen nicht etwa bei den Schlächtermeistern an, sondern lauerten auf die Dienstmädchen und andere Personen, welche mit Kalbsbraten aus dem Fleischscharren kamen.

---

[1]) sie hießen Marktmeister

Wir erschienen bei einem solchen unvermuteten Auftritte. Ein Dienstmädchen war eben im Begriffe, einen hübschen Kalbsbraten nach Hause zu tragen. Ein Polizei-Inspector winkte: — Pst! Pst! Warte Sie doch ein bischen! — Das Mädchen erschrak. Die Polizei behandelte alles nach preußischem Fuße: fein und höflich. Das Mädchen erklärte endlich, daß der Kalbsbraten so und so viel wiege, sie zehn Dreier für das Pfund bezahlt und ihn bei jenem Schlächtermeister gekauft habe. — Gut, erwiederte die Polizei, nun sei Sie so gut und komme Sie mit. — Aber du mein Himmel! — Nur hübsch artig! Ja keinen Lärm! Es soll Ihr kein Leid geschehen: wir wollen nur sehn, ob Sie auch richtiges Gewicht bekommen hat. —

Jetzt folgte das Mädchen getrost. Der Braten wurde gewogen und siehe, es fand sich, daß über ein Pfund fehlte und ein halber Kalbskopf als Beilage dazu gelegt war.

— I, du mein Himmel, rief die Schlächtermeisterin aus, das ist mir in meinem Leben noch nicht passirt; meiner Seele nicht! Ich muß mich versehen haben, es kann nicht anders sein! —

Das Lustigste war, daß bald darauf wieder ein Kalbsbraten bei derselben Schlächtermeisterin gewogen und als zu leicht befunden wurde. Ganz sanft und freundlich fragte der Polizei-Inspector: — Gewiß wieder ein Versehen? — Ja wohl, ich weiß gar nicht, wie das zugeht. O, es ist eine schlimme Sache, wenn man sich auf seine Leute verläßt: man kommt um Ehre und Reputation! —

Die Polizei setzte an diesem Tage ihre Kalsbratenrevision sorgfältig fort, und es ergab sich, daß Mesdames und Messieurs sich noch ein Extrataschengeld für die Feiertage verdienen wollten. Einige hatten die Taxe nicht ausgehängt und entschuldigten sich damit, sie hätten wegen vieler Geschäfte nicht daran gedacht. Andere wollten die Polizei mit offenen Augen blind machen und beweisen, daß aus ihnen gute Taschenspieler geworden wären. Zum Beispiel sollte ein Kalbsbraten elf Pfund wiegen und wog nur zehn Pfund. Der Schlächtermeister, welcher bekanntlich seine ausgeschlachteten Braten sehr gut kennt, legte eine Probe seiner Geschwindigkeit ab und schob einen elf-

pfündigen unter, bestand aber als Pfuscher, weil es der Polizei nicht entging.

Die Untersuchung des Fleisches wurde mehrere Tage wiederholt und allemal kam das Facit heraus, daß sich die Schlächter für das Pfund Rindfleisch statt zweiundzwanzig Pfennige vielmehr zwei Groschen, und für das Pfund Kalbfleisch neun und zehn statt sieben Dreier hatten bezahlen lassen; daß viele noch dazu mit leichterem Gewichte wogen und, wo sich das Gewicht richtig befand, doch alles gleichsam wie Gold abgewogen war.

Kurz, allenthalben fand die Polizei Prellerei, so daß mancher brave Bürger um sein gutes Geld betrogen wurde.

— Wissen Sie, was ich thäte, hörten wir neulich einen Bürger in einer Gesellschaft sagen, wenn ich der Herr Präsident Philippi oder Herr von Eisenhart wäre?

— Nein, erwiederte der andere.

— Ich machte mit den Leuten kurzen Proceß: beharrten sie in ihrer Halsstarrigkeit, so ließe ich den fremden Schlächtern auf allen benachbarten Städten und Dörfern melden, daß sie für die bestimmte Taxe alles Fleisch hereinbringen können. Was gilt's? Der Eigendünkel der Herren Schlächtermeister würde sich schon legen.

— Meiner Seel', Sie haben Recht. —

Tlantlaquatlapatlis Beutel leidet es freilich nicht, daß er oft Braten essen kann, aber in den Festtagen wässert ihm, um mit den Schwaben zu reden, das Maul ordentlich danach. Aber zu Pfingsten sagte mir mein Herzweibchen: — In diesem Jahre ist es nichts damit. Denn sieh nur, lieber Mann, da sollte ich zehn Dreier für das Pfund bezahlen. Einen kleinen Kalbsbraten konnte ich nicht bekommen und ein großer nützt für unsere Haushaltung nichts; auch ist er für unsere Einkünfte zu kostspielig. Ich besann mich also gleich eines anderen und kaufte eine alte Henne. Wegen ihrer Majorität setzte ich sie früh ans Feuer, machte Nudeln dazu und so bekommst du eine kräftige Suppe. Die Witterung ist ohnehin sehr heiß, folglich schmeckt das Fleisch nicht so gut. Dafür aber mache ich für dich und die Kinder einen Eierkuchen und Gurkensalat: daran kannst du dich laben. —

Hätten alle Weiber so gehandelt, so würde der Schlächtereigensinn nicht so tiefe Wurzeln gefaßt haben.

76

Merkwürdig ist auch die folgende, in demselben Journal enthaltene Darstellung, die zugleich ein nicht unwichtiger Beitrag zur Kenntnis der Zustände in den jüdischen Kreisen ist.

Die Ordnung bei dem hiesigen jüdischen Fleischscharren ist ein Beweis von den vortrefflichen Einrichtungen der Berliner Oberältesten. Sie besteht darin, daß ein jeder Berliner Schutzjude ein gedrucktes Buch hat, welches er sich von dem Ältesten lösen muß. In diesem Fleischbuche sind alle Wochen des Jahres mit jüdischen Aufschriften benannt. Ein besoldeter Schreiber oder Geldeinnehmer, welcher von den Ältesten eingesetzt wird, ist verpflichtet, jeden jüdischen Wirt nach dem Belieben des Hauswirtes in dieses Fleischbuch einzuschreiben, mit der Angabe, wie viel Fleisch man ihm in dem Scharren verabfolgen soll. Wöchentlich muß das Fleisch dem Geldeinnehmer, halb in Courant und halb in Scheidemünze, baar bezahlt werden. Auf die Einschreibung in dem Fleischbuche wird das Fleisch ohne die geringste Zögerung verabfolgt.

Warum der Jude für das Fleisch mehr als die gewöhnliche christliche Taxe bezahlen muß, erklärt sich aus folgendem Grunde.

Den Schutzjuden ist die Verpflichtung auferlegt, alle Jahre ein großes Schutzgeld zu bezahlen. Nun befindet sich unter ihnen aber hier und da einer, welcher aus Unvermögen oder aus Geiz das bestimmte Schutzgeld nicht an die Ältesten abträgt. Daher würden die Oberältesten, welche dafür haften müssen, oft in die größte Verlegenheit kommen. Aus diesem Grunde führte man die sehr heilsame Ordnung ein, eine Er-

[76] Tlantlaquatlapatli, Chronic von Berlin II 1789. S. 739. 47 und 48 Stück vom 20 Juni 1789

höhung des Preises auf das Fleisch zu legen. Am Ende des Jahres, wenn die Schutzgelder bezahlt werden sollen, wird ein Auszug gemacht, wie viel man überhaupt auf das Fleisch hätte beitragen müssen. Das wird nachher als schon abgetragenes Schutzgeld angerechnet, und der Jude kommt mit einer geringen Zulage zu der bestimmten Schutzgeldtaxe davon. Bisweilen tritt sogar der Fall ein, daß mancher Hauswirt so viel Fleisch in seiner Wirtschaft bedarf, daß er durch den Fleischnachschuß das ganze Schutzgeld hinlänglich abträgt.

Daß die Schutzjuden der hiesigen Colonie sehr oft über schlechtes Fleisch klagen, ist lediglich die Schuld derjenigen, welche das Fleisch verteilen; denn diese Leute verschulden es, daß den Reichen Vorzüge eingeräumt werden.

Oft tritt auch der Fall ein, daß die Nachlässigkeit der jüdischen, besonders polnischen Dienstmägde sehr viel zu dem Unterschleife beiträgt, wenn ihre Herrschaften schlechtes Fleisch erhalten. Viele dieser phlegmatischen Mägde kommen sehr spät an den Scharren. Natürlich finden sie alsdann meistens nur solches Fleisch, welches den anderen nicht anstand, weil es zu schlecht war. Heimtückisches Wesen und Faulheit sind bei manchen dieser polnischen Mägde dergestalt gleichsam eingewurzelt, daß sie sich ein wahres Vergnügen daraus machen, ihre Herrschaft vorsätzlich zu betrügen.

Außerdem werden die hiesigen Schutzjuden oft sehr gewissenlos von ihren Schächtern[1]) hintergangen. Ungeachtet sich dieselben des bei ihrem Dienstantritte geleisteten Schwures erinnern sollten, nehmen vor allen die christlichen Schlächter wahr, wie pflichtwidrig diese jüdischen Schächter gegen ihren Eid handeln. Sie allein sind Schuld daran, daß in mancher Woche in dem jüdischen Scharren kein Fleisch zu bekommen ist. Mehrere christliche Schlächter, denen es nicht behagt, die jüdischen Schächter zu spicken, müssen oft wahrnehmen, daß sie ihnen ein Stück Vieh, welches sie unter der Bedingung mit den Ältesten ver-

---

[1]) Schächter (nach dem Hebräischen gebildet) heißt derjenige, welcher ritualmäßig schlachtet (schächtet): natürlich hat das Wort schlachten nichts mit schächten zu thun.

abredet haben, daß es koscher sein muß, vielmehr für trefa[1]) erklären. Natürlich muß der Schlächter wegen des Vertrages der Ältesten viel Schaden leiden. Im anderen Falle giebt der christliche Fleischer dem Schächter[2]) ein sogenanntes Verhehlungsgeld. Auf diese Weise wird die Judenschaft wieder angeführt, weil der Schächter gefällig gegen den christlichen Fleischer handelt. Statt des fetten Viehes schächtet er das magerste, und so muß der eine mit dem anderen leiden.

Gegen diesen Schächterwucher eiferten sehr viele Schutzjuden mit vollem Rechte. Endlich kam es vor die Ältesten. Sie trafen abermals sehr gute Maßregeln. Nicht nur wurden einiger Schächter verabschiedet, sondern auch die noch übrigen in Eid und Pflicht genommen. Auch wurden sie auf das schärfste ermahnt, sich künftig nicht mehr auf solchen Niederträchtigkeiten betreten zu lassen.

Der Schwur der Schächter geschah Donnerstags 11 Juni in der Synagoge in Gegenwart der Rabbiner und Ältesten.

77

Die Teuerung des Lebens gab die wunderbarsten Vorschläge und Anschauungen ein; der merkwürdigste ist aber wohl der folgende „Beweis, daß ehrlicher Brandenburger bankerott werden muß", weil einer der Grundgedanken, auf welchem er beruht, der ist, der Staat müsse eigentlich diejenigen seiner Bürger belohnen oder schadlos halten, welche, um sich die Nahrung und Notdurft des Leibes leichter zu verschaffen, ihre Zuflucht nicht zum Schmuggel nahmen.

1) trefa bedeutet im Hebräischen „körperliche Verletzung"; geschah eine solche bei einem Tiere, so war der Genuß seines Fleisches verboten; später wurde das Wort von allen Speisen gebraucht, die nicht genossen werden durften — 2) im Originale Schlächter — [77] Der Weltbürger oder deutsche Annalen der Menschheit und Unmenschheit, Germanien (Zürich) 1792, II S. 171 „Erweis: daß ein ehrlicher Brandenburger bankerott werden muß")

Es ist eine schon an sich durch die Erfahrung bewiesene Wahrheit, daß ein ehrlicher Mann überall zu kurz kommt, da unredliche Menschen ihren Nächsten stets betrügen und übervorteilen.

Der Kaufmann, der Schlächter, der Bäcker, kurz jeder, der mit Maß und Gewicht handelt, sucht nach einer sehr gewöhnlichen, selbst erfundenen Moral seinen Vorteil auf Kosten des Publicums. Ich will mich jedoch nur auf den Nachteil einlassen, welcher dem ehrlichen Manne in allen preußischen Staaten durch die Unterlassung des Schmuggels und der Steuerdefrauden erwächst, und nachweisen, wie ihm seine Redlichkeit in Erfüllung seiner staatlichen Pflichten den nicht redlich denkenden gegenüber zu einem wahren Lasttier seiner Ehrlichkeit macht, unter deren Bürde er endlich erliegen muß.

Man braucht nur einen Blick auf die Landkarte zu werfen, um sich davon zu überzeugen, daß sämtliche preußischen Provinzen nicht nur ringsum von zahlreichen Grenznachbarn umgeben sind, sondern auch meistenteils aus so schmalen Landstrichen bestehen, daß selbst ihr Mittelpunkt, trotz aller Wachsamkeit eines mit vielen Kosten besoldeten Heeres von Accise- und Zollbeamten, gegen den Schmuggel und die Defraudationen nicht sicher gestellt werden kann.

Um die folgende Berechnung zu verstehen, muß man nicht etwa glauben, daß im Preußischen nur Zucker, Kaffee und Tabak geschmuggelt werden, obwohl dies wohl die allgemeinsten und erheblichsten Gegenstände des Schmuggels sind — nein, es werden auch fremde Tücher, schwedisches Eisen, seidene Zeuge und Bänder, goldene und silberne Tressen, feine Spitzen und Karten, Porzellan- und Glaswaaren, Damenputz, Galanteriewaaren, besonders aber seidene Tücher, Leinwand, sächsische Zitze und Kattune, Steingut und Selterflaschen, Zerbster und Dessauer Kaffeegeschirr, feine Weine und Delicatessen — häufig und sogar der Contrebande wegen häufiger als es sonst geschehen würde, eingeführt.

Man nehme nun einen Mann mit 400 Thalern Gehalt an, setze bei ihm eine Familie von drei Personen voraus, und überschlage, wie viel er, der den Staat nicht betrügt, mehr

bezahlt als die anderen, welche diesen Betrug für erlaubt halten. Daß eine mit 400 Thalern jährlich ehrlich zu bestreitende Wirtschaft nur sehr wenig eigentliche Luxusartikel anschaffen kann, versteht sich von selbst; nur muß man Kaffee schon zu den halben Bedürfnissen rechnen, und ebenso gehören einige Kleinigkeiten an Galanteriewaaren zu der notwendigen Kleidung einer Frau.

1) also gebrauchen für Kaffee in einer kleinen, nicht zu teueren preußischen Stadt zwei Personen 3 Lot, was gewiß der mäßigste Satz ist, da ja auch schon das Gesinde bei uns täglich Kaffee haben muß, wie dies auch schon im Mietscontract ausbedungen wird: in Summa also jährlich 1095 Lot, oder 45 Pfund und 15 Lot gebrannt, wegen des Abganges beim Brennen. Das Pfund Kaffee kostet auf der Leipziger Messe 7 Groschen, jetzt in Preußen beim Kaufmann im Detailverkauf 11 Groschen. Nehme ich eine Entfernung von 12 Meilen bis Leipzig an, so beträgt der Transport für den Fuhrmann 6 Pfennige für das Pfund; es zahlt also der ehrliche Mann auf das Pfund 3 Groschen 6 Pfennig mehr, welches auf seinen ganzen Bedarf beträgt:

	Rthlr.	Gr.[1]	Pf.
1) Kaffee	6	15	9
2) Zucker	7		
	13	15	9

2) An Zucker braucht dieselbe Familie monatlich vier Pfund, da der Zucker nicht allein für Kaffee und Thee, sondern auch für verschiedene Speisen nötig ist: das macht jährlich 48 Pfund. In Leipzig kaufe ich das Pfund Hamburger Zucker für 8 Groschen, bei meinem Kaufmann gebe ich 12 Groschen, ich bezahle also inclusive obiger Fracht mehr als der Contrebandier: 7

3) In den wenigsten preußischen Städten kann man Glaswaaren haben; durch diesen Übelstand wird der Schmuggel noch vermehrt. Die Polizei sollte für Errichtung von Lagern von Glaswaaren sorgen, denn der gemeine

[1]) 24 Groschen gingen auf einen Thaler; der Groschen zu 12 Pfennigen.

	Rthlr.	Gr.	Pf.
Transport	13	15	9
Bürger kann nicht von Jahrmarkt zu Jahrmarkt gehen, um sich damit zu versehen, zumal da nicht jeder Jahrmarkt von Glashändlern besucht wird. An Abgang von Gläsern kann man in jeder Wirtschaft jährlich für 2 Rthlr. Verlust annehmen. Diese kaufe ich in Sachsen für den halben Preis, bezahle also jährlich mehr als der, welcher schmuggelt	1		
4) An seidenen Waaren und Kopfputz einer Frau nehme ich, wenn beide Teile vernünftig sind, und nicht der Modethorheit ihr ganzes Glück opfern, jährlich im ganzen nur 20 Thaler an; diese Waare bekomme ich in Sachsen, gelinde gerechnet, um ein Dritteil billiger; der ehrliche Mann bezahlt also jährlich mehr als der Schmuggler	6	16	
5) An Abgang von Porzellan, Steingut, steinernen Krügen nehme ich jährlich nur 4 Thaler. Diese Dinge bekomme ich in Sachsen um die Hälfte wohlfeiler. Wer also schmuggelt, hat jährlich einen Vorteil von	2		
6) nehme ich an, die Kosten der monatlichen Correspondenz betragen ungefähr 3 Thaler; der unredliche kann durch Beischlüsse, Mißbrauch eines ihm anvertrauten Dienstpetschafts ein Dritteil des Portos ersparen; der Postdefraudant hat also einen jährlichen Vorteil von	12		
7) lebe die Familie noch so eingeschränkt, so wird sie doch jährlich wenigstens vier mal eine kleine Vergnügungsreise von zwei oder drei Meilen machen; dazu wird ein Postschein erfordert; derselbe beträgt, à 2 Groschen pro Meile, für die Person in Summa 2 Thaler.			
	35	7	9

	Rthlr.	Gr.	Pf.
Transport	35	7	9
Da man indes, um die Post zu betrügen, den Wagen bis vors Thor fahren läßt und sich dann hineinsetzt, so zahlt der ehrliche Mann mehr als der Postdefraudant	2		
8) Die in Rede stehende Familie braucht an Holz jährlich 10 Klafter; werden dieselben in einem Districte geholt, in welchem einige Zölle zu passiren sind, so beträgt das für 40 Pferde à 2 Groschen die Summe von 3 Rthlr. 8 Gr. Allein, man weiß den Fuhrmann durch Zulegung der Hälfte des Zolls zu einem Umwege von einer Viertelmeile zu disponiren, und wiederum bezahlt der ehrliche Mann mehr als der Zolldefraudant	1	10	
9) raucht das Haupt der Familie — mit welchem ehrenvollen Titel das neue Gesetzbuch den Mann zu nennen beliebt — auch ein Pfeifchen, und sieht auch zuweilen einige Freunde bei sich; daher verbraucht er an Tabak monatlich ein Pfund. Der preußische Tabak zu 16 Groschen das Pfund ist nicht so gut als der ausländische Portocarero zu 10 Groschen. 12 Pfund, à 16 Groschen, betragen 8 Thaler: contrebandirte er, so würde er dabei gewinnen	3		
Summa:	41	17	9

Der ehrliche Mann bezahlt also im Preußischen das Bewußtsein, kein Betrüger zu sein, mit jährlich 41 Thalern 17 Gr. 9 Pfennigen!

Wodurch entschädigt nun der Staat dergleichen wohlgesinnte Bürger den Betrügern gegenüber? Einfach durch nichts. Er ist sogar der schlechten Behandlung der Accisebeamten ausgesetzt, weil er ihnen keinen Stichgroschen zuwendet. Sein ehrliches Weib wird von der Liebsten des Schmugglers verhöhnt, weil sie nicht so oft wie diese letztere mit dem wohlfeileren ausländischen Putze wechseln kann.

Aber ist denn — so höre ich Sie fragen — der Schmuggel so stark im Preußischen eingerissen? Allerdings. Nicht allein der Kaufmann, der Jude und der gemeine Soldat schmuggeln — nein, auch Geistliche, Schullehrer, Magistratspersonen, oder wenigstens ihre Weiber, scheuen sich nicht, ihr Päckchen Tabak oder ihr Pfundchen Kaffee in heiligen und unantastbaren Kleidern einzuschwärzen. Ein Teil mißbraucht den Umstand, daß er die Vermutung der Ehrlichkeit für sich hat, der andere die Schamhaftigkeit. Ich muß gestehen, daß mich, wenn ich dies so häufig mit ansehe, nicht selten der Unwille beinahe dazu hinreißt, einige Schritte voraus zu gehen — da ja Spaziergänger nur auf vorgängige Denunciation am Stadtthore angehalten werden dürfen —, um so schändlich denkende Menschen untersuchen zu lassen, und daß mich nur der Gedanke davon zurückhält, daß Denunciationen auch in der erlaubtesten Absicht dem Charakter eines redlichen Mannes zuwider laufen. Es wäre daher zu wünschen, daß man dem Gesetze anders als durch Gewährung eines Anteils an der Strafe und Denunciationen Gehorsam zu verschaffen suchte.

Milder wird man die Sache ansehen, wenn der Soldat contrebandirt; denn mit seinem bloßen Tractament kann er bei dem gestiegenen Preise der Lebensmittel, besonders wenn er im Dienste immer gepudert erscheinen soll, schwer fertig werden. Zwar kann er sich Einnahme durch Arbeit verschaffen, und wird auf mancherlei Weise zur nicht geringen Bedrückung der Quartiergeber in außerordentlicher Weise unterstützt, aber schlecht muß er sich doch immer behelfen und sieht also den Schmuggel, auch wenn ihn die Not nicht besonders drückt, als einen leichten Erwerbszweig an.

78

Sieht man aus dem vorigen Aufsatze, in welchem Umfange der Schmuggel betrieben wurde, so lernt man aus der folgenden Mitteilung wenigstens einen der vielen Schliche kennen, deren man sich dabei bediente.

Die sicherste Contrebande wird mit offenen Augen, im Kleinen und unter Connivenz des Unteraccisebeamten getrieben. Das ist nicht wohl zu vermeiden, sobald die Abgabe hoch ist; sie ist aber so hoch, weil der König die aufrichtige Absicht dabei hat, den inländischen Kaffeeverbrauch einzuschränken; deshalb beträgt der Accisesatz auf das Pfund sechs Groschen vier Pfennige.

Die Schmuggler spielen die feinsten Ränke, um erst zu erforschen, mit wem sie es zu thun haben. Es kommt z. B. ein Mann in Berlin in's Thor und sagt: „ich habe einen Wagen voll Bohnen, er kommt fünfzig Schritte hinter mir. Sein Sie so gut, ihn beim Visitiren nicht aufzuhalten, weil ich eilig bin. Ich will erkenntlich sein.“ Damit drückt er dem Thorschreiber einen doppelten Friedrichsd'or in die Hand.

Der Thorschreiber schöpft wegen dieses Geschenkes Verdacht, und schickt jemand hinter ihm her, der sehen muß, wo er verkehrt. Der Wagen wird wirklich angehalten und alles ausgeschüttet; aber siehe da, es sind gar keine Kaffeebohnen, sondern nur weiße Bohnen in den Säcken.

Der Mann wird gefragt, warum er zwei Friedrichsd'or gegeben habe: „O“, sagt er, „das war ein bloßes Versehen; ich wollte ihm ein Viergroschenstück geben,“ nimmt sein Goldstück zurück und giebt vier Groschen.

---

[78] A. L. Schlözers Briefwechsel VII 41 (Göttingen 1780) S. 323 und VIII 44 (1781) S. 130

79

Der Graf von Mirabeau war zu der Zeit, als Friedrich der Große starb, in Berlin. Sein Aufenthalt in Preußen veranlaßte ihn später, seinen Gegensatz zu der Finanzpolitik des Königs litterarisch darzulegen. Dies bewog den früheren Generalregisseur und Präsidenten der Generalaccise- und Zolladministration, Geh. Finanzrat de la Haye de Launay, welchem Friedrich der Große die Verwaltung der sogenannten Regie übergeben hatte, sich und das ganze System der indirecten Besteuerung gegen Mirabeau zu verteidigen — eine Darlegung, welche für die Kenntnis der Zeit wichtig, und außerdem an sich selbst noch heute lesenswert ist.

Der Herr Graf macht den Vorschlag, eine directe Abgabe statt aller indirecten einzuführen, das heißt die bisherigen, auf die Lebensbedürfnisse gelegten Auflagen nunmehr auf das Eigentum zu legen. Auf diese Weise würden alle Accise-, Zoll-, Transito-, Stempel-, Salzsteuern u. s. w. aufhören und statt derselben eine Vermögenssteuer errichtet werden.

Weiß der Herr Graf wohl, mit welcher unerträglichen Last er die Eigentümer belegt? Hat er sie sorgfältig erwogen? Hat er sie mit seinem Landwirtschaftssystem, welches seiner Meinung nach die Grundlage des preußischen Handels sein soll, in Verbindung gebracht?

Trüge durch ein Wunder — denn ein Wunder gehörte dazu, daß die preußischen Staaten Korn genug hervorbrächten, um ihren Handel auf diesen Artikel zu gründen — das Land Korn genug, um einen Teil davon verkaufen zu können: wer würde dieses Korn, welches durch die Eigentumssteuer in Preußen zehn mal teuerer sein würde als anderwärts, überhaupt kaufen wollen? Folglich würde der vorausgesetzte Überfluß an Korn im Lande selbst abgesetzt werden müssen, und zwar müßte es auch da, der Steuer wegen, in einem höheren

[79] de la Haye de Launay, Friedrichs II ökonomisch-politisches Finanzsystem, eine Widerlegung der falschen Behauptungen des Grafen von Mirabeau in seiner Schrift „über die preußische Monarchie“ (aus dem Französischen) Berlin 1789, S. 112

Preise stehen. Dadurch würde wiederum der Industrie ein tötlicher Stoß versetzt werden, weil diese gleichfalls gezwungen sein würde, ihre Preise zu erhöhen und sich auf das Inland zu beschränken, da ja die Ausländer durch die erhöhten Preise notwendig abgeschreckt werden müßten.

Hat der Herr Graf bedacht, daß seine directe Steuer einen Ausfall von zehn Millionen an indirecten Steuern decken müßte? Vergißt er, daß man sich in Schlesien schon jetzt darüber beschwert, daß die Kirchenländereien fünfzig Procent, die adeligen Güter dreiunddreißig Procent und die bürgerlichen Besitzungen siebzehn Procent bezahlen müssen? Es muß in diesem Anschlage ein Irrtum sein: denn wenn man die Kosten des Landbaues zu dieser Abgabe hinzurechnet, so würde ja der Landmann zu seinem Lebensunterhalte nichts übrig behalten, oder, selbst wenn er zu leben hätte, so könnte die übrige Bevölkerung nicht dabei bestehen.

Doch eins von beiden muß der Fall sein: entweder ist die eben gemachte Rechnung richtig, oder sie ist falsch. Ist sie richtig, und beläuft sich schon jetzt die Besteuerung des Landes so hoch, dann ist es völlig unmöglich, sie noch weiter zu erhöhen, um den Ausfall der abzuschaffenden indirecten Abgaben zu ersetzen, da alsdann in Schlesien weder Ackerbau, noch Handel, noch Industrie stattfinden könnte, weil kein Ausländer des hohen Preises wegen den geringsten Handelsartikel in dieser Provinz kaufen, kein Inländer längere Zeit im stande sein würde, ihn zu bezahlen. Will man etwas kaufen, so muß man eben auf der einen Seite einnehmen, um auf der anderen ausgeben zu können.

Ist hingegen die Klage über die alten Abgaben in Schlesien übertrieben, so würde man ihr durch die Einführung neuer Steuern und Auflagen nur noch mehr Nahrung und einen höheren Grad von Berechtigung gewähren. Also will der Herr Graf die Scheinklage in eine wirkliche Klage verwandelt wissen.

Der Herr Graf, dessen Blicke in ganz Preußen nichts entgangen ist, der seinen Vorschlag ohne Zweifel vorher reiflich überlegt hat, wird wahrscheinlich wissen, daß die Cotnributionen

oder directen Steuern allenthalben nur mit der größten Mühe beigetrieben werden können. Weiß er aber auch wohl, daß die Regie in Westpreußen außer dem Fixum gewisse Contributionen einfordern mußte, die sonst von den dortigen Kammern abhingen? Die Contributionen mußte die Regie nicht selten selbst vorschießen. Unter andern mußte gegen die Stadt Fordon[1]) wegen eines dreijährigen Rückstandes von zweihundert Thalern Execution verfügt werden, und zuletzt mußte ich diese Contribution aus der Accisekasse, die ich zuletzt an Stelle der Besteuerung des Grundes und Bodens eingeführt hatte, bezahlen. Diese Accise trug jährlich an fünf tausend Thaler ein, die gewiß nicht von den Einnahmen der Stadt aufgebracht wurden. Welche directen Steuern will er denn an Stelle des aus der Fremde in das Land gezogenen Geldes setzen, welches er, sozusagen, dadurch von sich stößt, daß er den Ausländern alle Abgaben auf die von ihnen ins Land gebrachten Waaren erläßt, welche nach dem Beispiele von Fordon weit mehr einbrachten als die einheimischen?

Der Herr Graf hat von all dem nichts gesehen: er hat einzig und allein seiner Leidenschaft gegen das preußische Finanzsystem, welches er verschreit, ohne es zu kennen, Gehör gegeben, um an die Stelle desselben ein weit schlechteres und weit unklareres, weit gefährlicheres zu setzen.

Denn erstens hat er nicht bedacht, daß, wenn man alle Abgaben auf das Eigentum legt, der Unterthan zu Gunsten des Fremden zu Grunde gerichtet wird, weil der Fremde dann die Abgaben nicht mehr zu erlegen braucht, die ihn dem Staate, ohne daß er es merkt, zinsbar machen und die Geldmasse des Landes mehren.

Zweitens vergißt er, daß die enorme Erhöhung der Landsteuer notwendigerweise alle Landleute, die Industrie, den Handel und das Volk zu Grunde richten muß.

Die Landleute könnten nicht dabei bestehen, weil sie die Wirtschaftskosten und die Steuern nicht bestreiten könnten, ohne die Preise so wesentlich zu erhöhen, daß die Concurrenz mit

[1]) nicht weit von Bromberg

dem Auslande aufhören müßte, und sogar der Absatz im eigenen Lande trotz allen etwaigen Überflusses der Production schwierig würde.

Die Industrie ginge zu Grunde, weil sie gleichfalls die Preise erhöhen müßte, damit die Arbeiter bestehen könnten, so daß auch hierin die Concurrenz mit dem Auslande aufhörte.

Der Handel hörte auf, weil er sich nach Wegfall der Concurrenz mit dem Auslande auf das Inland beschränken müßte, und dort der Debit nicht viel bedeuten und sehr eingeschränkt sein würde.

Das Volk müßte in eine sehr schlimme Lage geraten, weil alles übermäßig teuer werden, und es dem gemeinen Manne bei der allgemein notwendig werdenden Einschränkung oft an Beschäftigung fehlen würde.

Der Herr Graf hat ferner nicht bedacht, daß die Landsteuer zu dem inneren Werte der Ländereien und ihrer Producte in keinem Verhältnisse stehen kann; denn die Preise der Producte sind ja unter sich verschieden, je nachdem der Boden gut, mittelmäßig oder schlecht ist. Man kann nicht auf jedem Boden alle Arten Korn bauen: hier ist leichter, dort schwerer Boden, hier Weizen-,[1]) dort Roggenland — hier wächst gutes, dort schlechtes Korn, obwohl Arbeit und Kosten gleich sind. Auf alles dieses müßte bei der Steuer Rücksicht genommen, dieselbe also willkürlich sein. Alle Welt aber weiß, was Willkür in Geldsachen für Folgen haben kann und meist auch wirklich hat.

Der Graf hat ferner nicht an die Kosten gedacht und wie schwer es ist, eine solche Landsteuer beizutreiben, weil man niemand seines Eigentums unter dem Vorwande berauben kann, daß man eine Forderung an ihn hat, und weil man ihn andererseits nicht im Besitze desselben lassen kann, ohne ihn der Gefahr auszusetzen, sich in anderer Weise zu ruiniren. Wird nämlich ein Eigentümer nicht gezwungen, seine Steuer zur rechten Zeit zu bezahlen, so vergißt er überhaupt, daß er etwas schuldig ist, verwendet das Geld zu anderweitigem Ge-

[1]) im Originale steht Wein- statt Weizen-, wohl ein Schreibfehler des Übersetzers

brauche und muß es doch endlich zuletzt mit einem male hergeben und dazu noch die Kosten der außerordentlichen Beitreibung tragen.

Hätte der Herr Graf diese verschiedenen Betrachtungen angestellt und beherzigt, so würde er eingesehen haben, daß es weit besser ist, die Bedürfnisse dadurch zu erleichtern, daß man die notwendigsten Gegenstände von jeder Abgabe befreit, und immer auf das Bedürfnis Rücksicht nimmt, wenn man neue Steuern auflegt, die nur alsdann etwas einbringen, wenn sie mäßig und freiwillig sind.

Er würde gesehen haben, daß ich meinen Zweck allein durch diese Mäßigung und Herabsetzung der Steuern erreicht habe: nur dadurch wurde es möglich, die Acciseeinkünfte in den preußischen Ländern, obgleich verschiedene Artikel gänzlich verboten wurden, nicht allein zu erhalten, sondern sogar zu vermehren. Dies würde ihm besonders bei dem Kaffee einleuchtend geworden sein, der bei einer Abgabe von sechs Groschen nur 300000 Thaler einbrachte, dagegen bei der Reduction auf die Hälfte 574000 Thaler abgeworfen hat. Er würde gesagt haben: man darf dem Volke nur die Consumtion erleichtern und es wird mehr consumiren. Er würde begriffen haben, daß *schwere* Abgaben zum Besten derer eingeführt werden müssen, denen sie die Mühe, sie zu erheben, bezahlen müssen — hingegen *leichte* zum Besten der Fürsten; die letzteren thun dem Volke weniger Zwang an, finden daher geringeren Widerstand und gewähren den Erhebern nicht genug Vorteil, um sie zu Vorschüssen und mißlichen Unternehmungen zu vermögen.

Der Herr Graf würde ferner eingesehen haben, daß Auflagen auf die Lebensbedürfnisse, im Verhältnisse der Quantität derselben erhoben, einem jeden die Freiheit lassen, selbst zu bestimmen, wie viel er geben will, weil Bedürfnis und Ausgabe stets frei und unbehindert bleibt, so lange das Notwendige nicht mit Lasten belegt ist — daß also bei der Consumtion der Nahrungsmittel die Quantität allezeit dem Willen des Consumenten überlassen war und zu keiner Klage Anlaß geben konnte, auf die man nicht gleich befugt gewesen wäre zu antworten: ihr

habt es ja bezahlen können oder wollen! — Daß bei den Gegenständen des täglichen Gebrauches die Abgabe eines halben Procents für die gröberen Artikel, eines Procents für die gewöhnlichen, zwei für die Bequemlichkeit und vier für den Luxus ein genaues und richtiges Verhältnis zwischen den Lasten und Vermögensumständen festsetzt und denjenigen, der keinen Überfluß hat, dadurch tröstet, daß er weiß, wieviel man für diesen Überfluß bezahlen muß.

Er würde begriffen haben, daß diese Erleichterungen den Reichtum des Staates ausmachen, weil er mehr an Millionen Pfennigen als an Millionen Groschen einnehmen würde, zumal bei Abgaben, welche alltägliche Artikel betreffen und die den Armen nur alsdann drücken, wenn er sie nicht in ganz kleinen und beinahe unmerklichen Summen entrichtet, und daß sich also ein Staat nicht anders bereichern kann, als wenn er die Lasten der Unterthanen vermindert.

Hätte der Herr Graf dies alles reiflich bedacht, so würde er sich gesagt haben: weil doch einmal die Finanzen der Fürsten nicht ohne Hilfsquellen bestehen können, so ist es ungleich besser, diejenigen Mittel zu gebrauchen, welche von der Willkür des Gebers abhängen und deren man sich dadurch versichert, daß man die steuerpflichtigen Gegenstände nicht vor Entrichtung der Abgabe dem Gebrauche überläßt — als das Eigentum selbst anzugreifen und den Eigentümer, sobald er die Contribution nicht abtragen kann, zu quälen und zu drücken.

80

Vielfach wurde über den Preis des Brennholzes geklagt, mit welchem Rechte, möge man dem folgenden Aufsatze entnehmen.

In allen Reisebeschreibungen, die von Berlin handeln, wird so viel Aufsehens von der Teuerung des Brennholzes in

[80] Teutscher Merkur 1787, IV S. 141 (Briefe eines Reisenden aus Berlin, im December 1785 und Januar 1786 geschrieben)

hiesiger Stadt gemacht, und alle Fremden, die nach Berlin kommen, beklagen sich so laut darüber, daß man glauben sollte, man müßte es hier teurer bezahlen, als irgendwo sonst in der Welt. Hauptsächlich kommt dieses Geschrei von den Gastwirten her, mit denen ja die meisten Fremden allein über solche Gegenstände reden, und die ihre Rechnung dabei finden, einen derartigen Glauben bestehen zu lassen, weil es dann weniger auffällt, wenn sie den Fremden — was wirklich in unverzeihlich hohem Maße geschieht — viel für Feuerung anrechnen. Allein die Berliner selbst beschweren sich ebenfalls darüber; sie sagen: „wir können wohlfeiles Brennholz verlangen, da wir ringsum von Waldungen umgeben sind", und darin haben sie Recht. Nur müssen sie deswegen nicht auf eine Einrichtung schelten, welche die Klugheit erforderte, als sie gemacht wurde, um so weniger, da sie noch immer weit besser als die Bewohner anderer deutschen Städte daran sind. Ein Haufen Holz — welches das Maß ist, nach dem man hier mißt — macht ungefähr so viel aus als fünf sächsische Klaftern, und kostet bei der in Berlin bestehenden Einrichtung selbst mitten im Winter nie mehr als achtzehn, höchstens zwanzig Thaler; augenblicklich[1]) gilt er sogar nur sechzehn Thaler acht Groschen. Die ganze Sache verhält sich folgendermaßen.

Früher war der Holzhandel stets vollständig frei gewesen, jeder Bauer durfte Holz schlagen, wo und wieviel er wollte, es nach der Stadt bringen und verkaufen. Reiche Leute, die einen ganzen Haufen auf einmal bezahlen konnten, befanden sich wohl dabei; sie kauften es von den Bauern selbst, und erhielten es wohlfeil. Desto schlimmer kam der Arme dabei weg; denn da die Bauern bald wieder aus der Stadt hinaus mußten, und sich nicht auf Detailverkauf einlassen konnten, so fanden sich Leute, die ihnen ihren Vorrat abnahmen, und ihn dann den Armen einzeln und zu außerordentlich hohen Preisen verkauften, so daß der arme Mann sein Holz drei oder vier mal so teuer bezahlen mußte als der reiche.

Im siebenjährigen Kriege war dieser Mißbrauch aufs

---

[1]) geschrieben im Januar 1786

Höchste gestiegen, und eine Menge schlechter Kerle ernährten sich bloß durch diesen schändlichen Handel. Als daher der König nach Berlin zurückkehrte, und von der Sache hörte, sann er auf ein Mittel, dem Übel zu steuern. Das beste schien vor der Hand zu sein, den ganzen Brennholzhandel einer Gesellschaft zu übergeben, die sich anheischig machen mußte, die nötige Quantität anzukaufen, und sie überall in größeren oder kleineren Mengen zu demselben Preise zu verkaufen.

Allerdings entstand daraus ein Monopol, und der Bemittelte mußte sein Holz etwas teuerer bezahlen als vorher; dafür erhielt es aber der Unbemittelte wohlfeiler als früher.

Jedermann erkannte die Notwendigkeit der Maßregel an, und alles segnete den Monarchen. Zwar versprach er damals, die Einrichtung solle nur einige Jahre bestehen, bis alles wieder in Ordnung sein würde, dann werde man auf noch weitere Erleichterung bedacht sein; das ist aber unterblieben, und die Inhaber des Monopols haben sich die Sache allerdings insofern zu Nutze gemacht, als die Holzpreise immer unvermerkt erhöht worden sind. Auch andere Mißbräuche haben sich eingeschlichen: die Gesellschaft verstand sich mit den Förstern, so daß diese nicht mehr darauf achteten, wo das Holz geschlagen wurde, sondern es da wegnehmen ließen, wo der Weg zum Fortfahren am kürzesten war. Dadurch litten dann die Wälder selbst. Endlich sind die Klagen so allgemein geworden, daß man schon davon spricht, das Octroi solle ganz aufgehoben werden, und der König sei willens, den Handel selbst zu übernehmen.

Das Schulwesen

81

In tiefem Verfalle befand sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das Schulwesen. So sehr auch der König davon überzeugt war, daß das Studium des Griechischen und Lateinischen die unerläßliche Grundlage der Jugendbildung sei, so kam er doch erst nach dem siebenjährigen Kriege dazu, diesen Fragen eine Aufmerksamkeit zu widmen, die freilich durch die Knappheit der Mittel in ihren Erfolgen sehr behindert war.

Einer der Grundschäden des Unterrichtswesens war die gesellschaftliche Notwendigkeit, französische Conversation zu lernen; dadurch wurde das Interesse an dem deutschen Schulwesen verringert, oft mochten auch wohl keine Mittel vorhanden sein, um beides zu thun, zu Hause Französisch lernen und eine ordentliche Schule besuchen zu lassen, und die Nachfrage nach brauchbarem französischen Lehrermaterial scheint, wie leicht zu verstehen ist, das Angebot nicht unerheblich überstiegen zu haben.

---

[81] Der 42jährige Affe, ein ganz vermaledeites Mährchen! Aus dem Französischen, zweiter Teil, Berlin 1786, S. 129

Für diese Verhältnisse sind folgende Schilderungen charakteristisch.

Sie kommen aus Frankreich, sind gewöhnlich verjagte oder entlaufene Kammerzofen, veraltete Theaternymphen, abgedankte Coquetten, lahm gewordene Tänzerinnen, verarmte Putzmacherinnen, Schneider- und Schustermädchen aus Paris, der Hauptstadt aller Narrheiten. Man spart keine Kosten, sich diese kostbaren Meubles in die Hauswirtschaft herbeizuschaffen. Kaum ist die junge Comtesse, der junge Graf geboren, da wird schon eine Staffette nach Straßburg, der Hauptstadt dieser sauberen Waare, abgefertigt. Was geschieht? Die pädagogische Pfuscherin läßt sich vierfach das Reisegeld bezahlen, kommt mit Extrapost, bringt in ihrem Koffer einige nichts bedeutende Florfetzen, und in ihrem Gehirne tausend Modethorheiten mit. Ihre Kenntnis besteht in einem Abrégé de morale, d'histoire, de géographie u. s. w. — denn ihre Nation hat alles in abrégés gebracht — und behandelt daher alles oberflächlich, besonders die Erziehung. Wenn sie sich einmal in einem Hause eingenistet haben, so bringt sie kein Teufel heraus, und nachdem die jungen Herren und Fräulein eine Menge Nichts erlernt haben, erhält die Erzieherin eine größere Pension auf Lebensjahre als mancher wackere Soldat mit dreißig Wunden von seinem Monarchen empfängt.

Die französischen Erzieher sind im Hauptzuge ihres Charakters den Gouvernanten bis auf die unmerklichsten Züge ähnlich. Man nennt sie Abbés. Sie sind größtenteils verkleidete Kammerdiener, Friseurs, Marqueurs, unglückliche Spieler von Profession, vergebliche Spaßmacher, banquerotte Modewaarenhändler, Pflastertreter, entsprungene Mönche oder Fechtmeister. Die Tanzmeister, die man in den ansehnlichsten Häusern sieht, sind keine Pariser, wie sie uns überreden wollen, sondern französirte Deutsche.

82

Viele französische Erzieherinnen sind dieses Namens in jeder Beziehung unwürdig. Die französische Sprache verstehen sie oft nur sehr unvollkommen: sie sprechen elend und schreiben noch elender. Es ist nicht selten, daß sie asteure schreiben statt à cette heure, oder j'ai Vous an demente parton, wenn sie meinen je Vous en demande pardon; falsche Constructionen, die gröbsten Sprachfehler und fehlerhafte Aussprache gehören nur allzu oft zu ihren Eigentümlichkeiten.

Der Unterricht der Kinder in nützlichen Kenntnissen ist nicht ihre Sache, wohl aber verderben sie das, was der Hofmeister oder ein anderer Lehrer — die außerhalb des Hauses wohnenden Lehrer nennen sie maîtres — gut gemacht hat.

Und wenn sie nur wenigstens wüßten, was es mit der Ausbildung des Charakters für eine Bewandnis hat! Eine Verbeugung à la mode française, ein Emporheben des Kopfes drei Zoll nach dem Rücken zu, einige französische Complimente ohne Saft und Kraft, enge Kleider, ein Schnürleib oder Corsett, welches, je höher es nach dem Halse zugeht, immer enger wird, eine Frisur, wie sie in Paris getragen wird, Auflegen von Puder nach dem feinsten Geschmack, Kleider, Bandschleifen und ähnliches — das nennen sie monde und lehren es die ihnen anvertrauten jungen Mädchen.

Dabei sind sie herrschsüchtig und tyrannisiren das Gesinde bis auf das Blut, vergessen oft die Ehrerbietung, welche sie ihrer Herrschaft schuldig sind, und werden manchmal Barbaren gegen ihre Zöglinge. „Galanterie", feine „Badinage", witzige „Plaisanterie", ein bon mot, eine attrape, ein impromptu, ein schalkhafter Blick auf die Stutzer, holdes Liebäugeln oder erhabenes Kopfnicken als Zeichen der Billigung dessen, was jemand in Gesellschaft sagt oder thut, eine „Arie" oder ein „Chanson", Geschmack für die belles lettres, das heißt für Feengeschichten, Romane, verliebte Fabeln und ähnliches — das alles verstehen sie meisterlich. Nur gelingt ihnen oft der Unter-

[82] Bemerkungen eines Reisenden durch die königlich preußischen Staaten. Altenburg 1779, I S. 573

richt insofern nicht, als die jungen Mädchen in ihrem zwölften Jahre häufig schon klüger sind, als die Französin in ihrem vierunddreißigsten — denn in diesem Alter pflegen die Erzieherinnen zu stehen.

Die Jugend würde gewinnen, wenn alle Französinnen abgeschafft würden, die Eltern deutsche Erzieherinnen wählten, oder, was das allerbeste wäre, wenn die Mütter die Erziehung selbst übernähmen.

Sehr viele Herrschaften in Berlin denken edel genug, die Männer zu schätzen, welche das Wohl ihrer Söhne begründen und befördern sollen. Manche dagegen sind leider unvorsichtig genug, die französische „Mamsell" dem klugen Mentor ihrer Söhne nicht nur vorzuziehen, sondern auch bei jeder Gelegenheit derartig zu belohnen, daß sich die stolze Dame wie ein Pfau brüstet, den Hofmeister kaum ansieht, und, von Dünkel geplagt, durch ihr gebieterisches und ungerechtes Wesen alles Gute zerstört, was jener mit saurer Mühe gepflanzt und zum Keimen gebracht hatte.

Erhält die unnütze, ja höchst schädliche Mamsell Kleider und andere kostbare Geschenke, so muß sich der Hofmeister sehr oft mit einem abgetragenen Rocke des gnädigen Herrn begnügen. Ihr wird mit großer und augenfälliger Achtung begegnet, er kaum über die Schulter angesehen — sie hat nichts zu thun, er alles — sie commandirt, er gehorcht — sie ist nach der gnädigen Frau die erste Dame im Hause, er rangirt kaum mit dem ersten Livreebedienten — sie schläft nach der neuesten französischen Sitte bis halb neun, er muß die Briefe des gnädigen Herrn schon um halb sieben concipirt haben — sie fährt aus, so oft es ihr beliebt, er darf kaum darauf rechnen, immer ausgehen zu dürfen — sie befiehlt den Bedienten, er muß den Herrn Johann ergebenst bitten — sie veranstaltet für das oder die gnädigen Fräulein einen café coiffé, sobald sie Neigung fühlt, allerhand schönes Gebäck zu essen, er darf sich nur selten einen einfachen, höchstens von Zwieback und Napfkuchen begleiteten Kaffee machen lassen — heiratet das Fräulein, so erhält sie Kleider und Schmucksachen sowie eine lebenslängliche Pension — gehen die jungen Herren auf

die Universität und der Hofmeister begleitet sie nicht etwa, so bekommt er ein kleines Geschenk und muß sich binnen vier Wochen nach einer anderen Wohnung umsehen.

83

Um die Reorganisation des höheren Berliner Schulwesens erwarben sich zwei Männer große Verdienste, Büsching und Meierotto. A. F. Büsching ist berühmt durch seine große Erdbeschreibung und entwickelte in Berlin eine erfolgreiche pädagogische Thätigkeit, nachdem er aus einer Pfarrstelle in Petersburg nach Preußen berufen worden war. Über die Berliner Schulverhältnisse berichtet er folgendes.

Der Minister von Münchhausen hatte im Jahre 1765 eine Untersuchung der hiesigen Stadtgymnasien veranlaßt. Dabei fand es sich, daß von allen das Berlinische noch die meisten Schüler hatte und noch nicht ganz von seinem ehemaligen Ansehen und seiner Blüte zurückgekommen war. Man kam auch in einer Conferenz auf dem Rathause darüber überein, daß es gut sein würde, das Kölnische Gymnasium mit dem Berlinischen zu vereinigen.

Das Gehalt der Lehrer verschaffte ihnen, auch wenn sie unverheiratet waren, geschweige denn, wenn sie Familien hatten, nicht einmal die wahre Notdurft, und daß es ihnen an derselben fehlte, sah man an ihrer Kleidung, ihrem Hausgerät und ihrem Büchervorrat. Ihre Wohnungen waren so schlecht, daß sie in einer mittelmäßigen Provinzialstadt nicht schlechter gefunden werden konnten.

Das Kölnische Gymnasium hatte einige gute Zimmer zu Classen, das Berlinische Gymnasium nicht eine einzige gute Classe. Als sie mir[1]) der Kriegsrat und erste Bürgermeister Riediger

[83] A. F. Büsching, eigene Lebensgeschichte, Halle 1789, S. 551 — [1]) der Verfasser war Director des mit dem Kölnischen Gymnasium vereinigten Grauen Klosters von 1767—1793

zeigte, sagte er, sie seien gut zu Weinkellern, und damit hatte er allerdings Recht, denn sie waren alle kellermäßig, unangenehm und ungesund, weil sie einige Ellen tiefer als Straße und Hof, in der Erde lagen. Zwei dieser elenden Classen waren nur durch einige Ellen hohe Bretter von einander getrennt, so daß man in keiner laut sprechen durfte, um die Nebenclasse nicht zu stören. Die Zugänge zu den Classen waren, wie die Classen selbst, offenbar seit Jahrhunderten nicht geweißt worden. Katheder und Bänke waren im elendesten Zustande. In der Schreibklasse standen nicht einmal ein paar Tische, sondern die Schüler mußten ihre Schreibebücher auf die niedrigen Bänke legen, und vor denselben zum Schreiben niederknieen.

Weil der Unterricht gewöhnlich um halb acht Uhr begann, war im Winter Licht nötig; nun fehlten aber die Leuchter, deren Stelle die Hände der Schüler vertreten mußten.

Zur Reparatur der Classen und Wohnungen war kein Geld vorhanden. Daß kleine Stücke vermoderten, verfaulten oder zerbrachen, wurde nicht weiter beachtet; wenn aber größere Reparaturen vorgenommen werden mußten, so geschah es mit geliehenem Gelde. Im achtzehnten Jahrhundert hatte die Stadtkämmerei schon sechsmal die Bauschulden bezahlt, und 1174 Thaler dazu hergegeben. Trotzdem hatte das Gymnasium noch 754 Thaler Bauschulden, nämlich 300 Thaler Capital und 454 Thaler Zinsen; denn die Zinsen konnten nicht abgetragen werden und übertrafen also das Capital an Größe.

Öffentliche Prüfungen der Schüler waren seit vielen Jahren nicht mehr veranstaltet worden, weil weder eine Magistratsperson noch sonst irgend ein angesehener Mann dabei erschien. Daher sagten die Rectores des Berlinischen Gymnasiums, es sollten keine Examina wieder sein, und Damm,[1]) Rector des Kölnischen Gymnasiums, sagte sogar zu seinen Collegen und sonst bei jeder Gelegenheit, das Gymnasium solle eingehen, und blieb eigenmächtig weg; doch kam er wöchentlich einmal in die

[1]) der bekannte Philologe, gestorben 1778

Classe des Cantors Buchholz, um sich zu erkundigen, ob nicht einige Groschen Leichengeld für ihn eingekommen seien.

So fand ich die Gymnasien, mit deren Vereinigung und Verbesserung ich mich beschäftigen sollte.

Die ehemaligen öffentlichen Lehrstunden waren frei gewesen, und nur die Privatlehrstunden bezahlt worden; jetzt muß ein für Berlin mäßiges Schulgeld in die Schulcasse erlegt, und alle Vierteljahre vorausbezahlt werden.

Die jetzt verwitwete Königin Elisabeth Christine ließ mich gnädigst an einem Montage zu sich einladen, ich aber trug kein Bedenken, diese Gnade diesmal abzulehnen, weil ich Nachmittags um zwei Uhr in dem Gymnasium zu lehren hatte. Am nächsten Mittwoch erfolgte eine neue Einladung, welcher ich Folge leistete. Als ich mich bei Ihrer Majestät Eintritt in das Speisezimmer ehrerbietigst entschuldigen wollte, weil ich es vorgestern gewagt hatte, die gnädige Einladung nicht anzunehmen, fiel mir die Königin in die Rede, rechtfertigte mich und versicherte, es gefalle ihr wohl, daß ich meiner Amtspflicht den Vorzug gegeben habe.

Etwa ein Jahr vor König Friedrichs II Tode ließ mich Ihre Majestät wieder zur Tafel laden. Da ich die Einladungen vornehmer und hoher Personen schon seit langer Zeit geziemend ausgeschlagen hatte, so beschloß ich, nun auch den letzten Faden zu zerreißen, der mich noch mit der großen Welt verband. Nach der Tafel, die durch nützliche Gespräche noch schmackhafter wurde, als sie schon an sich war, trat ich zu der Königin und redete sie auf eine Weise an, die sie vermutlich noch nicht erlebt hatte.

— Ew. Majestät, sagte ich, ich habe mich schon seit langer Zeit in mein Schneckenhaus zurückgezogen, habe es aber heute auf Höchstderoselben Befehl verlassen, um mich persönlich und mündlich für Dero mir auf die heutige Weise erwiesene allerhöchste Gnade unterthänigst zu bedanken. —

Die Königin verstand mich, und redete selbst von meinen vielen Arbeiten. Ich versicherte, daß ich die mir erwiesene königliche Gnade lebenslang im Gedächtnis behalten, verehren und preisen würde, und empfahl mich allerunterthänigst, und

Ihro Majestät entließen mich mit der ihnen eigenen königlichen Leutseligkeit.

84

Was Büsching für das Graue Kloster, war J. H. L. Meierotto (1742—1800) für das Joachimsthal, an welcher Anstalt er 1771 Professor geworden war. Über die Zustände vor seiner Übernahme der Leitung und seine reformirende Thätigkeit haben wir folgende authentische Nachricht.

Die Zeit vor der Ernennung Meierottos zum Rector des Joachimsthalischen Gymnasiums konnte man füglich die Zeit der Anarchie nennen. Es herrschte ein sehr roher und wilder Renommistenton darin. Neu eintretende Schüler auf das gröbste zu mißhandeln, die Inspectoren zu verhöhnen und öffentlich zu beschimpfen, ja selbst manche Lehrer in den Classen und im Speisesaale auszuzischen und auszutrommeln, Carcer- und Arreststrafen für eine Ehre zu halten — das alles war so ziemlich Regel. Im Äußeren zeichneten sich die Alumnen durch lange, bis weit über das Knie hinaufgehende, gewichste Stulpstiefel, gelblederne Beinkleider und große Hüte aus, deren Krempe auf der einen Seite fast die Schulter berührte. Die Schüler der unteren Classen mußten sich von den Primanern und Secundanern alles gefallen lassen, und die geringste Widersetzlichkeit zog ihnen körperliche Mißhandlungen zu. Fremde und Vorübergehende werden häufig beleidigt und gekränkt. Abends in großer Gesellschaft Tabak zu rauchen — was nach den Schulgesetzen streng verboten ist — dabei Bier im Übermaße zu trinken, und rohe Studentenlieder zu singen, und oft ganze Nächte beim Kartenspiel zusammen zu bleiben, war nichts ungewöhnliches; ja es kam selbst mehrere Male zu wirklichen Ausbrüchen wilder

[84] F. L. Brunn, Versuch einer Lebensbeschreibung J. H. L. Meierottos, Berlin 1802, S. 155

Rohheit. Die Gymnasiasten standen in der Stadt im übelsten Rufe, und Eltern und Vormünder fingen an, dem Institute ihr Vertrauen zu entziehen, was eine merkliche Abnahme der Schülerzahl zur unmittelbaren Folge hatte.

Am 25 April 1775 wurde Meierotto feierlich als Rector in sein Amt eingeführt. Sulzer[1]) hatte der Zügellosigkeit und dem Hange zur Renommisterei dadurch abzuhelfen gesucht, daß er eine Anzahl Stuben durchbrechen ließ, dieselben den Zügellosesten zur Wohnung anwies, und sie so unter die genaue Aufsicht eines Inspectors stellte, welcher nun diese Wohnungen, die einem langen, offenen Gange glichen, leicht übersehen konnte. Der Erfolg entsprach aber der Erwartung wenig oder gar nicht, so daß die Öffnungen wieder zugemauert wurden. Meierotto war überzeugt, daß gütliche Vorstellungen allein nicht zum Ziele führen würden. Er kam alle Tage, oft auch abends oder wohl gar noch in der Nacht nach elf Uhr in das Gymnasium und besuchte die Stuben; ja nicht selten weckte er die Trägen zum Morgengebete. Überall war er, und zwar stets unvermutet, zugegen, und nichts blieb ihm verborgen. Verschiedene ganz schlechte Alumnen wurden gleich anfangs fortgeschickt und andere bei dem geringsten Vergehen gegen die Gesetze mit Arrest oder Carcer bestraft, so daß kurze Zeit hindurch eine gewisse Mutlosigkeit unter den Alumnen entstand.

Aber das dauerte nicht lange. Die kühneren Alumnen ermannten sich im Vertrauen auf die mißgünstigen Gesinnungen mehrerer Lehrer gegen den neuen Rector bald wieder, schmiedeten allerlei Pläne, die sie nur etwas versteckter ausführten, und beobachteten bei Einleitung einer Untersuchung die strengste Verschwiegenheit, so daß nicht leicht einer den andern verriet. In Betreff der Kleidung thaten sie häufig gerade das Gegenteil von dem, was Meierotto wünschte; ja sie warfen sogar einmal, als er über den Hof ging, Stücke Holz nach ihm.

Nach diesem Vorfalle kam er in das Abendgebet, entließ nach Beendigung desselben sämtliche Inspectoren, und blieb

---

[1]) über Sulzer vergl. S. 124

allein mit den Alumnen. Darauf hielt er eine erschütternde Rede an sie, worin er unter anderem sagte:

— Ihr stellt mir nach dem Leben, ihr wollt mich umbringen! Wohlan, hier stehe ich, ein einzelner gegen Hundert! Tretet heraus, wenn ihr Mut habt, ergreift, mordet mich! —

Und nach einer Weile, während im ganzen Saale Totenstille herrschte, fuhr er fort:

— Nun, hat denn niemand von euch Bösewichtern den Mut, mich anzugreifen? Wovor fürchtet ihr euch? Seht, ihr elenden Menschen, wie schlecht eure Sache ist und wie euch der Mut mit einem Male ganz verläßt, sobald ich zu euch rede! —

So strenge aber Meierotto gleich anfangs in seinen Strafen und so hart er bisweilen bei Untersuchungen war, so väterlich und freundschaftlich benahm er sich doch auch gegen die gesamte Jugend. Besonders bemühte er sich, den Schülern mehr Ehrgefühl einzuflößen. Er redete die jungen Leute der oberen Classen, dem verfeinerten Zeitgeiste gemäß, nicht mehr mit Er an, wie er es schon früher mit den Supremanern gethan hatte, und die meisten Lehrer waren human genug, seinem Beispiele zu folgen und sich gleichfalls eines Tones zu bedienen, wie ihn die Sitte in den gebildeten Volksclassen eingeführt hat, wenngleich manche sich nicht so leicht an das Sie gewöhnen konnten und sich dafür häufig des Wir oder man bedienten.

Den häufigen Besuch der Alumnenstuben benutzte er zu vertraulichen Gesprächen, leitete die Alumnen in ihren Studien an, und nahm Gelegenheit, ohne Aufsehen manche Verbesserung einzuführen. Die häufigen Entschuldigungszettel der Inspectoren, in welchen Alumnen bald als an Kopf-, bald als an Zahnschmerzen leidend aufgeführt wurden, hörten sehr bald auf, da er sich persönlich über die angeblichen Krankheiten unterrichtete.

Schon im August 1776 konnte er in einem Berichte über den Zustand des Gymnasiums sagen: „das Kartenspielen nimmt ab, das Tabakrauchen verliert sich merklich. Einem über zwanzig Jahre alten Alumnus, etwa einem Lithauer, der fünf Jahre lang schon täglich vier bis fünf Pfeifen geraucht hat, es so ganz auf einmal abzugewöhnen oder zu untersagen, halte ich

entweder für unmöglich oder doch für der Gesundheit nachteilig. Ich bin zufrieden, wenn es nach und nach abnimmt. Will aber ein Knabe, bloß um ein Bursche[1]) zu sein, rauchen, so werden alle Mittel dagegen angewandt. Das beste möchte wohl noch sein, ihn, wenn man ihn zum ersten Male mit einer Pfeife entdeckt, dieselbe auf der Hauptinspection rauchen und dort vor aller Augen die Miene machen zu lassen, zu welcher ein unerfahrener Raucher gewöhnlich sein Gesicht verzerrt."

---

1) Student

Die Dienstboten

85

Eine Schilderung des Berliner Lebens vor hundert Jahren würde unvollständig sein, wenn die Dienstbotenfrage darin unberührt bliebe. Wie es damit aussah, lernt man von einer Mitarbeiterin (damals ein seltener Fall) der von Gedike, dem schon früher erwähnten Schulmann, und Biester, zweitem Bibliothekar an der königlichen Bibliothek, herausgegebenen „Berlinischen Monatsschrift."

Über das weibliche Gesinde

Für die erste und schädlichste Quelle des zunehmenden Verderbens des Gesindes halte ich den beinahe alle Schranken übersteigenden Kleideraufwand. Sonst pflegte ich es wohl für Eigensinn zu halten, wenn ich Hausfrauen sah, welche ihren Mägden diese oder jene Form des Anzuges zu tragen untersagten — nun aber habe ich schon längst zu meinem eigenen Nachteile erfahren, daß mit Form und Schnitt die Meinung dieser Leute von sich selbst und ihre Ansprüche ebenfalls eine ganz andere Gestalt gewinnen. Eine Dirne, welche die hier gebräuchliche Haub' und Mütze mit einer Haube — oder in ihrer

[85] F. U.... geb. R. in F. Gedikes und J. E. Biesters Berlinischer Monatsschrift XI 1788, S. 678

Sprache Dormeuse — mit Band vertauscht, ekelt bald die Arbeit an, welche sie sonst mit ihrer Mütze willig zu verrichten pflegte. Eine solche Dormeuse zieht bald einen falbalirten Anzug nach sich; zu diesem gehört ein bekräuseltes Flortuch. Dies grenzt nun schon ganz nahe an eine florne Schürze. Um die Eleganz vollkommen zu machen, wird endlich des Sonntags das Haar gekräuselt und durch Puder und Pommade verschönert. So wird oft die häßlichste Raupe in einen buntschimmernden Schmetterling verwandelt. Ohne Metapher: die schmutzigste Küchenmagd wird so auf diese Weise, der äußeren Form nach, in eine zierliche Zofe umgeschaffen.

Natürlicherweise gefällt sie sich so, und wendet alles an, sich diesen Anzug zu erhalten, zu verschönern und zu vervielfältigen. Ein Mittel hierzu dünkt ihr die Zahlenlotterie. Sie setzt, gewinnt eine Kleinigkeit, setzt wieder — verliert, und verliert immerfort. Für diesen Verlust soll ihr nun der Einkauf besonders solcher Dinge, die keinen bestimmten Preis haben, Ersatz geben. Aber auch dieser Betrug, der in ihrer Kunstsprache Eimergeld heißt, reicht nicht hin, um ihre Putzsucht zu befriedigen.

Zu der Legion einheimischer Dienstmägde kommt jährlich eine nicht geringe Anzahl Recruten aus den Provinzen hinzu. So lange dieselben in ihrer einfachen Tracht recht und schlecht einhergehen, werden sie keineswegs zu den Zirkeln der verfeinerten Köchinnen und Hausmädchen zugelassen: dann erst wird der Ankömmling in die edle Schwesterschaft als meine beste und meine liebe — denn mit diesen traulich süßen Beinamen pflegen sie sich nach dem Beispiele ihrer jungen Damen zu nennen —, wenn sie sich nach Berliner Schnitt ausstaffirt hat. Das kleinstädtische, biedere Mädchen ahnt anfangs nichts Arges; erst schüchtern, dann, bei jeder Wiederholung schneller fortschreitend, besucht sie mit den anderen jene schädlichen öffentlichen Locale, die schon zu einer verderblichen Menge angeschwollen sind — ich meine die Tanzhäuser. Hier würden sie den Stutzern in Livree zum Gespötte werden, wenn sie nicht die englischen und französischen Pas und alle Touren der Tänze zu machen müßten. Deshalb wird in verschiedenen Häusern und Gärten Unterricht im Tanzen für

Dienstmägde und Lakaien gegeben. Unter anderen giebt ein müßiger Schneidergeselle in einem Garten in der Landsberger Straße für zwei Groschen die Stunde Unterricht. Dahin eilt nun öfters die Köchin vom Markte, setzt ihren Einkaufseimer vom Arme ab, spannt ihre breiten Füße ins Fußbrett, oder stolpert schwerfällig eine französische Quadrille, indes ihre arme wartende Hausfrau in der rauchenden Küche schwitzt.

Gewiß giebt es in unserer Stadt noch gute und rechtschaffene Dienstboten; aber das Häuflein der Guten wird immer kleiner, und wenn wir zurücksehen, wie es sich in diesem Falle von zehn zu zehn Jahren verändert hat, so dünkt mich, können wir wohl nicht für die Zukunft stehen oder sagen: hier ist die Grenze, weiter wird das Übel nicht greifen!

Ich bin indessen überzeugt, daß einem großen Teile des Übels dadurch abgeholfen werden könnte, daß für das weibliche Gesinde eine förmliche Kleiderordnung entworfen würde. Niemand ist wohl weniger als ich geneigt, das wahre Glück und die Zufriedenheit der Söhne und Töchter der Dienstbarkeit einschränken oder stören zu wollen. Aber ihre Zufriedenheit sollte denn doch der Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft nicht verderblich werden dürfen. Ich würde bloß solche Einrichtungen vorschlagen, durch welche sie am Ende ihr eigenes Bestes befördert sähen. Sie sollten zu einer einfacheren Tracht zurückgeführt, und in die Unmöglichkeit versetzt werden, einen Aufwand zu machen, der ihren *ehrlichen* Erwerb übersteigt. Manches rechtschaffene Mädchen, das sich nur durch das Beispiel und aus Furcht vor der Zurücksetzung von ihres Gleichen hinreißen läßt, würde es sich gern gefallen lassen, wenn sie sich, statt unnützen Flitterstaat anschaffen zu müssen, etwas zu ihrer Ausstattung ersparen könnte.

Sehr vortrefflich wäre es, wenn meine geliebten Mitbürgerinnen allgemein den Entschluß faßten, ihren Untergebenen ein Beispiel der Mäßigung in Betreff eingebildeter Bedürfnisse zu geben. Unser Luxus vermehrt die Zahl der Hagestolzen, die Ehelosigkeit der Männer, oder macht die Dienstmägde keck, weil sie bei der geringsten eingebildeten Beschwerde sogleich auf den Dienst bei einem einzelnen Herrn zu pochen pflegen.

Wenn ich etwas vorzuschlagen hätte, so wäre zur Einrichtung einer solchen Kleiderordnung eine weibliche Ratsversammlung zusammen zu bringen: eine solche würde, denke ich, für diesen besonderen Fall am unbestechlichsten sein. Die Tracht des weiblichen Gesindes müßte weder auszeichnend noch entstellend sein: denn dadurch würde sonst wieder auf der anderen Seite geschadet werden. Nein: einfach, reinlich, von dauerhaftem Zeuge und vorteilhaftem Schnitte müßte sie sein. Denn warum sollte das Mädchen in kurzem Wams nicht ebenso gut Mädchen sein als das Fräulein mit fliegendem Gewande und jede andere Tochter Evas? Aber nie sollte das Dienstmädchen in Seide rauschen, nie müßte ein atlassner Pelz um ihre Schultern knistern, kein Florputz sich um ihre Brust blähen, keine Stickerei auf Mütze und Schuhen prangen. Kleidung von Camelott, Camis[1]) oder anderem wollenen Zeuge — Kattune, die gewisse Preise nicht überschreiten dürften — höchstens Halbseide zum Brautanzuge würde ich ihnen gestatten. Schnitt und Form hinge indes, jedoch unter gewissen Einschränkungen, von ihnen selbst ab. Denn wo giebt es unter dem Monde ein Mädchen, welches ihre natürlichen Vorzüge nicht gern noch höbe? Wo die Häßliche, die sich nicht gern erträglicher zeigte? Erst dann, wenn das Mädchen die Frau eines sich ehrlich ernährenden Mannes geworden wäre, dürfte ihr ein seidener Anzug verstattet werden, falls ihr nämlich die Vermögensumstände ihres Mannes diesen Aufwand erlauben.

Sollten diese hingeworfenen Gedanken einer weiteren Beherzigung nicht unwert scheinen, so dürfte ich mir vielleicht mit der Hoffnung schmeicheln, daß weise und patriotische Männer meinen rohen Entwurf weiter ausbildeten. Gelänge es ihnen dann, ihren besseren Plan zur Ausführung zu bringen, so würden sie sich dadurch ein gewiß sehr ehrenvolles Verdienst um die bürgerliche Gesellschaft und besonders um die Beförderung häuslichen Glücks erwerben, und jede rechtschaffene Frau würde ihnen einen großen Teil ihrer Ruhe und Zufriedenheit verdanken.

1) Camis oder Damis. In dem belgischen Orte Camise blühte Flachs- und Baumwollspinnerei

Krankheit und Tod

86

Ueber die ärztlichen Verhältnisse giebt Formey folgende authentische Auskunft.

Die Grundgesetze, auf welchen die Medicinalverfassung beruht, bestimmen mit Genauigkeit die Grenzen, welche die verschiedenen Medicinalpersonen von einander trennt und welche sie gegenseitig nicht übertreten sollen. Trotzdem hört man nur zu häufig Klagen über das Unwesen der Afterärzte. Der Pöbel aus allen Ständen hängt sich an diese Charlatane mit einer Art von Wut, welche bis jetzt weder Vernunftsgründe noch Gesetze zu besiegen imstande waren. Es giebt daher noch immer geheime Arzneimittel und sympathetische Curen, die vom gröbsten Aberglauben zeugen. Auch vergeht selten ein Jahr, in welchem nicht ein medicinischer Glücksritter in Berlin auftritt und entweder ein allgemeines Specificum zu haben, oder wenigstens die unheilbarsten Übel heilen zu können vorgiebt und selten verfehlt ein solcher Mensch bei uns seinen Zweck, sich zu bereichern. Schäfer, kluge Weiber und dergleichen mehr werden ebenfalls häufig um Hilfe angegangen.

---

[86] L. Formey, Versuch einer medicinischen Topographie von Berlin, Berlin 1796, S. 283

Aber die Medicinalgesetze werden nicht allein von derartigen Leuten übertreten, sondern es handeln auch viele Medicinalpersonen selbst dagegen. Zum Beispiele sind die Wundärzte auf das schärfste angewiesen und eidlich verpflichtet, sich aller inneren Curen ohne Ausnahme zu enthalten. Trotzdem praktisiren sie öffentlich, ohne sich an diese Bestimmungen zu kehren. Einige unter ihnen haben sich allerdings durch Fleiß einige medicinische Kenntnisse verschafft, den meisten aber fehlt es vollständig daran, und der durch sie angerichtete Schade ist unübersehbar. Der Bürger und der Mann aus dem Mittelstande nimmt in Krankheitsfällen gewöhnlich zuerst seine Zuflucht zu dem Wundarzte, und der Arzt wird erst dann zu Rate gezogen, wenn die Gefahr aufs höchste gestiegen ist. Es wäre wohl Zeit, daß ernstliche Maßregeln gegen diesen Mißbrauch sowie gegen die Art des Anfertigens der Recepte in den Apotheken getroffen würden; obgleich nämlich die Apotheker darauf vereidet sind, nur die von approbirten Ärzten unterschriebenen Recepte anzufertigen, so kehren sie sich doch nicht an das Verbot, sondern verabfolgen die gefährlichsten Mittel und selbst Gifte, sobald sie nur in der Form eines Receptes verlangt werden.

Berlin hat gewöhnlich vierzig bis fünfzig praktisirende Ärzte. Diese Zahl wäre auch für den Umfang der Stadt und ihre Bevölkerung nicht zu groß, wenn sie nicht, wie bemerkt, stets in ihren Rechten beeinträchtigt würden. Außer ihnen haben alle Regimentschirurgen, deren Zahl sich auf acht bis zehn beläuft, das Recht, zu praktisiren.

Unter unseren Ärzten giebt es Männer, die in der Wissenschaft Epoche gemacht haben, und viele, welche durch ihren Fleiß und ihre Kenntnisse das in sie gesetzte Zutrauen vollständig gerechtfertigt haben. Die Wissenschaft wie die Menschheit würde dabei gewinnen, wenn Eintracht, gegenseitiges Vertrauen und Achtung ebenso allgemein unter ihnen wäre, als es jetzt Neid und Scheelsucht ist.

87

Über die Sterblichkeit giebt derselbe Gewährsmann eine Auskunft, welcher wir den Bericht über eine Gefahr für das Leben angeschlossen haben, die damals in Berlin besonders erheblich gewesen zu sein scheint.

☙ Obgleich die Sterblichkeit in Berlin weit beträchtlicher ist als auf dem Lande, so ist sie doch geringer als in anderen großen Städten. Nach Süßmilchs (Göttlicher Ordnung erster Teil, S. 109) Berechnung ist sie nur als 1 : 28 in Berlin anzunehmen, während sie in anderen großen Städten gewöhnlich 1 : 25 und nicht selten 1 : 24 beträgt. Im sechsten Jahre stirbt hier der einundvierzigste und in zehn gemischten Jahren der achtunddreißigste Mensch.

Die größere Sterblichkeit in Berlin sowohl als in anderen großen Städten fällt besonders bei Kindern auf. Man kann annehmen, daß in Berlin die Summe der in den Kinderjahren gestorbenen mehr als die Hälfte der Gesamtzahl aller Gestorbenen beträgt, und daß mehr als die Hälfte aller Geborenen in den ersten Jahren ihres Lebens wieder zu Grabe getragen wird. Wie in jeder großen Stadt so ist es eben auch in Berlin ein besonderes Glück und eine wirkliche Kunst, Kinder groß zu ziehen.

In den letzten fünfzehn Jahren, nämlich von 1779 bis 1794, starben überhaupt in Berlin 76214 Menschen, worunter sich 40008 Kinder befanden. Die Anzahl aller in diesem Zeitraume geborenen betrug 76331, von denen, wie oben angeführt, 40008 in den Kinderjahren starben. Es verhalten sich demnach die gestorbenen Kinder zu den in diesem Zeitraume geborenen wie 1 zu $\frac{36323}{40008}$, während auf dem Lande das Verhältnis nur wie 1 : 5 ist. Dieser große Unterschied, welcher auf 10000 eine Differenz von 1000 ausmacht, hängt

---

[87] L. Formey, Versuch einer medicinischen Topographie von Berlin, Berlin 1796, S. 129

mit mannichfachen Ursachen und zum Teil auch wohl mit der schwächeren Constitution der städtischen Eltern zusammen.

Die in diesen Jahren vorkommenden Kinderkrankheiten tragen ebenfalls viel zu dieser großen Sterblichkeit bei.

Ebenso auffallend ist dieselbe zwischen dem zwanzigsten und fünfundvierzigsten Lebensjahre. Statt 145, welche in diesem Alter von 1000 Personen sterben sollten, werden durchschnittlich 191 zu Grabe getragen. Auf jedes Tausend kommen also sechsundvierzig mehr. Diese größere Sterblichkeit in der schönsten Periode des menschlichen Lebens ist eine Folge einerseits des Luxus und der Üppigkeit, andererseits der Armut und Dürftigkeit. Gerade in diesen Jahren beherrschen die Leidenschaften den Menschen in voller Stärke, und ein jeder sucht sie nach seiner Art zu befriedigen. Wer einmal fünfundvierzig Jahre erreicht hat, schweift selten aus, kennt den Grad seiner Kräfte und den Wert seiner Gesundheit besser und wendet mehr Sorgfalt darauf, beide zu erhalten.

Im Durchschnitt verhalten sich in Berlin die Geborenen sowohl wie die Verstorbenen zur Zahl aller Einwohner wie 1 zu 28, in Wien dagegen stirbt gewöhnlich der neunzehnte Mensch.

88

Zur Verhütung des Tollwerdens der Hunde ist das sogenannte Wurmschneiden bei uns gesetzlich befohlen. Wie unnütz, unzweckmäßig und selbst lächerlich diese Operation ist, welche darin besteht, daß den Hunden von approbirten Wurmschneidern ein Knorpel unter der Zunge herausgeschnitten wird, ist längst erwiesen. Es ist daher äußerst wichtig, auf ein Mittel zu denken, welches in wirksamer Weise gegen das Tollwerden der Hunde angewandt werden könnte; die Ohnmacht unserer Kunst gegen die Folgen des Bisses wütender Hunde und gegen

[88] L. Formey, Versuch einer medicinischen Topographie von Berlin Berlin 1796, S. 139

die dann bei den Menschen ausbrechende Wasserscheu ist ein triftiger Grund mehr, derselben durch Verminderung der Hunde vorzubeugen.

Seit einigen Jahren benutzen die Landleute in unseren Gegenden die Hunde zum Transport der Milch, die sie hierher schicken: sie spannen die Hunde vor kleine Karren und im Winter vor kleine Schlitten. Werden aber die Hunde zur Arbeit angehalten, und müssen beständig im Joche liegen, so lehrt die Erfahrung, daß sie noch leichter toll werden, und wenn gleich die von der Medicinalbehörde officiell angestellten Untersuchungen gelehrt haben, daß bis jetzt keiner dieser Hunde toll geworden ist, so erfordert doch die erwähnte Gewohnheit der Landleute besondere Aufmerksamkeit.

89

Ferner kommt noch die Not zur Sprache, welche die Verstorbenen den Lebenden bereiten; darüber möge man die beredten Ausführungen Gerikes lesen, zumal da derselbe auch eine in unserer Zeit in doppeltem Sinne brennend gewordene Frage, die Feuerbestattung, berührt, freilich charakteristischer und dem Zeitgeiste der Nützlichkeit entsprechend, eigentlich nur vom Standpunkte des Holzverbrauches aus; er ging dabei offenbar von dem Gesichtspunkte aus, den Alten habe das Verbrennen für jede Leiche große Holzmassen gekostet, was bekanntlich keineswegs der Fall war, da die Leiche in einer Art Hemd von Drahtgeflecht durch Verwendung von Theer verbrannte und also der Holzstoß gar nicht sehr groß zu sein brauchte.

Man sollte glauben, es sei auch dem einfältigsten Menschen begreiflich zu machen, daß es eine Ungereimtheit ist, das Gotteshaus zu einer Totengruft zu machen, sei es nun, daß man die Leichen unmittelbar in dem Fußboden der Kirche ver-

[89] Friedrich Gedike, Vermischte Schriften, Berlin 1801, S. 215 (geschrieben 1785)

scharrt, oder dieselbe mit Gewölben unterminirt, oder gar — wie bei manchen Kirchen in Berlin — mit den Sitzen der Gemeine parallel eigene Zimmer in der Kirche zur Aufbewahrung der übereinander aufgetürmten Leichen anlegt. Man sollte glauben, der einfachste Verstand müsse begreifen, wie leicht durch die Ausdünstungen der Verwesung gefährliche Krankheiten verursacht und schnell und epidemisch verbreitet werden können — wovon man nur zu häufige Beispiele hat — und daß es widersinnig sei, dem Toten für baare Bezahlung das Privilegium des Tötens zu erteilen.

Aber der Kampf gegen Gewohnheit, Eitelkeit und religiöse Vorurteile, die hier verbündet streiten, ist schwieriger als der des Hercules gegen die hundertköpfige Hydra. Besonders so lange viele Prediger diese abscheuliche Sitte durch ihr eignes Beispiel heiligen, und, sei es aus Stolz oder aus Mangel an Einsicht, die Beerdigung in der Kirche als anständiger für sich ansehen, und dadurch auch bei manchen schwachen und eitelen Laien das Verlangen wecken, lieber an der Seite ihres Beichtvaters als mitten unter dem unheiligen Pöbel zu verwesen — so lange, sage ich, so viele Prediger diesen Luxus begünstigen, statt öffentlich als Lehrer des Volkes dagegen zu eifern, so lange wird das Vorurteil, daß ein Begräbnis in der Kirche ehrenvoller und vornehmer sei, bestehen bleiben, und der reiche Bösewicht, wenn er nur will, auch nach seinem Tode Gelegenheit erhalten, seinen Mitbürgern zu schaden, und, was er ihnen im Leben nicht nehmen konnte — die reine Luft — ihnen im Tode, wenigstens an einem Tage in der Woche zu rauben.

Denn, würde diese Ehre — falls es überhaupt eine Ehre ist — nur solchen Männern zu Teil, welche sich wirklich um Staat und Kirche verdient gemacht haben, und für deren Verdienste ein Grab in der Kirche das Zeichen öffentlicher Dankbarkeit und Anerkennung wäre, so könnte man zwar immer noch einwenden, es sei nicht nur ungereimt, sondern auch ungerecht, das Verdienst eines Verstorbenen auf Kosten der Gesundheit so vieler Lebenden zu ehren, aber man könnte sich doch diese übelverstandene Dankbarkeit immerhin eher gefallen lassen

als die Ungereimtheit, die ehrenvollere Beisetzung an jeden, der Lust hat, für die Taxe zu verkaufen. Dieser Umstand verrät den Ursprung der Einrichtung genugsam: sie konnte eben nur in einer Kirche entstehen, in welcher selbst die Vergebung der Sünden und die Erlösung von den Strafen des künftigen Lebens für klingende Münze feil ist. Wahrlich, Protestanten sollten sich schämen, diesen katholischen Mißbrauch noch länger bei sich zu dulden.

Niemand kann, wenn es auf die Abschaffung des Begräbnisses in den Kirchen ankommt, eine giltigere Stimme haben als der Arzt, der ja außerdem gar kein eigenes Interesse daran hat, ob die Toten auf dem Kirchhofe oder in der Kirche, in der Stadt oder außerhalb derselben beigesetzt werden. Nun erklären aber fast alle Ärzte einstimmig die Begräbnisse in den Kirchen und die freilich weniger verderblichen, aber doch auch noch immer schädlichen Kirchhöfe innerhalb der Städte für eine der Gesundheit ihrer Mitbürger höchst gefährliche Einrichtung. Aber trotz aller Gründe, mittelst deren bisher Physik, Arzneikunst und Menschenliebe gegen diese abscheuliche Gewohnheit gestritten haben, dauert sie überall fort, wo sie nicht die starke Hand der Regierung selbst vertilgt hat.

Eben deshalb muß es eine für jeden Menschenfreund erfreuliche Nachricht sein, daß gerade jetzt unsere Regierung und Polizei, namentlich in Berlin, aufs neue ernstlich darauf bedacht ist, den Mißbrauch dieser Entheiligung der Kirchen abzuschaffen, ohne sich durch die Schwierigkeiten, welche diesem wohlthätigen Plane entgegenstehen, abschrecken zu lassen. Zeigt sich dann in künftigen Jahren in den Sterblichkeitslisten eine merklich geringere Zahl jährlicher Todesfälle — woran ich nicht zweifle —, welches erhabene Gefühl muß dann den Patrioten bei dem Gedanken beleben, daß er durch seine Bemühungen vielleicht Hunderten von Menschen das Leben verlängert hat!

Diese Worte wurden im Jahre 1785 niedergeschrieben; aber man ist seitdem (bis zum Jahre 1801) in Berlin um nichts weiter gekommen. Mehr als einmal hat das Generaldirectorium als die Haupt-Landespolizeibehörde, vereinigt mit dem Medicinaldepartement, mehr als einmal hat das Berliner

Polizeidirectorium mit Einsicht und Eifer an der Abstellung des Mißbrauches gearbeitet. Aber noch immer sind alle Versuche völlig fruchtlos geblieben, weil die Kirchen und Kirchendiener nichts von ihren Einkünften verlieren wollten, und sich die von ihnen geforderte Entschädigung so hoch belief, daß kein angemessener Fonds zur Bezahlung derselben gefunden werden konnte. Wieweit steht hierin Berlin hinter vielen anderen großen, ja kleinen Städten zurück, in denen jene menschenmörderische Einrichtung längst abgeschafft ist!

Freilich sind unsere protestantischen Kirchen durchweg sehr arm im Vergleich mit den katholischen. Sie können sich nicht durch Seelenmessen und Handel mit heiligen Bilderchen und geweihten Amuletten bereichern. Es wäre also zugleich hart und unklug, ihnen eine Einnahmequelle verstopfen zu wollen, deren sie zu ihrer eigenen Erhaltung und zur Besoldung ihrer Prediger bedürfen, ohne gleichzeitig für einen Ersatz zu sorgen. Aber sollte diese Schwierigkeit unüberwindlich sein? Wir haben in Berlin ein eigenes Leichencommissariat; man könnte fragen: wie kommt es, daß dasselbe nicht zum Besten der Kirchen verwaltet wird? Hat man die Beerdigungsanstalt, so sehr sie ihrer Natur nach in den Geschäftskreis der Polizei fällt, zur Kirchensache gemacht, warum ist sie es dann nur halb? Da ferner die aus den Kirchenbegräbnissen gezogenen Einkünfte doch lediglich auf die menschliche Eitelkeit berechnet sind — sollte es denn kein Mittel geben, diese Eitelkeit ohne Gefahr für die Lebenden und zugleich ohne Nachteil für die Kircheneinkünfte in Contribution zu setzen? Keine Auflage ist gerechter als eine auf die Bedürfnisse und Wünsche der Eitelkeit gelegte, keine Taxe ist ergiebiger. Je höher sie ist, desto mehr Reiz hat sie für den Eiteln, sobald er sie nur irgend bezahlen kann.

Könnte man also nicht zum Besten der Kirchen eine eigene Abteilung auf den Kirchhöfen einrichten, die allenfalls über dem andern Raume zu erhöhen und besonders zu verzieren wäre, und dieselbe für diejenigen bestimmen, welche sich auch im Tode nicht gemein machen mögen? Es versteht sich, daß sie diese Ehre bezahlen müßten, und eben deshalb würde sie kein Vernünftiger um ihren Vorzug beneiden. Könnte man

nicht ferner auf jede Art von Denkmälern, von dem schwarzen hölzernen Kreuze bis zu dem prahlenden Leichensteine, und von diesem bis zum prunkvollen Mausoleum, eine verhältnismäßige Abgabe legen, die den Kirchen zu Gute käme? Allenfalls könnte man ja auch Kenotaphia in der Kirche gestatten, oder auch in einer Urne die Asche dessen, der sich nach alter Sitte verbrennen lassen will, in der Kirche aufbewahren, wofern nicht jene Art der Bestattung in unseren Tagen, der so notwendig gewordenen Holzersparnis zu Gefallen, ebenso verabscheut werden sollte, wie sie ehemals, den schiefen Anschauungen über die Auferstehung zu Gefallen, den ersten Christen ein Greuel war.

Doch Vorschläge sind leicht; die Ausführung hat ihre Schwierigkeiten. Aber Heil und Segen dem Manne, welcher sich, wo es auf Leben und Gesundheit seiner Mitbürger ankommt, durch keine Schwierigkeit irre machen läßt! Kein Geistlicher sollte doch nur deshalb, weil er freies Begräbnis in der Kirche hat, die schreckliche Gewohnheit der Kirchenbegräbnisse durch sein Beispiel begünstigen! Wir sind nicht so unbillig, behaupten zu wollen, daß diejenigen, welche sich bisher ein solches Begräbnis für sich selbst nicht ausdrücklich verbaten, die es etwa deshalb unterließen, weil sie ihrer Meinung nach zu einer höheren Menschenclasse gehörten, gegen deren vermeinte Ehre die Gesundheit anderer nicht in Betracht kommen konnte — wir wollen lieber sagen: sie thaten es aus Mangel an Einsicht. Möge ihnen die Erde leicht sein! Die Unglücklichen sind zu bedauern, die lieber in den dumpfigen Tempeln der Menschen, als in dem freien, offenen Tempel des Allmächtigen schlummern wollen: der Samen der Unsterblichkeit reift in ungeweihtem Boden ebenso gut als an heiliger Stätte.

Das geistige Leben

90

Ueber das literarische Leben in Berlin giebt ein unbefangener und nicht sehr kritisch gestimmter Gewährsmann, der schon früher angeführt worden ist, eine Auskunft, die in starkem Gegensatze zu der sonst vielfach herrschenden Abneigung gegen die Berliner Kritik steht. Seine warme Anerkennung der von Nicolai herausgegebenen Allgemeinen Deutschen Bibliothek scheint übrigens nichts genützt zu haben, wenigstens haben wir in derselben keine Besprechung der Reisebriefe des angeblichen Franzosen finden können.

Unter den zahlreichen verdienten Berliner Gelehrten, die nichts, nicht einmal Mitglieder der Akademie sind, war mir die Bekanntschaft mit dem Juden Moses Mendelssohn, den Herren Büsching, Teller, Spalding, Ramler, Nicolai und der Frau Karsch vorzüglich interessant.

Mendelssohn ist einer der merkwürdigsten Schriftsteller Deutschlands. Seine Werke haben eine solche Eleganz, und seine Sprache ist so reich, daß er mit der Zeit classisch werden muß. Er ist Vorsteher einer ziemlich beträchtlichen Handlung,

---

[90] Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland 1784, II S. 157

und treibt Philosophie, sobald er Muße dazu hat. Jetzt beschäftigt er sich in seinen Mußestunden mit Beiträgen zur Aufklärung seiner zerstreuten Glaubensgenossen. Er hat auch in seinem Umgange die Eleganz, welche ihn als Schriftsteller auszeichnet, und die sein unvorteilhaftes Äußere vergessen läßt.

Büsching, Teller und Spalding sind Oberconsistorialräte. Büsching ist der größte bekannte Geograph in Europa. Seine Beschreibung unseres Weltteils übertrifft an Genauigkeit und Vollständigkeit unendlich weit alles, was andere darin geleistet haben. Man muß immer bedenken, daß die Geographie wegen der zahlreichen, in jedem Lande beständig vorkommenden Veränderungen ihre Mängel haben muß; allein ich bezweifele, ob es möglich ist, mehr zu leisten, als Büsching geleistet hat. Nicht nur sein unsäglicher Fleiß, wie er zu einem derartigen Unternehmen erforderlich ist, sondern auch sein Scharfsinn in der Beurteilung seiner Hilfsmittel ist zu bewundern. Sein historisch-geographisches Magazin enthält die wichtigsten Beiträge zur neueren Geschichte, besonders der russischen. Er selbst ist das unerschöpflichste Magazin von Anekdoten über die europäischen Höfe: es giebt keinen, dessen wirklichen Zustand er nicht auf das Genaueste kennt. Da er eine ungeheuere Menge lebender Sprachen beherrscht, so entgeht ihm keine historische, politische oder geographische Schrift, die in Europa erscheint. Die ganze Welt liegt wie eine Karte vor ihm, auf welcher er die natürlichen Beschaffenheiten der Länder eben so deutlich erkennt wie die Thätigkeit ihrer Bewohner.

Ich sprach mit ihm von der Vollendung seiner unschätzbaren Erdbeschreibung. Er schützte seine zahlreichen Berufsgeschäfte vor, durch welche ihm, so sehr er auch zur Fortsetzung geneigt sei, die Hände gebunden würden; allein ich konnte doch mitunter auch bemerken, daß er die damit verbundenen Schwierigkeiten scheut: Asien, Afrika und Amerika lassen sich freilich nicht so leicht beschreiben als Europa. Trotzdem hat er schon erstaunlich viel vorgearbeitet.

Teller und Spalding sind die unpriesterlichsten Priester, die ich kenne. Keine Seele auf Gottes Erdboden ist in Gefahr, von ihnen verdammt zu werden; ihre Religion ist praktische

und theoretische Philosophie. Beide sind vortreffliche Prediger, gewandte Schriftsteller, und haben als Pröbste im Verhältnis zu den sonstigen protestantischen Geistlichen ihr recht gutes Auskommen: diesem Umstande haben sie vielleicht einen guten Teil ihrer gemäßigten Gesinnung zu danken; denn der Hunger macht die Priester am leichtesten ungesittet, grob und unverträglich.

Ramler ist einer der liebenswürdigsten Dichter Deutschlands. Keiner hat es in der Ausfeilung der Verse so weit gebracht wie er. Er hat etwas von den scharfen und kurzen Pointen des Horaz, sowie die gedrängten und kräftigen Perioden desselben. Seine Sprache ist classisch. Er ist Professor an der Cadettenschule und nicht eben in glänzenden Glücksumständen.

Herr Nicolai ist ein für die deutsche Litteratur als Schriftsteller, besonders aber als Sammler äußerst merkwürdiger Mann. Sein Sebaldus Nothanker ist einer der besten deutschen Romane, ganz originell und voll von treffend charakterisirten Figuren und interessanter, wahrer Schilderungen. Da er Buchhändler ist, so kann man es ihm nicht verübeln, daß er seine Schriftstellerei nach den Pfunden auswiegt, die sie ihm eintragen kann. Kein anderer deutscher Schriftsteller, den einzigen Wieland ausgenommen, der ihm, ungeachtet seiner eigenen notorischen Gewinnsucht, Vorwürfe darüber gemacht hat, versteht es so gut, seine Waare für das Publicum zu appretiren, und die Zeitläufe zu benutzen wie Nicolai.

Allerdings trifft nichtsdestoweniger sein eigener Vorteil mit dem wahren Nutzen des Publicums zusammen. Deutschland hat ihm ein kritisches Journal zu verdanken, das an Vollständigkeit und innerem Werte heutzutage nicht seines Gleichen in Europa hat. Da er nur der Sammler ist, so kann man es ihm nicht auf die Rechnung setzen, wenn sich manchmal eine parteiische und leidenschaftliche Recension in seine „allgemeine deutsche Bibliothek" einschleicht; jedenfalls überwiegt die Zahl der unparteiischen und gründlichen Recensionen bei weitem. Nicolais Umgang ist unbeschreiblich interessant, weil er einen unerschöpflichen Vorrat von Anekdoten über die deutschen Schriftsteller besitzt, von denen er eine scandalöse Chronik liefern könnte, die alles übertreffen müßte, was scandalös heißt.

Frau Karsch ist eine liebenswürdige Dichterin. Ihre Gedichte atmen Unschuld, sanfte Empfindsamkeit und philosophische Seelenruhe. Sie ist auch eine vortreffliche Gesellschafterin, und um so merkwürdiger, da sie sich selbst gebildet hat.

Unter den hiesigen Frauenzimmern findet man sehr viele, welche sich mit den schönen Künsten und Wissenschaften beschäftigen. Unter anderen ist Frau Reclam[1]) eine glückliche deutsche und französische Dichterin. Ich war in vielen Gesellschaften, in welchen die Frauenzimmer an allen litterarischen Gesprächen Anteil nahmen.

91

Ganz anders lautet ein etwas späteres Urteil, in welchem der interessante Versuch gemacht wird, das, was dem Verfasser als Vorzug und Mangel in der geistigen Atmosphäre von Berlin erscheint, bis auf einen gewissen Grad geographisch zu erklären. Zu bedauern ist dabei, daß nicht bekannt ist, wer dieser Schriftsteller war, weil die Kenntnis seiner Heimat eigentlich zu dem Urteil über seine Ansichten gehört.

Die flache, uninteressante Gegend, in welcher die Berliner leben, läßt keine Vaterlandsliebe zu; ein Fluß, der still und ruhig durch ihre Mauern fließt, ohne je auszutreten und Verwüstungen anzurichten; eine Regierung, so fern von Revolutionen, so still und ruhig wie die Spree; der gänzliche Mangel an weiten und großen, an romantischen und schönen Aussichten, und der ewige Anblick des Sandes und der Fichten — das alles benimmt der Einbildungskraft jeden Spielraum: nur kalte Vernunft kann hier gedeihen, und gedeiht wirklich vortrefflich.

[1]) ihr Mann war französischer Prediger — [91] Italien und Deutschland, eine Zeitschrift, herausgegeben von K. P. Moritz, Berlin 1791, IV S. 47 (Bemerkungen eines Reisenden u. s. w. an Herrn ****)

Aus diesem Grunde muß Berlin arm an Rednern, Dichtern und Künstlern aller Art, aber desto reicher an scharfen Denkern und kalten Recensenten sein. Eben deshalb sind die Berliner nicht im stande, schöne und reizende und dabei wahre Zeichnungen zu entwerfen; eben deshalb sind sie nicht parteiisch für ihre Vaterstadt eingenommen, sondern kennen selbst die Mängel und Vorzüge derselben sehr wohl.

92

Bei dieser Sachlage ist es vielleicht eine unverzeihliche Kühnheit, die Poesie nicht ganz aus dem Leben Berlins vor hundert Jahren hinaus zu weisen, sondern ihr eine kleine Stelle anzuweisen, und durch einige, heute wohl ziemlich vergessene Gedichte vertreten zu lassen. Gleim und Moritz darf man ja wohl zu der Berliner Dichterschule rechnen — wenn von einer solchen überhaupt gesprochen werden kann; Ramler kennt man gewöhnlich nur als eigensinnigen Verbesserer fremder Dichtungen und Verfasser schrecklicher Oden in sogenannten antiken Versmaßen, während er hier in ganz anderer Gestalt auftritt; Gedike und der früh verstorbene Kleist mögen für sich selbst sprechen; dem letzteren ist die Erfahrung nicht erspart geblieben, daß Wieland sein Gegenstück zu Schiller zwar in den Deutschen Mercur aufnahm, aber doch nicht umhin konnte, es mit einigen nichtssagenden, süßsaueren Bemerkungen zu begleiten, die wahrscheinlich den Dichter der Götter Griechenlands über die Aufnahme trösten sollten.

An meinem siebzigsten[1]) Geburtstage

Ich sah — was sah ich nicht in meinen siebzig Jahren? —
der Erde Könige, vereint in einen Bund,
mit allen ihren Kriegesschaaren
anfallen einen Mann! Sah diesen einen, rund

[92] Gleim, Zeitgedichte, s. l., 1792, S. 3 — [1]) geboren 2 April 1719

umlagert, ihrer Macht sich sieben Jahre wehren;
sah zwischen zweien Kriegesheeren
wie einen Fels im Meer ihn stehn,
sah mit Gelassenheit ihn auf das eine gehn,
sah dieses eine fliehn; und als das eine schon
geflohn war, sah ich ihn das andre nur bedrohn!
Sah diesen einen Mann, das Studium der Weisen,
sah ihn von Jugend auf
in Arbeit für die Welt, sah ihn auf seinen Reisen,
sah seinen ganzen Lebenslauf.

Ihn zu beschreiben kann dem einen nur geraten,
der nicht zu fragen hat: was ist durch ihn geschehn?
O welch' ein Einziger! In Rom und in Athen
war kein so großer Mann, that keiner seine Thaten:
und den hab' ich gesehn!

Ich sah — was sah ich nicht in meinen siebzig Jahren? —
ich sah, wie Menschen Tiger waren;
und las in Schriften — schön zu lesen,
sie wären Tiger nie gewesen!
Und las, es wäre Barbarei
nicht mehr und keine Heuchelei!
Las, daß die weiße Frau im hellsten Sonnenlichte,
beim hellsten Mondlicht auch zweimal erschienen sei!
Ach Gott, wie schreibt man die Geschichte,
der lieben Wahrheit wie getreu!

Ich sah — was sah ich nicht in meinen siebzig Jahren? —
ein Tier mit Drachenkopf und Schwanz,
mit Borsten und gesträubten Haaren,
zu Meister Satans Hexentanz
auf Mützen und auf Kutten fahren:
es war ein häßlich Tier. Es hatte Stieresstirn
und Luchses Augen. Ach, mit seinem spitzen Schnabel
hackt' es in manchen Kopf; es lebte von Gehirn.
Bei Gott, das Tier ist keine Fabel.

Bald aber kam ein Mann, ein wahrer Hercules
an Geistes- und an Herzensfeuer,
an Weisheit fast ein Sokrates;
der tötete dies Ungeheuer:
welch' eine Heldenthat, o welch' ein Keulenschlag!
Gott gebe, daß das Tier nie wieder leben mag.

Ich sah — was sah ich nicht in meinen siebzig Jahren? —
ich sah den reichen Mann, der alle die Lazaren,
die eine Brosam nur begehrten, gleich
mit Hunden hetzen ließ; den reichen Mann, so reich,
daß keiner reicher war, den sah ich Heller sparen;
sah ihn, wie er sein Gold und keine Blume sah.
Den Reichtum gab ihm Gott, nicht aber auch den Willen,
ihn zu genießen, nicht den kleinsten Wunsch zu stillen;
für ihn war nicht das Gold, war nur die Farbe da.

Was sah ich noch? Ich sah an seinem offnen Grabe
den Erben stehn, sah ihn in keiner Traurigkeit.
Gott sei gedankt, sprach er, daß ich den Willen habe
dich zu genießen, dich, du Gold, das seine Zeit
gelegen hat so still. Er sprach's und that den Eid,
in alle Welt es auszusenden,
auf Zinsen es zu leihn und sonst es anzuwenden.
Er schwur's und trug mit beïden Händen
den Mammon auf den Tisch; bald aber wegzugehn
zwang eine Krankheit ihn, die Arbeit zu vollenden
verhinderte der Tod: — auch das hab' ich gesehn.

Ich sah — was sah ich nicht? Ich kann's nicht alles singen;
ich müßte Jahre lang mich martern Tag und Nacht,
um das in Reime gut zu bringen,
was ich gesehn, gehört, beseufzet und belacht,
und hätte doch wohl nicht ein gutes Werk gemacht.

Ich sah — was sah ich nicht in meinen siebzig Jahren? —
den Jonathan sah ich mit seinem David gehn,
in Menschen- und in Musenschaaren,

und feindlich bald nach nachher sich liegen in den Haaren:
ach Gott, in meinen siebzig Jahren
was hab' ich nicht gesehn!

93

An unsere Barden,

als der Verfasser bettlägerig war

1784

Wär' ich ein Barde wie Homer,
beim höchsten Gott, ich sänge nicht
den zornigen Achill, ich sänge
den frommen Herrn Äneas nicht,
und nicht den Ritter, der in's Enge
getrieben ward von einer Menge
bildschöner Hexen, welche Licht,
von Gott erschaffen, ins Gedränge
der Finsternis der Hölle brachten
und Heiden aus den Christen machten;
auch säng' ich nicht der Helden Held,
der mit dem Satan sich gestritten,
ihm obgesiegt hat, und gelitten
für mich und für die ganze Welt.

Der wäre mir zu groß. Ich sänge
den Landesvater, der die Menge
des Guten und des Besten thut,
wie's alle Landesväter sollten,
die auf dem Sterbebette, Mut
zu Gott zu gehn, behalten wollten —
den Landesvater, der nicht ruht,
bis er vom Morgen in die Nacht,

---

[93] (Gleim,) einige Gedichte für einige Leser auf dem Congreß zu Reichenbach u. s. w. Berlin 1790, S. 13

an allen Tagen seines Lebens,
im Feuer angestrengten Strebens
hat, was er wollte, ganz vollbracht,
und welchem oft noch wintertrübe
die Stirn voll Vatersorgen hängt,
und der nicht halb den Lohn der Liebe,
den wohlverdienten hier empfängt:
weil hier nicht alle seine Thaten
gesehen werden, weil er still
die schönsten thut in seinen Staaten,
und sie gesehn von Potentaten
und aller Welt nicht haben will.
Dem säng' ich, jeden Menschenfreund,
der einst an seinem Grabe weint,
wollt' ich mit dem Gesang entzücken,
den andern, der einmal sein Feind
gewesen ist mit List uud Tücken,
sollt' es gereun, daß er's gewesen!

Singt, o ihr Barden, den Gesang:
mit Freuden und mit Herzensdank
werd' ich ihn hören und genesen.

94

Das Lob des einzigen Gottes
ein Gegenstück zu den Göttern Griechenlands

Geist, der des Gefühles Feuer
wann Entzücken ihn durchfloß,

[94] Teutscher Merkur 1789, III S. 113. Der Verfasser Franz Alexander von Kleist war 1769 in Potsdam geboren, 1785 wurde er Fähndrich bei dem Regimente des Herzogs von Braunschweig in Halberstadt und machte den Feldzug von 1789 mit. Dann studirte er, wurde Legationsrat und starb als Landrat auf seinem Gute Ringenwalde bei Neudamm in der Neumark im Jahre 1797.

bei der Liebe Wonnefeier
in die Saiten meiner Leier,
Leben in die Sprache goß —
auf! ergreif die Feuerpfeile
der entflammten Phantasie,
schwinge dich mit Flügeleile
zu dem Gott der Harmonie!

Singe ihn, den Herrn der Welten,
singe ihn, den Gott der Zeit,
hoch sieht er von Sternenzelten,
alles Edle zu vergelten,
auch auf mich, der, ihm geweiht,
tief anbetend hingesunken
jetzt der Ehrfurcht Opfer bringt,
und von seinem Anblick trunken
kühn des Geistes Fackel schwingt!

Schweigt im Thal, im Wald, auf Hügeln,
schweige was die Schöpfung sieht!
Denn auf der Begeistrung Flügeln,
Gott und die Natur zu spiegeln,
sing' ich heut mein höchstes Lied!
singe Gott, im Lebensglanze
dieser schön geschafnen Welt,
singe ihn im Sphärentanze,
wo er Sonnenbahnen stellt!

Höret mich im stillen Thale,
wo ein West in Blumen lauscht,
höret mich beim Wonnemahle,
wo im schäumenden Pocale
Nektar euch entgegen rauscht!
Höre mich beim süßen Kusse,
Mädchen, dem die Wange glüht!
Jüngling, zögre im Genusse,
horche auf mein Feierlied!

Ha! Schon tönen Harmonieen
mir von Gottes Sitz herab,
Herz und Geist und Seele glühen,
hohe Lichtgestalten ziehen
schimmernd vor mir auf und ab! —
Saiten lauscht, Gesang beginne,
mit des Wohllauts Zauberein
wiege aller Herz und Sinne
in erhabne Täuschung ein!

Glänzend, hehr, im Sonnenlichte
kündigt sich der Schöpfer an,
wie er einst beim Weltgerichte
mit der Wahrheit Goldgewichte
unsrem Blick erscheinen kann.
Zwar umgiebt die düstre Hülle
ferner Zukunft unsern Geist;
doch es ist des Schöpfers Wille,
daß auch diese einst zerreißt.

Ja, der Schleier wird einst sinken,
der jetzt unsern Blick noch deckt;
einst Unsterblichkeit zu trinken,
hat mit hohen Geistes Winken
die Natur uns schon entdeckt.
Finden werden wir dann wieder,
wann die Zukunft sich enthüllt,
Gattin, Freunde, Eltern, Brüder
in dem Paradiesgefild.

Auf des Äthers Strahlenthrone
werden wir die Schöpfung sehn;
unsern Tugenden zum Lohne
werden wir die Sternenkrone
seiner Gottheit dann erspähn;
werden unter Engelchören
geistig wandeln, ewig sein,

werden ihre Psalter hören
und uns Gottes Lobe weihn!

Solche Wonne, solche Freuden
spiegelt uns die Zukunft vor,
und doch könnten wir den Heiden
ihre Götzenschaar beneiden?
Nicht verstopfen unser Ohr
vor den süßen Schmeichellehren,
die im blumigen Gewand,
um durch Reize zu bethören,
Menschenschwachheit sich erfand?

Würden wir mit holden Bildern,
Kindern unsrer Phantasie,
nicht die Gottheit schwächer schildern,
und das Prachtgemälde mildern,
das uns die Natur verlieh?
Können wir sie schöner malen,
als sie uns in Frühlingspracht
mit der Morgensonne Strahlen
licht und hehr entgegenlacht?

Schaut mit wahren Herzensblicken
nach dem Reiche der Natur,
taumeln müßt ihr vor Entzücken,
Gott am Busen hier zu drücken,
wenn ihr seiner Weisheit Spur
in dem kleinsten Würmchen findet,
das im Staub sich krümmend dreht,
und die Stufenleiter gründet,
die beim Cherub stille steht.

Seht des Frühlings erste Blüte,
seht der Saaten frisches Grün,
überall herrscht Gottes Güte
in dem ganzen Weltgebiete,
wo nur Gras und Kräuter blühn:

wo sich euer Auge wendet,
findet ihr von seiner Hand
neue Freuden ausgespendet,
Freuden, die ihr nicht gekannt.

Und dies Wesen sei verborgen,
hülle sich in Dunkeln ein,
quäle uns mit finstern Sorgen, —!
das an jedem jungen Morgen,
unsre Wonne zu erneun,
sich in lebensvollen Strahlen
auf bethaute Fluren neigt,
und, mit Reichtum uns zu zahlen,
Ährenfelder golden bleicht?

Zwar erscheint er dem Verstande
nur von Geisteslicht umwallt,
steiget nicht im Luftgewande
zu Arkadiens Hirtenlande
in Hyperions Gestalt;
doch, enthüllt in den Naturen
durch die Wirkung seiner Kraft,
zeigt er allen Creaturen
seiner Gottheit Eigenschaft.

Blicket auf die Rose nieder,
atmet ihren Balsamduft,
seht des Schwanes Schneegefieder,
höret Nachtigallenlieder,
sanft umweht von Abendluft;
und dann sprecht, daß Gottes Wesen
euch noch fern und dunkel sei: —
nein! Ihr müßt vom Wahn genesen,
von des Irrtums Schwärmerei!

Kann der Gott von euch sich fernen,
der euch immer nahe ist;

könnt ihr den vergessen lernen,
der in Myriaden Sternen
eures Erdballs nie vergißt?
Könnt ihr furchtsam vor ihm beben,
der mit Wohlthun euch erquickt,
und in diesem Erdenleben
unverdient euch schon beglückt?

Wird bei diesen Schattenzügen,
von der Gottheit Geistesbild,
nicht mit seligem Vergnügen,
jede Sehnsucht zu genügen
euer Busen schon erfüllt?
Müßt ihr nicht dem Ew'gen danken,
lieben nicht des Schöpfers Macht,
oder müßt ihr furchtsam wanken
wie der Pilger in der Nacht?

Seht! In nächtlich düstrem Grauen
zeigt uns die Vergangenheit
einen Gott aus Stein gehauen,
dem sich Menschen anvertrauen,
Wesen von der Ewigkeit!
Seht ihn an! — ob nicht Entsetzen
euch durch Mark und Beine bebt,
daß die Menschheit nach Gesetzen
die Vernunft zu fesseln strebt? —

Totem Steine Tempel weihen,
opfern ihm auf dem Altar,
sich in Tänzen um ihn freuen,
seines Zornes Ausbruch scheuen,
der ein Stein gleich andern war? —
Kann dies Bild vom höchsten Wesen,
kann es besser, edler sein
als in der Natur — Gott — lesen,
seines Geistes Wiederschein?

In des Maies Blütenkleide,
in der Kirsche dunklem Rot,
in des Thaues Glanzgeschmeide,
der verjüngte Lebensfreude
der erstorb'nen Halmen bot;
auf des Schmetterlinges Flügel,
auf des Haines Blumgefild,
seht ihr wie im Zauberspiegel
nur des Schöpfers reizend Bild.

Götter der vergangnen Zeiten,
die des Künstlers Meisterhand,
hohen Nachruhm zu erstreiten,
seine Kräfte auszubreiten,
idealisch sich erfand,
wie gering sind eure Rechte,
wie beschränkt ist eure Macht,
wenn sich ein Gigant erfrechte,
euch zu drohn in offner Schlacht?

Unterlag im Kampfgefilde
Ares nicht dem Diomed?
War es Keuschheit, Göttermilde,
daß dem sanften Jünglingsbilde
nicht Selene widersteht?
Ward nicht von der Zwietracht Flamme
öfters Juno überrascht,
wenn trotz seinem Götterstamme
Zeus verbotne Früchte nascht?

Könnten, wenn sich Götter zanken,
wohl die Menschen friedlich sein? —
Nicht in ihren Pflichten wanken,
sich erhabneren Gedanken,
sich der hohen Tugend weihn? —
Könnte da so gleich und weise
wohl der Dinge Ordnung gehn,

und am Abend seiner Reise
froh der Wandrer stille stehn?

Mußte Zeus nicht selbst erbeben,
wann Pronäas[1]) Machtgebot
ihm, statt freudevollen Segen,
Not und Kummer abzuwägen,
mit erzürnten Blicken droht?
Konnte er die Welt regieren,
einer Göttin unterthan,
deren Willen er vollführen,
aber nie verändern kann?

Spottet in den Höllenschlünden
Pluto nicht Kronions Sitz?
Kann nicht in des Meeres Gründen
stets Poseidon Hilfe finden
für des Wolkensammlers Blitz?
Muß die Menschheit nicht erröten,
solcher armen Götzenschaar
opfernd Mensch und Tier zu töten
auf dem rauchenden Altar?

Könnt ihr einen Gott verehren,
der mit Lastern sich befleckt,
mit der Bosheit Schlangenlehren,
eine Leda zu bethören,
sich in einen Schwan versteckt?
Müßt ihr nicht Verachtung fühlen,
wenn ihr ihn beim Ganymed,
seine wilde Lust zu kühlen,
als den frechsten Schwelger seht?

---

1) aus der Delphischen Localgöttin Pronoia macht der Verfasser eine allgemeine Vorsehung und läßt sie, wie der Äschyleische Prometheus (518) das Weltschicksal, über Zeus selbst stehn.

Kann ich wohl ein Wesen lieben,
das mein Herz mit Abscheu nennt?
Kann die Gottheit Gutes üben,
die von zügellosen Trieben
gleich dem schwächsten Jüngling brennt?
Kann sie mich mit Trost erquicken,
wenn mich tiefer Gram umzieht,
mit der Zukunft mich beglücken,
da sie selbst vor Bosheit glüht? —

Einem solchen Gott zu gleichen
wünscht die hohe Menschheit nicht,
dessen Tugend zu erreichen,
hieße aus dem Tempel weichen,
wo im hellen Glanzeslicht
uns der Wahrheit Palmenkrone
die entwölkte Stirne kränzt,
und zum hohen Götterlohne
uns der Zukunft Sonne glänzt!

Von des Abendrotes Feuer
licht umgoldet ruht die Flur,
eingehüllt im Dämmrungsschleier,
jede Blume atmet freier,
jedes Wesen der Natur
fühlt vom neuen Engelleben
sympathetisch sich umwallt;
glaubt sich selbst von Gott umgeben,
von des Schöpfers Lichtgestalt!

Liebe atmet uns entgegen,
wie im Thale, Berg und Hain;
Liebe ist des Schöpfers Segen,
Liebe träufelt in dem Regen,
Liebe lacht im Sonnenschein:
in des Abends sanfter Kühle
reicht sie uns Violen dar,

bei des Mittags banger Schwüle
lacht sie uns im Rosenpaar.

Unser Gott ist Gott der Liebe,
keine Göttin brauchen wir,
die des Herzens edle Triebe
mit dem Gift der Wollust trübe
und mit üppiger Begier!
Hoch und hehr, von Gott entsprossen,
ist der Liebe Zartgefühl,
und von Harmonie umflossen
winkt sie uns zum Wonneziel.

Ihm, — ihm laßt uns Opfer bringen,
diesem einz'gen, wahren Gott!
Ihm die höchsten Hymnen singen,
des Triumphes Fahne schwingen,
ihm, dem einz'gen, wahren Gott!
Nicht in Tempeln, nicht in Häusern
wohnt der Schöpfer unsrer Flur;
nein! Er ruht bei grünen Reisern
in dem Schoße der Natur!

Halberstadt — Franz von Kleist

95

Die Kadenz

Als der Morgenröte Wunder
glänzte in der Sternenbahn,
fiel ein Tröpflein Thau herunter
in den großen Ocean:
da der Tropfen nun die Weiten
dieses Meeres sahe hier,

[95] (Karl Philipp Moritz,) Andreas Hartknopfs Predigerjahre. Berlin 1790, S. 54

dessen Unermeßlichkeiten —
wie erstaunte er dafür!

Da er sich auch wollte setzen
in Vergleichung, sagte er:
wie gering bin ich zu schätzen,
zu vergleichen mit dem Meer!
Wahrlich, wo das Meer zu sehen,
der so große Ocean,
muß ich mir ein Nichts gestehen,
einen Schatten, Traum und Wahn!

Als er so ein Nichts sich sahe,
und das Meer so weit, so groß,
war die Perlenmuschel nahe,
schloß ihn ein in ihren Schoß!
O, wie wurd' er da verwandelt,
ja zur Perle nun gemacht,
groß, veredelt, wohl behandelt,
zur Vollkommenheit gebracht.

Auch der Himmel gab den Segen,
daß der Perle hoher[1]) Preis
gar nichts wäre gleich zu wägen
auf dem ganzen Erdenkreis;
bis der König sie bekame,
setzte sie in seine Kron',
hoch berühmet wurd' ihr Name:
schauet hier der Demut Lohn!

[1]) lies hohem

96

Uraniens Lob Berlins

bei Gelegenheit eines Granatapfels, der daselbst zur Reife gekommen war

1749

„Hier blühst du? Hier in dieser kalten Zone,
hier öffnest du die purpurrote Brust?
Siegprangest hier in deiner goldnen Krone,
der Liebling Proserpinens, die mit Lust
und ohne Reue deine Körner
selbst in des Orkus Gärten aß,
und allen Nektar ferner
und den Olymp vergaß?

Der Erdball ändert sich: dem alten Strande
entflieht das Meer, Gebirge sinken ein;
und hier? Ein Tempe grünt auf diesem Sande;
Pomona füllt ihr Fruchthorn hier allein;
hier kann sich Flora nach Begehren
aus allen Blumen Kränze drehn,
und ganz versteckt in Ähren
die blonde Ceres gehn;

und fremde Bäum', ihr junges Haupt umschoren,
trägt hier Sylvan, und zieht ein Labyrinth
von Büschen auf vor diesen stolzen Thoren,
die nun den klugen Künsten offen sind,
die schnell auf Flügeln Dädals eilen
hoch über Meer und Land,
Bleimaße, Meißel, Feilen
in ihrer harten Hand.

Urplötzlich seh' ich Felsen in Gestalten
Ausonischer Paläste ausgehöhlt:

---

[96] K. W. Ramlers poetische Werke, Berlin 1800, I S. 25

der Pyrrha Kinder stehn umher, dem kalten
Geburtsstein halb noch gleich und halb beseelt.
Hier steigt ein Tempel[1]) aus Ruinen
empor, entwichne Pallas, dir;
die Weisen alle dienen,
die Völker lernen hier.

Wohlan, ihr Sterblichen! Erforscht die Zahlen
der Sphären, sagt den Winden ihren Lauf;
wägt euren Mond, zerspaltet Sonnenstrahlen,
deckt die Geburt des alten Goldes auf;
verfolgt der Wesen lange Kette
bis an den allerhöchsten Ring,
der an Zeus' Ruhebette
hängt, hangen wird und hing." —

So sang Urania, die voll Entzücken
jüngst hin zu Friedrichs hohem Wohnsitz kam,
und, nicht gesehn von ungeweihten Blicken,
den Weg zu Phöbus' neuem Tempel[2]) nahm,
wo schon mit Lauten und mit Flöten,
verlarvt und im Cypressenkranz,
sich ihre Schwestern drehten
im schönsten Reihentanz.

1) der Neubau des Akademiegebäudes — 2) das Opernhaus

97

Auf ein Geschütz

(als von den Russen vor Berlin eine Kugel aus einer ungewöhnlichen Ferne[1]) bis mitten in die Stadt[2]) geschossen ward)

den 3 October 1760

O du, dem glühend Eisen, donnernd Feuer
aus offnem Ätnaschlunde flammt,
die[3]) frommen Dichter zu zerschmettern, Ungeheuer,
das aus der Hölle stammt!

Wer zur Verheerung blühender Geschlechter
dich an das Sonnenlicht gebracht,
hat ohne Reue seine Mutter, seine Töchter
frohlockend umgebracht.

Schon wär' ich diesen immer neuen Scenen,
womit das Jahr den Erdkreis ziert,
entrissen und dem Arm der Freundschaft und den schönen
Entwürfen, halb vollführt.

Schon säh' ich, rings von stygischen Gewässern
umwunden, das geheime Feld
Elysiens; den großen Ahnherrn eines größern
Urenkels, und sein Zelt

voll wackrer Brennen[4]) säh' ich, hörte Lieder
von Ihm, bei jedem Freudenmahl
von Ihm, der wider sechs Monarchen ficht, und wider
Satrapen ohne Zahl.

---

[97] K. W. Ramlers poetische Werke, Berlin 1800, I S. 48. — In den weitläufigen Anmerkungen zu diesem Gedichte wird merkwürdigerweise nicht angegeben, daß es eine Nachahmung einer Horazischen Ode (II 13) ist, bei dem ein morscher Baum die Rolle von Ramlers Kanonenkugel spielt — [1]) vor dem Hallischen und Cottbuser Thore waren drei Batterien von Haubitzen, deren Kugeln jedoch keinen Schaden anrichteten — [2]) Ramler war Professor am Cadettencorps und wohnte in der neuen Friedrichstraße — [3]) Horaz spricht nur von sich selbst — [4]) Preußen

Schon säng' ich seine jüngste That[1]); wie brausend
ein Meer von Feinden ihn umfing,
Er aber seinen Weg hindurch auf zehen tausend
zertret'nen Schädeln ging.

Alcäus würde jetzt mein Lied beneiden;
bald säh' ich Cäsarn lauschend nahn,
und bald den weisen Antonin und den mit beiden
vertrauten Julian.

Allein Mercur stand neben mir, und wandte
durch seinen wundervollen Stab
den Ball, der mich ins Reich der Nacht zu schleudern brannte,
von meinen Schläfen ab.

Denn stärker soll ich noch die Laute schlagen,
wann er durch Weihrauchswolken zeucht,
die Kriegesfurie gefesselt an dem Wagen
des Überwinders keicht;

wann er, auf einem Throne von Trophäen,
rund um sich her der Künste Kranz,
und wir im Musentempel seine Siege sehen,
versteckt in Spiel und Tanz;

wann er, ein Gott Osir! durch unsre Fluren
im seligsten Triumphe fährt,
indes der Überfluß auf jede seiner Spuren
ein ganzes Füllhorn leert.

1) bezieht sich wohl darauf, daß Friedrich der Große Loudon am 15 August 1760 bei Liegnitz besiegt hatte.

98

Säculargesang am 31 December 1800

Aus der Urne der Zeit entrollen wie Tropfen die Stunden;
  Tropfen schwellen zum Bach, Bäche zu Strömen empor,
bis sie am letzten Gestade die schäumenden Wogen ergießen
  in der Ewigkeit Meer, welches kein Ufer begrenzt,
wo kein Eiland sich hebt, kein Senkblei den Boden ergründet;
  Säcula strömen hinein, und es verschwindet die Spur.
Aber kenntlich auf ewig im eignen blutigen Strome
  rollet mit Donnergeräusch unser Jahrhundert hinein
und zertrümmert zuletzt die Schiffe mit Hoffnung befrachtet,
  welche, dem Hafen so nah, dennoch der Strudel ergriff.
Glück und Freiheit und Tugend umschlang der frühere Strudel
  und noch schwimmen im Strom schrecklich die Trümmer umher.

Nimmer vergisset man dein, Jahrhundert der Weisheit und Thorheit,
  ewig fluchet man dir, ewig bewundert man dich.
Blutig war deine Wiege, dein Wiegenlied Donner der Schlachten,
  und ach! triefend von Blut sinkest du wieder ins Grab.
Nur ein Felsen erhebt sich mitten im blutigen Strome,
  Friedrich, trotzend der Zeit, Friedrich, der Ewigkeit Sohn:
hinter ihm dämmernde Schatten, vor ihm leuchtende Sonne,
  und ihr strahlender Glanz prallte vom Felsen zurück.
Da zerschmolzen viel tausendjährige Gletscher des Wahnes.
  Aber siehe! noch stehn türmende Berge von Eis.
Sie auch werden — so will es die Gottheit — sie werden einst schmelzen,
  daß die Menschheit nicht mehr in dem Geklüfte versinkt.
Unvergeßlich Jahrhundert! Du schenktest der jauchzenden Menschheit
  Friedrich, Wahrheit und Licht: nimmer verlöscht dies Gestirn.

---

[98] Friedrich Gedike, Vermischte Schriften, Berlin 1801, S. 317

Du zerstörtest und bautest die Säulen menschlicher Klugheit,
Staaten zertrümmertest du wie ein zerschelletes Schiff,
Staaten erbautest du: sie werden stehen und sinken:
was die Menschheit erbaut, stürzet doch endlich in Staub.
Aber du schufest Gedanken: sie waren Werke der Gottheit;
darum vergehen sie nicht, wenn auch der Erdball vergeht.
Kühn und glücklich hast du den Schleier der Schöpfung gelüftet,
und die verborgne Natur tief in der Werkstatt belauscht.
Aus dem Ocean stiegen dir neue Länder und Völker,
aus dem Schoße der Nacht neue Metalle hervor.
Siehe, du zähltest die Sterne wie Hirten die hüpfenden Lämmer,
Führtest am leitenden Seil selbst die Kometen zurück,
spaltetest Strahlen des Lichts, riefst neue Sonnen und Monden,
ungesehen bisher, fern aus dem Dunkel hervor,
zwangst die spröde Natur und neue Kinder gebar sie,
selbst den flüchtigen Dunst schufest zum Lasttier du um;
ja, du locktest den Blitz zu eisernen Fesseln hernieder,
hobst auf Flügeln von Luft Menschen zum Himmel empor.
Mutig sprengtest du auf die eisernen Pforten des Wahnes,
stürztest Idole herab, welche die Vorwelt erhob,
löstest die Fesseln des Geistes, daß er von Wahrheit zu Wahrheit,
wie der geflügelte Blitz, tiefer und tiefer noch dringt.

Mächtig warst du, Jahrhundert, und groß! Die Geister der Vorwelt
beugen vor deinem Altar staunend und schweigend das Knie.
Dennoch warst du zu schwach, die Geister der Hölle zu bannen,
die Jahrtausende schon giftige Flammen versprühn,
und die rasende Wut, die jede Blume der Weisheit,
jede Pflanze des Glücks eisernen Fußes zertritt.
Immer noch blutet die Menschheit am Opferaltare der Habsucht,
immer noch schaffet der Mensch wütend zum Tiger sich um.
Siehst du die Fackel des Kriegs? Sie lodert auf Fluren und Bergen,
lodert im friedlichen Thal, lodert im wogenden Meer.
Siehst du das schwarze Gefolg? Ha, schrecklich! Sie kommen, sie kommen,
wie die Gespenster der Nacht, Teurung und Hunger und Pest!

Kehrst du nimmer zurück, o völkerbeglückender Friede?
  Sinket das Menschengeschlecht immer noch tiefer hinab?

Aus dem Grabe des Säculums ertönet die tröstende Stimme:
  Menschheit, verzweifle du nicht! Hoffe! Der Ewige lebt.
Der den Orkanen gebeut, die Fluten des Meeres zu peitschen,
  hält noch die Kette der Zeit in der allmächtigen Hand.
Menschen zersprengen sie nicht, sie sind Geschöpfe des Tages:
  heute blühen sie auf, morgen verwelken sie schon.
Nur die Weisheit ist ewig. Sie wird auf Erden noch siegen
  und nach langem Tumult Menschen zur Menschheit erhöhn.
Blutig erscheinet dir noch der Morgen des neuen Jahrhunderts,
  aber die Sonne zerteilt endlich die Nebel der Nacht.

Höher und höher fliegt dann zur Sonne Borussiens Adler,
  bringet der Erde das Licht ohne den tötenden Blitz,
Friede, Gerechtigkeit, Wahrheit und Freiheit entquellen dem Throne,
  welchen zum Segen der Welt Friedrich auf Felsen gebaut.
Friedrich, noch lebet dein Geist; denn siehe! des neuen Jahrhunderts
  schützender Genius wird Friedrich Wilhelm uns sein.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

war, welcher ich am Geburtstage des großen Friedrich beiwohnte.

Der König hatte sich gleich beim Beginne seiner Regierung durch die Schnelligkeit und kühne Entschlossenheit, mit welcher er seine Staaten um ein Beträchtliches vergrößerte, die Bewunderung aller seiner Unterthanen, und durch die vortrefflichen Einrichtungen, die er während der Friedensjahre vor dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges traf, auch ihre Liebe erworben. Beide Empfindungen stiegen dann während dieses Krieges aufs Höchste, als die glorreichen Thaten des Königs seinen Ruhm in der ganzen Welt verbreiteten, und die häufigen Gefahren, denen er ausgesetzt war, seinem Volke hinlänglich zeigten, daß er dasselbe mehr liebte als sein Leben.

Von dieser Zeit schreibt sich die Feierlichkeit her, von der ich spreche: an sich will sie nichts bedeuten, dem Könige aber, dem zu Ehren sie eingerichtet worden ist, muß sie schmeichelhafter sein als alle Lobreden, welche am 24 Januar überall in seinen Staaten in gelehrten Versammlungen auf ihn gehalten wurden.

Es haben sich nämlich in Berlin verschiedene Gesellschaften gebildet, welche nur einmal im Jahre, und zwar am Geburtstage des Königs, zusammenkommen, um sich darüber zu freuen, daß ihnen ihr Monarch erhalten ist. Diese Gesellschaften sind mehr oder weniger zahlreich; diejenige, zu welcher ich eingeladen war, bestand aus hundert Mitgliedern, abgesehen von den Damen und den Fremden, welche jedes Mitglied einführen darf und deren Zahl unbestimmt ist.

Um fünf Uhr versammelten wir uns in einem großen Saale, in dem ein auf einige hingesetzte Stufen gestellter und behangener Tisch, gerade unter dem an der Wand hängenden lebensgroßen Portrait des Königs, eine Art von Altar vorstellte, auf welchem in zwei aufrecht gestellten Herzen eine Spiritusflamme loderte.

Die Damen setzten sich in einem großen Kreise um den Altar, die Herren stellten sich hinter sie, und dann wurde von der ganzen Versammlung unter Instrumentalbegleitung ein

Chor nach der Melodie des Morgengesanges im „Tod Abels" [1]) gesungen, zu dem der für diese Gelegenheit gedichtete Text unter die Anwesenden verteilt worden war. Nach Beendigung des Gesanges trat einer aus der Gesellschaft an den Altar und hielt eine kurze Rede. Darauf schloß die Feier mit einem zweiten Chorgesange, worauf sich alle zum Tanze anschickten.

Es ist ausdrückliches Gesetz, an diesem Tage mit einem Menuet anzufangen, und dasselbe ziemlich lange zu tanzen, damit alle alten Damen, von welchen viele schon bei der Stiftung der Gesellschaft Mitglieder wurden, Gelegenheit haben, das Fest durch Tanzen zu feiern.

Um neun Uhr gingen wir zu Tisch; die Tafel war besser besetzt, als es sonst bei ähnlichen Gelegenheiten in Berlin der Fall zu sein pflegt. Während des Speisens wurden wir ebenfalls durch Musik und Gesang unterhalten; darauf folgte ein nochmaliger Tanz, und endlich wurde das Ganze nach Mitternacht mit einer feierlichen Procession beschlossen.

Was wir thaten, ist leicht zu beschreiben, aber die freudige Heiterkeit, welche allgemein in der ganzen großen Gesellschaft herrschte, die Rührung, von der viele sichtlich ergriffen waren, den Wunsch, den ein jeder merken ließ, daß man ihm das alle beseelende Glück nicht weniger als den anderen ansehe — das alles läßt sich unmöglich wiedergeben.

Man kann sich leicht denken, was ich empfand, wie sehr mein Herz erhoben wurde, und wie innigen Anteil ich an einem Glücke nahm, das mich nicht mit betrifft. Aller Empfindungen schienen sich an diesem Abende nur auf den bei diesem Feste gefeierten zu richten, und dieser war fast der einzige Gegenstand der Unterhaltung. Man sprach nur von dem Könige und seinen großen Eigenschaften, erzählte sich Beispiele seiner Gerechtigkeit und väterlichen Sorgfalt für seine Unterthanen, und vergaß dabei die Armen nicht.

---

[1]) ein Oratorium, gedichtet von dem Pastor Patzke in Magdeburg, componirt von dem Magdeburger Musikdirector Johann Heinrich Rolle, gedruckt Leipzig 1771

Anhang

100

Schließlich mögen zur Ergänzung und Erklärung der vorhergehenden Schilderungen die folgenden der in ihrer Art classischen Nicolaischen[1] Beschreibung entnommenen Notizen dienen.

☙ Berlin, Kölln, der Friedrichswerder, die Dorotheen- oder Neustadt, die Friedrichsstadt und die vier Vorstädte (Königs-, Spandauer, Stralauer und Köllnische oder Köpenicker Vorstadt), mit anderen Worten, die Stadt Berlin hatte im Anfange des Todesjahres Friedrichs des Großen 9140 Bürger, die Zahl der Einwohner belief sich im Jahre 1784 auf 145021, worunter 33386 Soldaten und 504 Fremde waren.

Nicht unter der *Gerichtsbarkeit* des Magistrates und der Stadtgerichte, sondern unter der des Kammergerichtes standen die sogenannten Eximirten, das heißt der Adel und die königlichen Beamten, während die Besitzer der Freihäuser, deren es in Berlin ungefähr 500 gab, unter dem Hofgerichte — einer Abteilung des Kammergerichtes — standen. Die Frei-

1) Beschreibung der königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam, drei Bände, dritte Auflage, Berlin 1786

häuser gehörten teils zum königlichen Schlosse, wie Schloßfreiheit und Stechbahn, teils waren sie ursprünglich kurfürstliches Eigentum und als Burglehen verliehen gewesen, teils waren sie auf landesherrlichem Grunde erbaut, teils endlich mit ihrem Charakter durch besondere königliche Erlaubnis bekleidet worden.

Die französische Colonie bestand im Jahre 1784 aus 5168 Köpfen, und hatte besondere Gerichte, Schulen, Kirchen, Cassen und Behörden.

Die Judenschaft zählte in demselben Jahre 3372 Köpfe. Neuansiedelung und Verheiratung, d. h. Gründung eines neuen Hausstandes in Berlin, war nur unter gewissen Beschränkungen gestattet. In erster Instanz nahmen die Juden Recht vom Instructionssenate des Kammergerichtes, obgleich auch der Oberlandrabbiner zu einer Rechtsprechung befugt war, welche der Revision des Kammergerichtes unterlag, und einen mehr schiedsrichterlichen Charakter hatte; auch konnte der Rabbiner seinen Spruch nicht selbst vollstrecken. Seit dem Anfange des Jahrhunderts genossen sie freie Religionsübung. Ihre Armenanstalten und ihre Teilnahme an dem geistigen Leben der Stadt hebt Nicolai rühmend hervor; ein zünftiges Handwerk zu treiben oder Brauereien anzulegen war hnen untersagt, Klein- und Großhandel sowie Anlage von Fabriken dagegen gestattet.

Das Geheime Staatsministerium, auch geheimer Staatsrat genannt, bestand aus sämtlichen Geheimen Staatsministern und zerfiel in drei Departements, das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, auch Cabinetsministerium — nicht zu verwechseln mit dem königlichen Cabinette — genannt, das Finanzdepartement oder General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainendirectorium, und das Justizdepartement oder Justizministerium, mit welchem unter anderm das geistliche Departement verbunden war.

Die Geheime Kriegskanzlei stand unmittelbar unter dem Könige selbst und ressortirte von keinem Collegium.

Die Garnison von Berlin bestand aus einer Schwadron Garde du Corps, fünf Schwadronen des Leibhusarenregiments, fünf Schwadronen des Regiments Gensd'armes (Kürassiere), sieben Infanterie- und vier Artillerieregimentern.

An den Thoren erkundigten sich die wachthabenden Officiere oder Unterofficiere bei allen ein- und auspassirenden Reisenden genau nach ihrem Namen und Stande, dem Orte, wo sie herkamen, dem Zwecke ihrer Reise, ihrer Wohnung, ihren Geschäften und der vermutlichen Dauer ihres Aufenthaltes. Den Zettel, welcher diese Notizen enthielt, unterschrieben sie, und schickten ihn auf die Schloßwache. Dort wurden die eingelaufenen Zettel in ein Buch eingetragen, die Originale selbst zum Gouverneur, und wenn derselbe sie durchgelesen hatte, zum Commandanten gebracht, bei dem sie blieben. Der Gouverneur erhielt täglich morgens und abends einen Hauptrapport und von allen Thorzetteln des Tages noch einen Rapport. War der König in Berlin, so schickte der Commandant abends um sieben Uhr den Rapport unterschrieben und versiegelt an den Capitain von der Schloßwache; dieser erbrach und übergab ihn um acht Uhr dem Könige. War der König nicht in Berlin, so schickte der Commandant den Rapport jeden Abend an den König nach Potsdam.

Der Magistrat oder Rat von Berlin bestand aus einem vom Könige ernannten Präsidenten — im Jahre 1786 bekleidete dieses Amt der Geheime Kriegsrat Johann Albrecht Philippi, im Jahre 1787 wurde der Geheime Kriegsrat Johann Friedrich von Eisenhart zum zweiten Präsidenten ernannt —, ferner drei, bisweilen auch vier Bürgermeistern, zwei Syndici, einem Ökonomiedirector, einem Kämmerer, welcher zugleich Ratsmann war, und zwölf anderen Ratsmännern. Dieses Collegium wählte seine Mitglieder und die Unterbeamten sowohl des Magistrates als der Stadtgerichte, übte die Jurisdiction erster Instanz über sämtliche nichteximirte Einwohner in Civil- und Criminalsachen, und führte das allgemeine Regiment der Stadt.

Die Stadtverordneten wurden vom Magistrate aus der Zahl der Hausbesitzer gewählt. Ihr Amt war, die Verordnungen des Magistrates der Bürgerschaft bekannt zu machen, auf den öffentlichen Märkten gute Ordnung zu halten und dergleichen mehr.

Das Polizeidirectorium war mit dem Magistrate aufs engste verbunden. Der Stadtpräsident (seit 1787 die Stadtpräsidenten) war zugleich Polizeidirector und hatte deshalb vom Könige eine besondere Instruction.

Die Besorgung und das Anzünden der 2354 Straßenlaternen, welche vom September bis Mai brannten, war an einen besonderen Commissar verpachtet.

In den Straßen befanden sich 517 Ziehbrunnen.

Die Nachtwache bestand aus zwei Nachtwachtmeistern und zweiundfünfzig durch alle Straßen verteilten und mit Spießen und Seitengewehr bewaffneten Nachtwächtern. Sie riefen alle Stunden der Nacht ab und stießen dabei ins Horn. Bemerkten sie Feuer, so gaben sie ein besonderes Zeichen; fiel eine Unordnung vor, so pfiffen sie; die Schildwachen gaben dann von ihrem Signal Nachricht und die nächste Wache schickte ihnen Hilfe.

Die Straßenreinigung geschah durch sechsunddreißig mit zwei Pferden bespannte Karren.

Zwei Armenwachtmeister und zwanzig Armenwächter griffen die Bettler auf und brachten sie nach dem großen Arbeitshause.

Die Polizei vereidete zwölf Lohnlakaien, welche zur Bedienung der Fremden bestimmt waren und Caution stellen mußten.

Das Hofpostamt hatte die in Berlin ankommenden, ab- und durchgehenden Briefe, Gelder und Pakete zu besorgen und bestand aus einem Hofpostmeister und zehn Hofpostsecretairen.

Kurz vor Abgang der Posten wurde den Passagieren ihr Reisegepäck durch den Postboten abgeholt. Die Koffer der ankommenden Passagiere wurden nach geschehener Visitation und Erlegung der etwaigen Accise durch den Postboten gegen eine Vergütung von 2—4 Groschen in die Wohnung des Reisenden geschafft. Auf den Hauptrouten, wie nach Cleve, Breslau, Stettin, Halle, Hamburg und Königsberg in Preußen, waren die ordinairen Postwagen zur Bequemlichkeit der Reisenden bedeckt und wurden ungefähr alle zwanzig Meilen gewechselt. Couriere und Extraposten wurden nicht ohne Gouvernementspaß abgefertigt.

Alle zu Wasser oder zu Lande eingehenden Güter wurden auf dem[1]) Packhofe[2]) bei den Buchhaltern eingeschrieben, sobald ihnen die Schiffer und Fuhrleute ihre Frachtbriefe vorzeigten. Sie setzten den Eintragevermerk auf die Frachtbriefe und gaben sie dann den Schiffern oder Fuhrleuten zurück,

---

[1]) alten — [2]) an der Spree bei der Schleusenbrücke

welche sie an ihre Adresse in der Stadt beförderten. Darauf meldete sich der Empfänger mit dem Frachtbriefe bei dem Buchhalter und zeigte demselben an, was mit den ihm zugeschickten Sachen geschehen soll. Blieben sie in der Stadt, so gab ihm der Buchhalter einen gedruckten Zettel, mit welchem er sich in der Accisekammer bei den Estimateuren, welche den Betrag der Accise nach dem Werte der Waaren abschätzten, zu melden hatte. Dieselben trugen dann die Waaren in ein dazu bestimmtes Register ein und bemerkten die Nummer der Eintragung auf dem Zettel; darauf begab sich der Empfänger wiederum zu dem Buchhalter. Nachdem der Buchhalter die Nummer des Estimationsregisters in sein Hauptbuch eingetragen hatte, schickte er ihn mit demselben Zettel zu dem Estimateur zurück, welcher sodann einen anderen gedruckten Zettel ausfüllte, auf welchen hin die Estimation geschehen sollte.

Nunmehr wurden die Waaren in den Estimationssaal gebracht, in Gegenwart eines Estimateurs und Visitators geöffnet und die in den Ballen oder sonstigen Gepäckstücken befindlichen Sachen auf dem erwähnten Zettel verzeichnet. Darauf trug der Estimateur die Sachen einzeln specificirt in sein Register ein, setzte die Schätzung nach den tarifmäßigen Sätzen daneben und schickte den Empfänger damit auf die Accisecassen zur Bezahlung der Accise.

Es gab vier Accisecassen: die Getränk-, Schlacht-, Victualien- und Kaufmannschaftscasse.

Der Einnehmer, zu dessen Casse die Abgabe gehörte, trug die Schätzung in sein Register ein und schrieb die Nummer des Registers mit der Summe der erlegten Accise auf den ihm übergebenen Zettel.

Mit diesem Zettel ging der Empfänger wieder zu dem Estimateur, welcher die Accisesumme in sein Register eintrug und seinen Namen darunter setzte. Darauf wurde der Zettel den an der Thüre des Packhofes stehenden Visitatoren vorgezeigt, worauf dieselben die Stücke verabfolgen ließen.

Alle ankommenden Reisenden wurden auf Verlangen an den Thoren visitirt, an deren jedem ein Einnehmer, Controlleur und Visitator stationirt waren. Hatten sie aber plombirte

Koffer — das Plombiren der Koffer pflegte an der Landesgrenze bei denjenigen zu geschehen, welche mit eigenen Pferden oder mit Extrapost ankamen — viele Sachen und besonders der Accise unterworfene Waaren bei sich, so wurden sie mit einer Wache nach dem Packhofe zur Visitation begleitet.

Die königliche Hauptbrennholzadministration versorgte seit dem Jahre 1785, wo der Octroi der bis dahin bestehenden Compagnie abgelaufen war, die Einwohner und Garnisonen von Berlin und Potsdam mit allen Sorten von Brennholz. Es kostete im Jahre 1786

der Haufen	Büchenholz	19	Rthlr.	—	Gr.
„ „	Eichenholz	16	„	20	„
„ „	Elsen- und Birkenholz	15	„	20	„
„ „	Kiehn-Kloben	13	„	20	„
„ „	Kiehn-Knüppel	11	„	12	„
„ „	Stubbenholz	9	„	12	„

Wer Holz kaufen wollte, erlegte den Preis im Comptoir der Administration und erhielt darauf einen Anweisezettel auf den ihm am bequemsten gelegenen Holzmarkt.

Jeder Haufen mußte neun rheinische Fuß Höhe, achtzehn Fuß Breite und jeder Klotz drei Fuß Länge haben. Zweifelte ein Käufer, ob ein Haufen dieses Maß hatte, so konnte er sich denselben gegen Erlegung von vier Groschen von dem geschworenen Holzaufseher umsetzen lassen.

Diese Administration war in alle Rechte der bisherigen Compagnie eingetreten. Es durfte in Berlin niemand mit Brennholz handeln, mit Ausnahme der prinzlichen Gesamtkammer, welche das Holz aus den prinzlichen Forsten verkaufen konnte, und die Bauern vom platten Lande, welche die Erlaubnis hatten, jährlich 4060 Fuder einzuführen, worüber die nötigen Pässe erteilt wurden. Doch konnte sich jeder Forstbesitzer sein Holz zu seinem eigenen Verbrauche kommen lassen, wenn er sich nur im Januar eines jeden Jahres einen Paß ausstellen ließ.

Gasthöfe erster Classe waren damals unter andern in Kölln:

die Stadt Paris an der linken Seite der Brüderstraße, vom Schloßplatze das siebente Haus,

in Berlin:

der König von Portugal in der Burgstraße, von der Königstraße rechts das fünfte Haus,

in der Neustadt:

die Stadt Rom unter den Linden, Ecke der Charlottenstraße, vom Brandenburger Thore auf der linken Seite,

der goldene Hirsch, das zweite Haus vor der Charlottenstraße, vom Brandenburger Thore auf der rechten Seite,

Hotel de Russie, das zweite Haus vor der Friedrichstraße, am Brandenburger Thore auf der rechten Seite,

in der Friedrichsstadt:

der goldene Adler am Dönhofsplatz, Ecke der Jerusalemer und Leipziger Straße.

Für alle Gasthöfe existirte eine polizeiliche Taxe, der wir Folgendes entnehmen.

	Rthlr.	Gr.	Pf.
Für die Wohnung von vier Zimmern, mit oder ohne Bett und Licht, vorn heraus im ersten oder zweiten Stock, für Tag und Nacht	2		
Für dasselbe im dritten Stock nach vorn heraus	1	8	
Für eine Stube und Kammer mit Bett und Licht im ersten und zweiten Stock vorn heraus	1		
dasselbe im dritten Stock vorn heraus		16	
dasselbe im ersten und zweiten Stock hinten heraus		12	
ebenso im dritten Stock		10	
Für den Mittagstisch, bestehend aus fünf guten Gerichten nebst Dessert, für die Person		16	
Für den Abendtisch, bestehend aus drei guten Gerichten mit Butter und Käse		12	
Für ein Butterbrot mit Braten oder Pökelfleisch		1	6
Für eine Quartflasche guten Pontac		10	
„ „ „ „ Hautbrion		14	
„ „ „ „ Franzwein[1])		10	
„ „ „ „ Rheinwein 1 Rthlr. bis	1	16	
„ „ Flasche Champagner bis	1	16	
„ „ „ Burgunder bis		22	

[1]) geringere, besonders weiße französische Weine, die nicht zu den Bordeauxweinen gehörten.

Jedoch behielt der Fremde die Freiheit, sich den Wein außerhalb des Gasthofes holen zu lassen.

Die Taxe mußte bei fünf Thaler Strafe in jedem Zimmer der Gasthäuser angeschlagen sein; bei Übertretung derselben genügte eine mündliche Beschwerde bei der Polizei, worauf die Sache summarisch und ohne Schriftwechsel untersucht wurde und der überführte Wirt in eine Strafe verfiel, welche einen Thaler von jedem zu viel genommenen Groschen betrug.

Bei der ordinären Post wurde die Meile mit sechs Groschen bezahlt, wobei der Postillon kein Trinkgeld fordern durfte, bei der Extrapost kostete die Meile acht Groschen und drei Groschen Trinkgeld für den Postillon, doch mußte bei dem Postamte in Berlin, als poste royale, stets eine Meile mehr bezahlt werden, z. B. nach Potsdam fünf Meilen.

Da die Einfuhr aller derjenigen fremden Waaren und Sachen verboten war, welche in Preußen ebenfalls angefertigt wurden, so erstreckte sich dieses Verbot mit wenigen Ausnahmen auf alles durch Kunstfleiß hergestellte, besonders aber auf wollene, leinene, seidene, Eisen-, Stahl- und Lederwaaren. Was accisbar war, dafür wurde dem Fremden die Accise abgefordert, verbotene Waaren dagegen bis zu seiner Abreise versiegelt aufbewahrt oder dem Fremden aufgegeben, dieselben aus dem Lande zu schicken.

Register



Druck von Carl Marquart in Leipzig.